Paed. Pr. Kinderbibliothek
4439 f (15

<36611667780010

<36611667780010

Bayer. Staatsbibliothek

15

5878

Kleine Kinderbibliothek,

herausgegeben
von
J. H. Campe.

Funfzehntes Bändchen.

Mit Chursächsischer Freiheit.

Braunschweig,
In der Schulbuchhandlung.
1787.

Sammlung
interessanter
und
durchgängig zweckmäßig
abgefaßter
Reisebeschreibungen
für
die Jugend

von

J. H. Campe.

Dritter Theil.

Braunschweig,
In der Schulbuchhandlung.
1787.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Vorrede.

Ich liefere hier den dritten Theil meiner Reisebeschreibungen für die Jugend; der vierte wird zur Ostermesse erscheinen. Der fortdauernde Beifall, womit das Publicum auch diese meine kleine Bemühung für die junge Nachwelt belohnt, ist mir ein ermunternder Beweis, daß ich die Zwecke, die ich dabei vor Augen hatte, nicht ganz verfehlt haben müsse.

Ich habe hier drei Reisen zusammengenommen, welche nicht wol von einander getrennt werden konnten, theils weil sie alle drei einen und eben denselben Zweck hatten, theils weil einerlei Charte dabei zum Grunde gelegt werden konnte. Es sollten nunmehr die Cookschen Entdeckungsreisen folgen. Um indeß das Unangenehme der Einförmigkeit zu vermeiden, werde ich diese noch zurückhalten; und in dem nächsten Theile einige sehr interessante Landreisen liefern. Ich behalte übrigens den von Anfang an mir vorgesetzten Zweck im Gesicht, meine jungen Leser nach und nach in alle Weltgegenden zu führen.

Die bekannte Quelle der gegenwärtigen drei Reisen habe ich in der **Einleitung** angegeben.

Da mir Wahrheit, selbst in Kleinigkeiten, über alles wichtig ist: so ermangele ich nicht, diejenigen Berichtigungen, welche mir zu einigen Stellen der im zweiten Theile enthaltenen Reise durch Deutschland nach der Schweiz von gutdenkenden und wohlunterrichteten Männern zugekommen sind, hier öffentlich mitzutheilen. Wer da weiß, wie unvermeidlich es für den beobachtenden Reisenden sey, auch bei der größten eigenen Aufmerksamkeit und bei der behutsamsten Prüfung dessen, was er hört und sieht, doch je zuweilen, bald durch eigenes Versehn oder Verhören,

bald durch irrige Urtheile solcher Personen, denen er Wahrheitsliebe und Kenntniß der Sache zutrauen darf, irre geleitet zu werden; der wird dem gewissenhaften Schriftsteller, welcher dergleichen Mißverständnisse nicht zu verbergen, sondern zu berichtigen sucht, wo nicht für seine Ehrlichkeit danken, doch wenigstens ihn deshalb nicht schikaniren wollen.

Berichtigungen
zum
zweiten Theile dieser Reisebeschreibungen.

Seite 180. Nicht alle Bürger von Frankfurt werden nach militairischen Ehrenstellen benannt, sondern nur diejenigen, welche dergleichen Stellen bekleiden. Statt Colonel lese man Cornet.

S. 181. Auf der sogenannten Zeile steht kein churfürstl. Pallast, sondern nur der sogenannte Fürstl. Darmstädtsche Hof und verschiedene ansehnliche Privatgebäude.

S. 190. Es finden sich wirklich einige vernünftige Gründe, warum die Frankfurter Reformirten bisher nicht in Frankfurt, sondern zu Bockenheim, einem eine halbe Stunde entlegenen Hanauischen Dorfe, ihre öffentlichen Gottesverehrungen haben halten müßen. Wem daran gelegen ist, diese Gründe näher kennen zu lernen, der findet sie in einem, vier Folianten starken Buche:

Frankfurtsche Religionshandlungen betitelt, und in einer sogenannten freimüthigen, doch gründlichen Unterredung zweier vertrauten Freunde über die Kirchenstreitigkeiten der freien Reichsstadt Frankfurt am Main. 1748.

Ebendas. Ueber die Gründe, warum die Juden zu Frankfurt in eine einzige, für ihre große Anzahl viel zu kleine Straße eingepackt sind, ist mir folgende Erläuterung zugesandt worden:

"Es macht Hrn. Campens billigen Vorsichtigkeit in Beurtheilung anderer Ehre, wenn er S. 192. die angegebenen elenden Ursachen von der auffallenden harten Verfügung wider die Juden in Frankfurt verwirft, und gegründetere voraussetzt. Das folgende wird hoffentlich seinen Wünschen entsprechen, indem er daraus die eigentlichen und wahren Gründe dieser anscheinenden Härte einsehen wird. Die Juden sind bekanntlich fast überall nur auf den Handel, als ihre einzige Erwerb- und Nahrungsquelle eingeschränkt. Frankfurt ist ihnen in dieser Rücksicht durch seine Freiheiten, Messen rc. so ergiebig, daß sie diese Stadt jeder andern vorziehen. Hätte nun nicht von jeher der Magi-

gi-

gistrat die Vorsicht gebraucht, diesem gegen die christlichen Bewohner dieser Stadt und ihr Gebiet unverhältnißmäßigen zu großen Zusammenflusse dieser hebräischen Fremdlinge gewisse Schranken zu setzen: so würde jetzt wahrscheinlich der größte Theil der hiesigen Einwohner aus Juden bestehen. Die Beweise hievon sind leicht aus der Geschichte der Frankfurter Israeliten zu führen. In jenen finstern Zeiten, wo man in so vielen christlichen Reichen unsers Welttheils die Rechte der Menschheit so wenig achtete, daß man wähnte, Gott einen Dienst zu thun, wenn man so viele Kreuziger Christi todtschlüge, als man könnte, glaubten die tolerantesten, durch das Geschenk des Lebens, die gerechtesten Ansprüche auf ihre Personen und Vermögen zu haben. Nach diesem milderen System kam es, daß die Juden in Deutschland unmittelbare Knechte des Kaisers waren, welche für den Schutz ihres Lebens ihm jährlich eine taxmäßige Summe bezahlen *mußten*, wofür sie in Deutschland, besonders in den Reichsstädten, wohnen und schachern durften, wo sie wollten. Der immer zunehmende Handelsflor zog nach und nach so viele Juden nach Frankfurt, daß der damalige Magistrat alle Ursache hatte, zu

be-

befürchten, dieses verschmitzte Volk würde mit der Zeit nicht allein den ganzen Handel, sondern auch die meisten Wohnplätze in der Stadt den Christen entziehen, und auf diese Art eine christliche in eine Juden-Stadt umwandeln. Diesem vorzukommen, faßte der Magistrat den weisen Entschluß, dem Kaiser seine Judenknechte für eine gewisse Summe Geldes abzukaufen. Die Stadt Frankfurt bekam hierdurch auf die Juden in ihren Mauern alle Rechte, welche bisher der Kaiser über sie ausgeübt hatte, und zugleich, was mehr werth war, die unumschränkte Freiheit, so viele oder so wenige von diesem Volke aufzunehmen, als ihr gutdünkte. Der Magistrat machte nun das Gesetz, es sollten nie mehr als 500 jüdische Familien in der sogenannten Stättigkeit seyn, das heißt: in der Vergünstigung, in Frankfurt eine Stätte oder Wohnplatz zu haben, wofür eine jede Familie eine nach ihrem Vermögen geschätzte Abgabe jährlich entrichten sollte. Die Straße, die jetzt weit mehr als 10000 bewohnen, war für diese bestimmten 500 Familien geräumig genug, und wurde ihnen also zu ihren Wohnplätzen angewiesen. Sie wurde mit einer Mauer umgeben, und mit einem Thore geschlossen, um dadurch

durch die Juden, zumalen an den christlichen Sonn- und Feiertagen und bei jeder andern öffentlichen feierlichen Begebenheit, vor den muthwilligen Gewaltthätigkeiten des Pöbels, der die Juden nach jenem oben angeführten alten Glaubenssystem, jetzt noch immer nicht ganz als Menschen würdigt, zu bewahren. Zum Zeichen, daß nun die Frankfurter Juden, Knechte Frankfurts seyn, mußten sie, wenn sie sich in der Stadt sehen ließen, schwarze Mäntel tragen, (welches sie noch bis auf den heutigen Tag thun müssen) und an gewissen Tagen wurden sie dazu angehalten, sogar die Straßen der Stadt zu kehren. Diese Sclavenarbeit ist ihnen jedoch schon vor langer Zeit erlassen worden. Durch diese Maasregeln glaubte der Magistrat, der zu großen und hierdurch der Stadt nachtheiligen Vermehrung dieser Fremdlinge, ohne alle Eingriffe in die heiligen Rechte der Menschheit, ganz nach den in den damaligen Zeitumständen liegenden Sicherheitsgründen, rechtmäßigen Einhalt zu thun. Allein dieses listige Volk wußte bald Mittel auszufinden, diesen so klug entworfenen und schon halb ausgeführten Plan zu vereiteln. Die List glückte ihnen, anfänglich den Magistrat dadurch zu

täuschen, daß sie weit mehrere Personen zu einer Familie rechneten, als würklich dazu gehörten. Wie in der Folge ihre verschmitzte Verschlagenheit sie einsehen ließ, daß die Gesinnungen der Christen gegen sie um vieles menschlicher geworden, und durch ein gewisses Benehmen noch weit gefälliger zu machen wären; der Magistrat aber, bei der augenscheinlichen dem Sande am Meere ähnlichen Vermehrung dieser Abrahamiten, darauf drang, sein altes Gesetz in Ansehung der 500 zur Stättigkeit bestimmten Familien in Ausübung zu bringen: so verklagten sie den Magistrat, als einen widerrechtlichen Bedrücker, förmlich bei dem Kaiser. Hier hängt nun dieser auf beiden Seiten sehr kostspielige Prozeß schon Jahrhunderte. Unterdessen vermehren sich diese Frankfurtischen Israeliten, ohne die geringsten Einschränkungen, in ihrer Judengasse, nach ihren Verheissungen wie die Sterne am Himmel; ziehen sogar durch Heirathen noch anderwärts wohnende Juden hinein, und verschmachten so, aus eigner Wahl, durch ihre drückende Menge, lieber in ihrer schmutzigen, stinkenden, aber dabei durch den Handel einträglichen Judengasse, als daß sie, nach den rechtmäßigsten Forderungen des

Magistrats, den großen Ueberschuß an jenen festgesetzten 500 Familien andre gesundere Wohnplätze in Deutschland suchen lassen. Das sonderbarste in dieser Geschichte ist: daß bei der augenscheinlichen großen Anzahl der Juden, welche bald 15000 ausmachen wird, der Magistrat es nie hat dahin bringen können, daß die schon in den ältesten Zeiten bestimmten 500 Familien in der Stättigkeit vollzählig seyen. Es ist fast unglaublich und doch wahr, (aber eben darum ist die Verfügung des Magistrats in Absicht dieses Volks nichts weniger als ungerecht) daß von diesen beinahe 15000 Juden nur 485 Hausväter die hier sehr gemäßigte kleine Schatzung und unter diesen kaum vierzig die sogenannte große Schatzung von 54 Gulden jährlich bezahlen. Welche Vortheile genießen hierin diese erkauften Judenknechte vor ihren christlichen Herrn! Noch verdient angemerkt zu werden, daß des *Sonntags* nach dem Gottesdienste jedesmal das Thor der Judengasse geöfnet wird, und daß alsdann die Juden völlige Freiheit zum Spatzirengehen haben. Auch hat der Magistrat ihnen einen besondern Spatziergang um alle Thore der Stadt zwischen dem Fahrwege und dem Spatziergange der Christen

sten bequem einrichten lassen. — Indeß ist zu Anfange dieses Jahrs, beim Antritt des neuen Bürgermeisters, den Juden die Freiheit, Sonntags aus ihrer Gasse zu gehn, wieder genommen worden, und bleiben die Thore alsdann geschlossen."

S. 203 Nicht eigentlich die goldene Bulle muß der neuzuerwählende Kaiser beschwören, sondern die sogenannte Wahlcapitulation, welcher jenes alte Reichsgrundgesetz nur zur Basis dient, die übrigens weit mehr auf die jedesmalige Lage der Sachen im deutschen Reiche und die Person des neuen Römischen Königs Bezug habende Puncte enthält, und deswegen immer aufs neue aufgesetzt wird.

S. 204-212. In Ansehung der von den Sachsenhäusern mitgetheilten Nachrichten ist mir folgende erläuternde Berichtigung geworden.

"Durch die Schilderung, welche Hr. Campe hier von den Sachsenhäusern macht, könnten Auswärtige leicht verleitet werden, zu glauben, als sey dieser ganze Theil der Stadt von einer Art Originalmenschen (wie etwa die Halloren in

Halle

Halle) bewohnt, da diese Schilderung doch nur auf diejenigen, welche durch ihre rohere Lebensart von andern gesittetern Einwohnern Sachsenhausens abgesondert leben, und aus ihren Zirkeln selten heraustreten; aber auch auf diese nicht durchgängig paßt. Gartenbau und Fischerei sind zwar Hauptnahrungszweige der Sachsenhäuser; allein bei weitem nicht die einzigen: es giebt unter ihnen Handwerker aller Art, vorzüglich Gerber und Töpfer. Daß sie sich aber jener beiden Hauptnahrungszweige keineswegs ausschließend bemächtigt haben, erhellt aus folgendem: Ein großer und beinahe der größte und beste Theil des zur Gemüßpflanzung tauglichen Bodens liegt diesseits des Mains um das eigentliche Frankfurt herum, und die Eigenthümer davon wohnen alle zunächst an den Thoren, namentlich dem Bokenheimer, Friedberger und Allerheiligen Thore. Diese machen gewiß die Hälfte der Gemüßpflanzer und Gartenbauer aus. Daß aber auch diese, wenn sie von Unkundigen unter dem Namen Sachsenhäuser-Gärtner mitbegriffen werden, sich keines Monopols angemaaßt, beweisen die ansehnlichen Transporte von Küchengewächsen, welche an den wöchentlichen Markt-

 tagen

tagen von den benachbarten Frankfurtischen Dörfern, Oberrad, Bornheim und Niederrad hieher gebracht werden. Selbst die Hanauischen Unterthanen versehen in ganzen Schifsladungen den hiesigen Markt mit gelben Rüben, so wie die Darmstädtischen Orte Gerau, Griesheim rc. wenigstens 1500 Wagen mit weissem Kopfkohl den Herbst durch in hiesiger Stadt absetzen. Diesem zufolge fällt also obige Behauptung ganz weg, und die, auf dieses angenommene Küchenkraut-Monopol gegründet seyn sollende Gartenverwüstung verliert dadurch etwas von ihrer Häßlichkeit. Ohne indessen jenes frevelhafte Verfahren, welches man den Sachsenhäusern Schuld giebt, nur im geringsten vertheidigen, oder nur das Schändliche dieses Raubes im mindesten beschönigen zu wollen, muß man eingestehen, daß es äusserst hart für solche Menschen ist, welche im eigentlichsten Verstande im Schweisse ihres Angesichts ihr Brod essen, wenn sie bei dem hohen Preise der Grundstücke, worin oft ihre ganze Habe und ein ansehnliches darauf geborgtes Capital steckt, ihre mühsam errungenen Producte, durch den Verkauf derer, die ihren Ueberfluß, ohne davon Steuern zu entrich-

richten, zu Markte bringen lassen, im Preise erniedrigt sehen sollen. Ohne nun auf diese Wahrheit Rücksicht zu nehmen, die der Richter, dem es um Ruhe und Sicherheit im Staate zu thun ist, noch weniger in Anschlag bringen darf, läßt sich wenigstens nicht absehen, auf welche Art die Untersuchung über diesen Vorfall hätte angestellt werden können, da keiner der Mitschuldigen, selbst aller Aufmerksamkeit und Nachspürung der Gartenbesitzer und des auf die Entdeckung gesetzten ansehnlichen Preises von 300 Gulden ohngeachtet, hat entdeckt werden können. Um so viel weniger wird ieder, der die hiesige Verfassung kennt, glauben können, daß der Magistrat durch die Drohung der Sachsenhäuser sich habe abschrecken lassen, eine strenge Untersuchung anzustellen. Denn, daß diese Untersuchung wirklich angestellt worden, konnte zwar Hr. Campe bei seinem Hierseyn unmöglich erfahren, weil man sich damals nur noch auf geheime Kundschaft legte. Es wurde aber kaum einiger Verdacht auf einen gewissen Sachsenhäuser geworfen, als man diesen sogleich einzog, jedoch nach einer zwei monatlichen Gefangenschaft, weil nichts auf ihn zu bringen war, wieder ent-

lassen mußte. Selbst diejenige Weibsperson, welche privatim ausgesagt haben sollte, daß sie einige von dem Komplot kennte, wurde, sobald der Magistrat davon Nachricht erhielt, festgesetzt. Sie läugnete aber, wie die Acten erweisen, alles schlechtweg, und behauptete, jene Aussagen wären ihr angedichtet worden. Eben so einseitig und unzuverläßig hat man Hrn. Campe den in der Kirche zu Sachsenhausen vorgefallenen Auftritt erzählt. Nach der Aussage des Predigers äusserte sich der Unwille der Zuhörer bloß in einem Geräusche, welches erst dadurch seine Aufmerksamkeit erregte, daß einige Weiber, ohne eben laut zu murren und den Prediger zu schimpfen, aus der Kirche gingen. Aber auch diese blieben nicht ungestraft. Sobald der Prediger die Anzeige davon dem Consistorio gethan hatte, wurden beide Weiber zu vier Wochen langer Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verurtheilt. Die eine hielt diese Strafe ganz aus; der andern wurden wegen ihrer Schwangerschaft und auf Fürbitte des Predigers 8 Tage des gesetzten Termins erlassen."

"Mit der Anmaaßung der Fischerei verhält es sich eben so. Ausserdem, daß der größte Theil

Theil der Fischer hier in der Stadt Frankfurt wohnt, machen alle hiesige Fischer eine förmliche Innung aus, die eben so streng auf ihre Gerechtsame und Herkommen halten, als andere, und dieses Gewerbe eben so wenig unzünftigen Pfuschern Preis geben, als Fleischer oder Becker. Gleichwol ist es auf den beiden wöchentlichen Markttagen auch fremden Fischern vergönnt, ihre Waare öffentlich zu Markte zu bringen.„

„Die Geschichte mit dem Schilderhause, welches einige muthwillige Sachsenhäuser von der Mainbrücke genommen und vor das Haus des zum Scherz erwählten Bürgermeisters gesetzt haben sollen, ist wahr; nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht von der Brücke, wo eine Wache ist, sondern aus einem Winkel am Main, wo nur am Tage eine Schildwache steht, das Schilderhaus abgeholt haben. — Die Sperrung der Mainbrücke, um bei der Hinrichtung des Judenmörders einen Aufruhr zu verhüten, ist ein Mißverständniß.„

S. 212-215. Zur Berichtigung der hier erzählten Anecdote von dem bekannten Bolongaro ist mir folgendes zugesandt worden:

„Bolongaro war kein mit einem Murmelthiere herumirrender Savoyarde. Er stammt vielmehr aus der Gegend *Lago di Como* oder aus *Como* selber im Mailändischen her. Als Schneidergesell kam er nach Frankfurt zu seinem Anverwandten Matthäi, der schon ehemals in Leipzig mit spanischem Taback handelte, und damals hier in Frankfurt diesen einträglichen Handel mit noch größerem Erfolge fortsetzte. Bei diesem Matthäi hatten Bolongaro's zwei ältere Brüder die Handlung ordentlich erlernt. Schon in einem gewissen Wohlstande hielt es Matthäi für schimpflich, daß ein so naher Verwandter von ihm sich mit der Nadel ernähren sollte, da er ihm eine weit glänzendere Laufbahn eröffnen konnte, wenn er die geringste Anlage dazu zeigte. So geschah es, daß der Schneidergeselle Nadel und Bügeleisen mit der merkantilischen Feder vertauschte, und ohne alle Ansprüche an Erfindungsgeist oder andere große Talente, mit seiner ganz gemeinen Schneiderseele, die in der Folge auch bei dem größten Ueberflusse überall hervorblickte, ganz nahe an die schon aufgefundene Quelle seines nachfolgenden großen Reichthums gebracht wurde. Matthäi etablirte den ältesten Bolongaro, der

ein

ein einsichtsvoller Mann war, in Landau, wo dieser aber nach wenigen Jahren starb. Durch des nemlichen Matthäi Unterstützung errichtete der zweite Bolongaro ein Handelshaus in Amsterdam, welches daselbst noch jetzt unter dem Namen Bolongaro Crevenna große Geschäfte macht. Dieser Amsterdammer war der große Kopf, der durch seine Erfindung und glückliche Speculationen den Grund zu den Bolongaroischen Millionen legte. Von seinem großen und schönen Geiste zeigt die kostbare Büchersammlung, welche, nach dem Urtheile der Kenner, eine der vorzüglichsten ist, die je ein Privatmann zusammen brachte. Mit diesem in der That großen Kaufmanne war der Frankfurter Bolongaro in allen Handelsvortheilen verbunden. Jener war der eigentliche Erfinder der reichmachenden Schnupftabacksſauce und dieser durch die nun leichte Fabrication und den in Frankfurt bequemen Debit nur Theilnehmer an dem ungeheuren Gewinnste. Bis dahin war er nur Beisaß in Frankfurt gewesen. Nun wollte er hier ein großes Fabrik-Gebäude aufführen, welches nur Bürgern verstattet wird. Er muste also um das Bürgerrecht

anhalten. Der Magistrat machte ihm nicht die geringste Schwierigkeit; er sollte sich nur den gewöhnlichen Bedingungen, unter welchen ein Fremder das Bürgerrecht hier erhält, unterwerfen, nemlich 5 vom 100 seines Vermögens, als sogenannte Anzugsgelder, oder, wie es auch oft geschieht, eine seinen Umständen angemessene Summe überhaupt bezahlen. *) Die Stadt konnte nach ihren Gesetzen und Statuten für ihr Bürgerrecht, nach seinen damaligen Vermögensumständen (er besaß schon gegen anderthalb Millionen Gulden) 150000 Gulden fordern; und Bolongaro bot 500 Thaler und keine 20000. Für diese 500 Thaler verlangte er nicht nur das Bürgerrecht für sich, sondern auch

*) Jeder Fremde, der das Bürgerrecht verlangt, muß, ausser jenen Bedingungen, noch versprechen, im Fall er heirathen würde, eine Bürgerstochter zur Frau zu nehmen. Ohne diese garantirte Zusicherung hat man nur wenig Beispiele, daß ein Fremder unter die Bürgerschaft aufgenommen worden. Bolongaro hatte aber eine Fremde zur Frau. Auch hat der Magistrat das Recht, das Bürgerrecht für erworbene Verdienste zu verschenken an wen er will.

auch für seine ganze Familie, wovon sein Amsterdammer Bruder allein zehen Kinder hatte. Dies war aber noch nicht alles; er foderte zugleich, daß er und seine Familie zu aller Zeit abzugsfrei seyn, das heißt: bei einer etwannigen beliebigen Veränderung des Wohnortes nicht, wie es hier und fast überall üblich ist, verbunden zu seyn, den sogenannten zehnten Pfennig des Vermögens als Abzugsgelder an die Obrigkeit zu bezahlen; und dies alles für seine 500 Thaler. Dennoch, hätte er 5000 Thaler geboten, würden er und seine ganze Familie wahrscheinlich Bürger geworden seyn; aber freilich ohne Gewährung der höchstunbilligen Forderung der Abzugsfreiheit. Mit Recht verschmähte also Frankfurt die Summe von 500 Thalern und wollte einen Mann von solchen Gesinnungen nicht durch Verletzung ihrer in die ganze Verfassung verwebten Gesetze als Bürger aufnehmen. Aus Rachsucht und Uebermuth, und nicht eines bloßen reichsstädtischen Eigensinns wegen, legte nun Bolongaro zu Höchst, zwei Stunden von Frankfurt, seine Tabacks-Fabrik an, und nannte sie Trutz-Frankfurt. Die Folge bewies aber

bald, daß er sich selber getrozt hatte. Denn kaum hatte er ein sehr ansehnliches Kapital in Gebäude gesteckt, so sahe er ein, daß sein Plan viel zu weit ausgedehnt war, und wollte ihn nun abkürzen. Die Kurfürstliche Regierung von Mainz wuste ihm aber bald begreiflich zu machen, daß er den ihr vorgelegten Plan zu Gebäuden genau vollenden müßte, er mögte nun Gebrauch davon machen oder nicht. Eben so wurde ihm auch der Krahn, welchen er mit eignen Kosten am Main erbaut hatte, als ein nur dem Oberherrn zustehendes Recht von der Regierung abgenommen. Auf die Art wurde Frankfurt an einem Uebermüthigen gerächt, dessen Truz-Frankfurt seine besser gesinnten Erben mit den größten Aufopferungen gern verkauft hätten, wenn sie könnten. Als diese nach Bolongaro's Tode freie Hände hatten, den von ihm begangenen Fehler wieder gut zu machen: so eilten sie bei dem Magistrate um eben das bedeutende Bürgerrecht in Frankfurt, wofür der alte Bolongaro nur 500 Thaler geben wollte, nunmehr 10000 Gulden aus eigner Bewegung anzubieten, für welche Summe ihre Bitte er-

füllt wurde. Sie verschönerten nun ihre schon vorher unter dem Namen eines andern hiesigen Bürgers hier in Frankfurt besessenen Häuser, zogen die Fabrik nach und nach wieder zurück, und bedienen sich seitdem der Palläste zu Höchst, die, weil der Plan dazu vollführt werden mußte, so leicht wie immer möglich gebaut worden sind, nur noch zu einem Sommeraufenthalt.„

S. 220. Die Schlacht bei Bergen erstreckte sich nicht bis in diejenige Gegend bei Bornheim, wo Blanchard aufstieg.

S. 232 – 234. Das Armenwesen in Frankfurt betreffend:

"Herr Rulfs wurde nicht von Obrigkeitswegen, sondern von einem Particulier hieher berufen, der mit ihm über die Einrichtung eines Zucht- Armen- und Arbeitshauses zu conferiren wünschte. Sein deshalb entworfener Plan, soll in der Hauptsache gut, allein auf den Zustand des wirklich vorhandenen Waisen- und Armenhauses nicht passend gewesen und wegen der ungesunden Lage des Hau-

Hauses nicht ausführbar gewesen seyn, indem man es für gefährlich hielt, ohne Veränderung des Orts (welchen man aber vor der Hand unmöglich mit einem andern vertauschen konnte) eine größere Anzahl von Menschen auf diesem ungesunden Flecke zu versammeln. Ob nun gleich Hrn. Rulfs Plan unter diesen Umständen unbefolgt bleiben mußte, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß er, nach Hinwegräumung jener Hindernisse und nach getroffenen nöthigen Anstalten, nicht vielleicht noch werde ausgeführt werden. Unrichtig ist die Angabe, daß in diesem großen und reichen Hospital an 120, nicht etwa Kranke und Arme, sondern größtentheils bloß begünstigte Personen den Rest ihres Lebens in Gemächlichkeit verschmausen sollen. Welche von den hiesigen milden Stiftungen soll dieser Vorwurf eigentlich treffen? Das sogenannte Heil. Geist-Hospital? — Groß und reich ist dies zwar; aber nach Gunst kann es darin unmöglich gehen: jeder erkrankte Fremdling, er sey von welcher Religion und aus welchem Orte er wolle, jeder Dienstbote und Handwerksbursche wird ja ohne Einwendung und Unterschied darinnen auf-

aufgenommen, und bis zu seiner Genesung verpflegt. Oder das für kranke Bürger bestimmte Senkenbergische Stift? Dies hat Herr Campe selbst gesehen, und dessen Einrichtung gepriesen. Oder das sogenannte Tollhaus? Dies ist ja bloß für Wahnsinnige und Seelenkranke bestimmt. Es kann also lediglich das obengenannte Armen- und Waisenhaus, das jedoch den Namen Hospital hier gar nicht führt, gemeint seyn. Diese Anstalt ist aber einzig für arme und verwaiste Kinder der nicht verbürgerten Beisassen, welche ohne Unterschied darinnen aufgenommen werden müssen. Arme Waisen aus der Bürgerschaft fallen dem sogenannten Kasten-Amte zu, welches für ihre Verpflegung dem Waisenhause Kostgeld zahlt. Von bloß begünstigten kann also auch hier der Fall nicht seyn, auch nicht von 60 wohlbesoldeten Officianten, eine Angabe, welche bei keinem der hiesigen Hospitäler, am wenigsten bei dem letztern zutrift, indem das ganze Personale darin, die zur Kinderpflege nöthigen armen Weiber und 4 Bettelvögte mit eingerechnet, kaum 24 bis 25 Personen betragen wird. Alle übrige mit dieser Anstalt beschäftigte Personen sorgen und arbeiten dafür unentgeldlich."

S. 235. "Die Müllerische Indienne Fabrik liegt noch eine halbe Stunde weiter von der Stadt, als der sogenannte Sandhof. Allem Vermuthen nach ist Herr Campe durch einen Umweg bei dieser Fabrik verbei nach dem Sandhofe geführt worden, und daher die unbedeutende kleine Irrung entstanden."

S. 238. "Hier rechnet Herr Campe die jedesmal nur allein in der Herbstmesse übliche Feierlichkeit des sogenannten Pfeiffergerichtes unrichtig zu den Geleits-Ceremonien, mit welchem diese in keiner Verbindung steht. Mit besagter Feierlichkeit verhält sich's ungefähr also. Die Städte Worms, Alt-Bamberg und Nürnberg geniessen von undenklichen Zeiten her, vermöge gewisser Verträge, auf den beiden jährlichen Messen das Vorrecht, daß ihre Bürger von allen Abgaben und Zöllen gleich den Frankfurter Eingebohrnen frei sind. Dieses für die drei gedachten Städte wichtige Vorrecht nicht zu verlieren, werden von denselben vor dem Anfange der Herbstmesse Abgeordnete nach Frankfurt geschickt, welche nach alter Sitte unter Vortretung einiger Pfeiffer jedesmal auf den letzten Gerichtstag vor Mariä Geburt vor dem

ver-

versammelten Schöffen-Rath erscheinen, und mit Ueberreichung ihrer Creditive und eines Geschenks an Pfeffer in einem hölzernen Becher, einem Paar Handschuhen und einem weissen Stäbchen die hergebrachte Zollfreiheit auf den beiden Messen erneuern. Der Filzhut, welchen die Abgeordneten zusammengelegt mitbringen und wieder zurücknehmen, ist kein Symbol eines Verweises, sondern eben so gut, wie die andern Gaben, ein herkommliches Geschenk für den Schultheißen, an dessen Statt sie aber jedesmal einen Goldgulden erlegen. Dafür erhält jeder Bürger der benannten drei Städte, wenn er sich als einen solchen durch Zeugnisse seiner Obrigkeit bei der hiesigen Stadtkanzlei legitimirt hat, ein Freizeichen, durch dessen Vorweisung er bei den Zöllen der Stadt gleich den verbürgerten Frankfurtern gehalten, und von dem die Messe über üblichen Doppelzoll frei wird.„

Die über das Schulwesen in Frankfurt mir gewordenen umständlicheren Beschreibungen halte ich aus Discretion und aus Achtung für ver-

verschiedene dabei angestellte würdige Männer zurück. Meine Absicht ist, zu nützen; nie zu schaden. Was das Gymnasium insonderheit betrift, so höre ich mit Vergnügen, daß dasselbe seit einem Jahre beträchtliche Verbesserungen erhalten hat.

Campe.

I.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,

angestellt von

dem englischen Commodore Byron
im Jahr 1764 und vollendet
im Jahr 1766.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Einleitung.

Bald nachdem der König von Großbrittanien, Georg III, zur Regierung gekommen war, faßte Se. Majestät den Entschluß, Schiffe auszusenden, welche unbekannte Länder entdecken sollten. Es schien nemlich höchstwahrscheinlich zu seyn, daß sowol auf dem großen Südmeere überhaupt — meine jungen Leser kennen doch diesen weiten Theil des Weltmeers, welcher Amerika von Asien trennt? — als auch besonders nach der Gegend des Südpols hin, noch manche Insel, vielleicht noch manche sehr beträchtliche Strecke Landes liege, welche den Europäern bis dahin unbekannt geblieben sey. Diese sollten nunmehr aufgesucht werden.

Der Vorsatz konnte indeß erst im Jahre 1764, da das Königreich einer vollkommenen Ruhe ge-

noß, zur Ausführung gebracht werden. Da ernannte Se. Majestät den Commodore Byron *) zum Anführer bei dieser Unternehmung, und ließ ihm dazu zwei Schiffe, den Delphin und die Tamar ausrüsten. Jener war ein Kriegsschiff vom sechsten Range **) und führte vier und zwanzig Kanonen; diese eine Schaluppe, ***) welche sechszehn Kanonen führte. Der Delphin hatte hundert und funfzig Mann, nebst drei Lieutenants und sieben und dreißig Unterofficieren, die Tamar hingegen nur neunzig Mann, nebst drei Lieutenants und zwei und zwanzig Unterofficieren an Bord. Das Commando über die letztere

*) Commodore heißt in England ein Seeofficier, der zwar noch nicht Admiral ist, aber doch schon einige Schiffe oder ein ganzes Geschwader, als oberster Befehlshaber, commandirt.

**) Die Kriegsschiffe werden nemlich nach der Zahl der Kanonen, die sie führen, in gewisse Classen geordnet. Diejenigen, welche hundert und mehr Kanonen führen, machen den ersten Rang aus.

***) Gewöhnlich heißt eine Schaluppe nur ein großes offenes Boot; hier bedeutet es, wie man sieht, ein kleines Kriegsschiff von sechszehn Kanonen und mehr als hundert Mann Besatzung.

tere wurde dem Capitain Mouat anvertraut; auf dem Delphin befand sich Byron selbst.

Die Beschreibung dieser und einiger andern Entdeckungsreisen wurde, auf Befehl der Admiralität, folgendermaaßen ausgefertiget. Die Anführer der Schiffe und alle andere darauf befindliche Personen, welche Tagebücher geführt hatten, mußten ihre Papiere einem gewissen Doctor Hawkesworth überliefern. Dieser verfertigte daraus eine zusammenhängende Geschichte; und als dieselbe vollendet war, wurde sie nicht bloß in Gegenwart der sämmtlichen Herrn Reisenden vorgelesen, sondern auch einem jeden derselben abschriftlich mitgetheilt, damit nun jeder selbst bei mehrerer Muße für sich untersuchte, ob etwan irgend ein Umstand anders darin erzählt worden sey, als er seines Wissens sich wirklich zugetragen habe; eine Vorsicht, welche dieser Geschichte einen höhern Grad von Glaubwürdigkeit gewährt, als die meisten andern Reisebeschreibungen zu haben pflegen.

Gegenwärtige Erzählung, welche sich auf jene Hawkesworthsche gründet, ist mit aller Treue und Sorgfalt gemacht worden, nur daß man wegließ, was weder für junge Leser, noch für Erwachsene, die keine Seefahrer von Profession sind, gehört, und den Stil nach dem Bedürfniß derer einrichte-

te, für welche diese Sammlung von Reisebeschreibungen eigentlich bestimmt ist. Alles, was für solche Leser einer Erklärung bedurfte, findet man, damit der Faden der Erzählung nicht zu oft unterbrochen würde, in kurzen Anmerkungen unter dem Texte erläutert.

Von geographischen und kosmographischen Kenntnissen wird bei dieser Erzählung nur so viel vorausgesetzt, daß der junge Leser eine allgemeine Uebersicht der Erdkugel habe, und mit den Worten Länge und Breite einen richtigen Begriff verbinde. Uebrigens verlasse ich mich darauf, daß die zu diesem Behufe nachgestochene Charte während der Lesung beständig auf dem Tische liege, und bei jeder vorfallenden Gelegenheit nachgesehen werde.

Jetzt zur Geschichte selbst.

I.

Abreise von den Dünen; Ankunft zu Rio de Janeiro an der Brasilianischen Küste in Südamerika.

Es war am 21sten Junius 1764, als unsere Reisenden die Anker lichteten und aus den Dünen *) segelten. Bevor wir sie aber weiter schiffen lassen, bitte ich meine jungen Leser, erst die Charte von England, nachher die von Europa aufzuschlagen. — So!

Da, wo Deal an der Küste der englischen Provinz Kent liegt, sind die Dünen. Von hieraus ging unser Byron unter Segel und steuerte ge-

*) Dünen heissen überhaupt Sandhügel, welche das Meer aufgeworfen hat. Hier aber, wie überall, wo von den Dünen schlechtweg die Rede ist, wird darunter eine Gegend längst der englischen Küste von Kent verstanden, wo sich die Schiffe vor Anker legen, und durch eine Reihe von Sandbänken gegen die Wellen des stürmischen Meers geschützt werden.

gegen Südwesten durch die bekannte Meerenge zwischen Calais und Dover hin. Jetzt war er in dem brittischen Kanale, wo er zwischen England auf der nördlichen und zwischen Frankreich auf der südlichen Seite grade gegen Westen segelte.

Das größere Schiff, der Delphin, hatte gleich anfangs einen verdrießlichen Zufall. Es rannte nemlich auf den Grund; *) und man sahe sich deshalb genöthiget, in den Hafen Plymouth einzulaufen, um erst untersuchen zu lassen, ob es auch keinen Schaden genommen habe. Man fand es indeß unversehrt, und ging am dritten Julius wieder unter Segel.

Schon am folgenden Tage hatten sie den Kanal glücklich zurückgelegt, und befanden sich nunmehr im atlantischen Weltmeere. Wind und Wetter waren günstig. Schnell durchschnitten sie daher das französische, spanische und portugisische Gewässer, und bekamen schon am 12 Julius die den Portugisen gehörige Insel Madeira zu Gesicht. Hier bitte ich meine lieben Leser den Planiglob zur Hand zu nehmen.

Die Hauptstadt dieser Insel heißt Funchal. Bei dieser legte Byron sich vor Anker; nahm hier-

*) d. i. es gerieth auf eine so seichte Stelle, daß es den Grund des Meers berührte.

hierauf einige Erfrischungen ein, und segelte den 19ten weiter.

Jetzt ging ihre Fahrt auf die Inseln des grünen Vorgebirges los, welche bekanntlich noch etwas weiter gegen Süden liegen. Sie erreichten dieselben den 27sten Julius glücklich. Es war dies grade die Zeit, da man in dieser Gegend, bei unausstehlicher Hitze, beständig stürmisches und regnichtes Wetter zu haben pflegt. Man hielt sich daher hier nicht länger auf, als man nothwendig mußte, um einige frische Lebensmittel einzunehmen. Aber auch diese kamen ihnen wenig zu statten: denn das Fleisch der Ochsen, welche sie einkauften und schlachteten, war einige Stunden nachher schon in Fäulniß übergegangen. Man kann sich hieraus ohngefähr einen Begriff von dem hohen Grade der hier herrschenden Hitze machen.

Von da richteten sie ihren Lauf nach Brasilien, einer bekannten portugisischen Provinz in Südamerika; und nunmehr rathe ich meinen jungen Lesern, die Charte von Amerika aufzuschlagen.

Derjenige Ort auf der brasilianischen Küste, wohin sie steuerten, heißt Rio de Janeiro, und man findet ihn auf der Charte, wenn man an der Küste von Brasilien mit dem Finger bis in diejenige Gegend hinabfährt, wo der Wendekreis des Steinbocks, den wir alle kennen, die Küste

dieses Landes durchschneidet. Daselbst ergießt sich ein Strom ins Meer, welcher auf portugisisch Rio de Janeiro, auf deutsch der Januariusstrom genannt wird, und die an dieser Stelle erbaute portugisische Stadt, wo der Statthalter oder Unterkönig von Brasilien residirt, führt eben denselben Nahmen.

Hier war es, wo unsre Reisenden den 13ten September glücklich vor Anker kamen; so daß sie also die ganze weite Reise von Plymouth bis hier, mit Inbegriff derjenigen Tage, an welchen sie vor Anker gewesen waren, innerhalb zehn Wochen zurückgelegt hatten.

Die Stadt Janeiro ist groß, befestiget und ungemein ansehnlich. Der daselbst residirende Unterkönig herrscht so unumschränkt, als irgend ein König in Europa, und der Pomp seines Hofstaats kündiget einen wirklichen Monarchen an. Als z. B. Byron einen Besuch bei ihm ablegte, paradirten mehr als sechzig Officiere und eine große Menge anderer wohlgekleideter Personen vor dem Pallaste desselben. Der Unterkönig selbst empfing ihn an der Spitze vieler Standespersonen oben an der Treppe mit großem Gepränge und unter Abfeurung vieler Kanonen. Sie traten hierauf in ein Staatszimmer. Hier erfolgte eine viertelstündige Unterredung in französischer Sprache;

che; worauf der englische Befehlshaber sich beurlaubte und unter eben so großem Gepränge wieder entlassen ward.

Der vielen Kranken wegen, welche sich auf beiden Schiffen befanden und ans Land gebracht wurden, sahe Byron sich genöthiget, einen ganzen Monat allhier liegen zu bleiben. Man versorgte sich unterdeß mit allerhand frischen Lebensmitteln, welche hier in Ueberfluß zu haben sind; und ging, sobald der Zustand der Kranken es erlaubte, wieder unter Segel. Auch hier fand man die Hitze unerträglich.

Es thut mir immer in der Seele weh, so oft ich mich genöthiget sehe, meinen jungen Lesern etwas zu erzählen, was der Menschheit Schande macht. Gleichwol sehe ich mich hier, so oft die Gelegenheit es mit sich bringen wird, dazu gezwungen, weil diejenigen von meinen jungen Freunden, für welche diese Reisen geschrieben werden, schon in einem Alter sind, wo es anfängt nöthig zu werden, daß sie die Welt und die Menschen, welche darin leben, nicht bloß von ihrer guten, sondern auch von ihren schlimmen Seiten oder in derjenigen Vermischung kennen lernen, worin sie wirklich da sind. Aus dieser Ursache werde ich ihnen das Böse, welches mir vorkommen wird, eben so treu, als das zu meiner jedes-

ma-

maligen Geschichte gehörige Gute beschreiben, nur daß das Misfallen an jenem und das Wohlgefallen an diesem mich natürlicher Weise bewegen wird, mich bei dem einen länger, als bei dem andern zu verweilen.

Was zu dieser Anmerkung mich veranlaßt hat, ist folgende Nachricht unsers Byrons, die er, künftigen Seefahrern zur Warnung, von den hiesigen Portugisen giebt. "Diese Leute, sagt er, machen sich ein eigenes Geschäft daraus, Menschen zu stehlen. So oft ein Boot ans Land geht, sind sie bei der Hand, und suchen die Mannschaft desselben durch allerlei Kunstgriffe in ihre Dienste zu locken. Will kein anderes Mittel gelingen, so machen sie die Leute trunken, schicken sie dann sogleich ins Land hinein, und nehmen die sorgfältigsten Maaßregeln, ihre Rückkehr so lange zu verhindern, bis das Schiff, zu welchem sie gehören, den Ort verlassen hat.,,

Sollten diese Leute nicht etwa bei den europäischen Werbern in der Schule gewesen seyn? — Byron fährt fort:

"Durch dergleichen Kunstgriffe verlor ich fünf von meinen, und die Tamar neun von ihren Leuten. Die meinigen habe ich niemals wiederbekommen. Die Tamar hingegen hatte das Glück zu erfahren, an was für einem Orte die ihrigen von

den Portugisen aufgehalten wurden; sie schickte hierauf des Nachts eine Parthei aus, welche diese überraschen und jene wieder an Bord bringen mußte.„

Da ich dieses Buch nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zum Nutzen meiner jungen Freunde schreibe: so darf ich die Gelegenheit, die sich mir hier darbietet, diejenigen von ihnen, welche jetzt in die große Welt treten wollen, vor der Gefahr zu warnen, die ihnen an fremden Orten von gewissenlosen Werbern und von schändlichen Seelenverkäufern *) bevorsteht, nicht ungenützt vorbeigehen lassen.

Wisse also, Jüngling! daß die List, Bosheit und Unmenschlichkeit dieser abscheulichen Leute weiter geht, als deine unschuldige Gutmüthigkeit sich vorstellen kann. Vernimm daher zu deiner Belehrung einige Beispiele von Menschenraub, die ich selbst erlebt habe; hundert andere wird man dir an solchen Orten und in solchen Gegenden erzäh-

*) So nennt man zu Hamburg, zu Altona und in Holland jene abscheulichen Leute, welche das unmenschliche Gewerbe treiben, daß sie junge Männer von allerlei Ständen durch List oder Gewalt auf die Seite zu schaffen suchen, und sie dann bei Nacht und Nebel auf Holländische Schiffe bringen, um als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien geführt zu werden.

zählen, wo diese schändliche Räuberei vorzüglich im Schwange geht, wie zu Altona, im südlichen und westlichen Deutschland, zu Amsterdam u. s. w.

Du reisest z. B. auf der Post. Neben dir sitzt ein wohlgekleideter honetter Mann, der durch zuvorkommende Höflichkeit und Freundlichkeit sich deines gutmüthigen Herzens bemächtiget. Er erkundiget sich nach dem Orte deiner Bestimmung, und es fügt sich sonderbar, daß es grade der nemliche ist, wohin auch er zu gehen gedenket. Aber das Fahren auf der Post ist so beschwerlich! Er für seinen Theil bedient sich dieser unbequemen Fuhr nur bis zu einem gewissen Orte, wo er sein eigenes Fuhrwerk, oder eine andere bequeme Gelegenheit erwartet; und er hat so unbeschreiblich viel Freundschaft für dich gewonnen, daß er nicht umhin kann zu wünschen, du mögtest dich der nemlichen Gelegenheit bedienen, damit er deiner angenehmen Gesellschaft noch länger genießen könne. Es versteht sich, daß es dir keinen Pfennig mehr kosten werde, als wenn du auf dem unbequemen Postwagen sitzen bliebest. Du, entzückt über die unverdiente Freundschaft des Mannes, trägst keinen Augenblick Bedenken, sein großmüthiges Anerbieten dankbar anzunehmen.

Es wird Nacht. Man nähert sich dem besagten Orte, wo der liebe Mann grade einen lieben Vetter oder

oder eine liebe Muhme hat, bei der ihr übernachten werdet. Ihr steigt ab, die Post fährt weiter, und ihr begebt euch zu der Muhme. Man speiset, man trinkt, man lacht. Nach und nach kommt die Rede auf den Soldatenstand; man preist ihn, man sucht dir Liebe dafür einzuflößen; man weiß, daß du in kurzer Zeit dein Glück darin machen würdest, man bietet dir wol gar ein Officier-Patent an. Der Angel hängt; beissest du an, so ist die Sache mit guter Manier gemacht, und du bist morgen, deiner Meinung nach, Officier, in der That aber nur ein gemeiner Soldat. Weigerst du dich hartnäckig, so nimmt man endlich die Maske ab. Ein Paar handfeste Kerle springen hervor, verstopfen dir den Mund, binden dich, schleppen dich in ein von der Straße entferntes Loch, wo man dir so viele und so triftige Bewegungsgründe vorzulegen weiß, daß du endlich nicht umhin kannst, ja! zu sagen. Man füttert dich z. B. mit nichts als Heringen; läßt dich dabei hinter einem wohlgeheitzten Ofen sitzen, und willst du etwan einmal trinken: so wird dir Heringslake gereicht. Solchen Bewegungsgründen widerstehe einer, wenn er kann!

Ein anderes Beispiel. Ein junger wohlgewachsener Mann aus der Gegend des Rheins — seinen eigentlichen Geburtsort habe ich vergessen — hatte

hatte Theologie studirt, und war als Candidat wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Hier gerieth er in Bekanntschaft mit einem sehr artigen preußischen Officier, der ihn bald ausnehmend lieb gewann. Es wollte sich lange für den jungen Mann keine Gelegenheit zu einer Beförderung zeigen; und sein militairischer Freund bedauerte oft, daß er nicht lieber ins Preußische ginge, wo einem Manne, wie ihm, die Pfarren dutzendweise entgegen laufen würden. Sein Onkel, fügte er hinzu, wäre Generalsuperintendent in Breslau. Dieser habe jährlich eine Menge sehr fetter Pfarren zu vergeben; wenn ihm damit gedient wäre, so wolle er an diesen einmal schreiben und ihn bitten, gelegentlich für ihn zu sorgen.

Ein so gütiges Anerbieten konnte nicht anders als mit dem wärmsten Danke angenommen werden. Der Officier schrieb, und nach etwa vier Wochen zeigt er dem Candidaten die Antwort des angeblichen Generalsuperintendenten vor. Sie lautete so:

„es wäre zwar jetzt keine vorzüglich gute Pfarre eröfnet; aber wenn es dem empfohlenen Candidaten gefiele, etwan ein halbes oder ganzes Jahr in seinem, des Herrn Generalsuperintendenten, Hause zu leben und sich mit der Unterweisung seiner Kin-

Kinder abzugeben: so sollte der erste gute Pfarrdienst, welcher erlediget würde, der seinige seyn.

Tränen der Freude und des Danks entströmten den Augen des gerührten Jünglings. Er flog seinem Freunde in die Arme und war unerschöpflich an Danksagungen. Jetzt war er reisefertig. Er erhielt einen Brief an den angeblichen Onkel, und fuhr auf der Post nach Breslau.

An dem Thore von Breslau wurde, wie gewöhnlich, examinirt; und kaum hatte der wachhabende Officier den Namen des Candidaten gehört, als er ihn ersuchte abzusteigen, und sich in die Wachtstube zu bemühn. Der junge Mann fand diese Einladung etwas sonderbar; er wollte sie ablehnen; allein da half keine Entschuldigung, weil der Officier ihm andeutete, daß er Befehl habe, ihn zu arretiren. Der Candidat wurde bestürzt, stieg ab, begleitete den Officier in die Wache, und erfuhr hier zu seinem Erstaunen und Schrecken — daß er ein Angeworbener wäre.

Ich habe diesen Mann nachher in Potsdam gekannt, wo er als Grenadier bei der zweiten oder dritten Garde stand. Er hieß Mauer, und ich habe die jetzt erzählte Geschichte aus seinem eigenen Munde.

Der ergiebigste Fang für Werber und Seelenverkäufer geschieht in jenen höllischen Häusern,

deren es leider! in den meisten großen Städten giebt, und welche man mit dem Schandnahmen Bordelle gebrantmarket hat; Häuser, in denen der scheußlichste Auswurf des andern Geschlechts lebt, Weibsbilder nemlich, welche auf alle Ehre und auf alle Schaam Verzicht gethan haben, und welche junge Leute an sich zu locken suchen, um sie unter den schändlichsten Ausschweifungen, wofür die Sprache der gesitteten Menschen keine Nahmen hat, um Unschuld und Tugend, um Ehre und Vermögen, um Zufriedenheit, Gesundheit und Leben zu bringen. Diese Schandthiere machen nun gemeiniglich mit Werbern und Seelenverkäufern gemeinschaftliche Sache, und die Art, wie sie sich dabei nehmen, ist etwa folgende.

Du gehst des Abends auf der Straße; es begegnet dir eins von den eben erwähnten Schandthieren, vielleicht in hübscher anständiger Kleidung; die Unverschämte redet dich an, bittet dich, sie nach Hause zu führen, weil ihr Begleiter vergessen habe, sie abzuholen; und noch ehe du dich von deiner Befremdung erholen kannst, hängt sie dir schon am Arme. Gehst du nun mit ihr, läßt du dich gar so sehr von ihr bethören, daß du sie bis in ihr Haus begleitest: dann fahre wohl, Unschuld, Gesundheit, Wohlergehn und Freiheit! Man berauscht dich in Wollust, und wenn du erwachst:

so erblickst du in dir mit Schaudern einen Elenden, Betrogenen, Beraubten und nicht selten einen Gefangenen!

O Jüngling, fliehe, wenn deine Tugend, dein Glück und deine Freiheit dir noch etwas werth sind, die Netze der Wollust, und präge dir tief in deine Seele ein, daß jede Abweichung von dem Wege der Unschuld auch zuverläßig eine Abweichung von dem Wege zur Glückseeligkeit in den Irrgarten des Verderbens sey! — Aber laßt uns jetzt wieder zu unsrer Geschichte zurückkehren.

2.

Reise von Rio de Janeiro nach Port Desire an der Küste von Patagonien. Beschreibung dieser Gegend.

Nachdem unsere Reisenden von Rio de Janeiro wieder in See gelaufen waren, berief der Commodore die sämmtliche Mannschaft aufs Verdeck, und eröfnete ihnen nun erst den eigentlichen Zweck ihrer Reise, der ihnen bis dahin noch ein Geheimniß gewesen war. Eine Entdeckungsreise, also eine Reise in unbekannte Gewässer, ist allemal mit großen Gefahren verbunden. Es stand daher zu besorgen, daß die Mannschaft über diese ih-

ihnen bis dahin verheelte Bestimmung murren, vielleicht gar sich dagegen sträuben dürfte. Allein — so sind die Menschen! — kaum hatte Byron ihnen bekannt gemacht, daß sie von nun an doppelten Sold und, wenn sie sich gut aufführen würden, auch noch andere Vortheile zu erwarten haben sollten: so äusserten alle die größte Freude und versicherten, daß sie bereit wären, jede gefahrvolle Beschwerlichkeit zu übernehmen und den Befehlen ihres Anführers blindlings zu gehorchen. Gutes menschliches Geschöpf! Wie leicht du zu lenken und zu regieren bist, sobald deine Beherrscher es nur ein wenig darauf anlegen, dir auch zuweilen, wäre es auch nur in Kleinigkeiten, zu Gefallen zu leben! Gutes lenksames Geschöpf!

Nicht lange, so bekam das Schifsvolk schon Gelegenheit, das Gelübde der Standhaftigkeit und der Geduld, welches man abgelegt hatte, in Erfüllung zu bringen. Es erhob sich ein gräulicher Sturm mit so heftigen Windstößen, daß man die Masten durch Abnehmung der Bramstengen *) ver-

*) So wird die zweite Verlängerung des großen Masts, auch die des vordern Mastbaums oder des Fockmasts genannt, die bekanntlich aus mehr als Einem Stücke bestehn.

verkürzen, die Segel einreffen *) und, wie es in der Schiffersprache genannt wird, beilegen **) mußte. Allein auch dieses schien zur Rettung der Schiffe noch nicht hinreichend zu seyn. Der Sturm fuhr fort die See so entsetzlich aufzublasen, und der Delphin besonders kämpfte gegen die heranrollenden Wogen so schwer, daß man sich genöthiget sahe, die zwo vordersten und die zwo hintersten Kanonen über Bord zu werfen.

In diesem gefahrvollen Zustande schwebte man, nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch die ganze darauf folgende Nacht, und der wüthende Sturm fing erst mit Anbruch des neuen Tages an, sich ein wenig zu legen. Aber nunmehr trat eine andere Mühseeligkeit ein. Ohngeachtet man erst bis zum 36sten Grade der südlichen Breite gekommen war, und ohngeachtet es schon im November, das heißt auf dieser Hemisphäre, mitten im Frühlinge war: so fand man es hier doch so kalt, als es in England gegen Anfang des Winters zu seyn

 pflegt.

*) Von unten auf zusammenwickeln oder bis auf eine gewisse Höhe aufrollen.

**) Ein Schiff beilegen heißt, die Seegel dergestalt stellen, daß die Wirkung des einen der Wirkung des andern entgegen ist, so daß das Schiff dadurch in seinem Laufe aufgehalten wird.

pflegt. Zum Unglück hatten die Matrosen in der irrigen Meinung, daß sie beständig unter einem heißen Himmelsstriche segeln würden, in denjenigen Häfen, wo man bisher eingelaufen war, Mittel gefunden, nicht nur alle ihre warmen Kleider, sondern auch sogar ihre Betten zu verkaufen. Da befanden sie sich nun also in großer Verlegenheit. Aber der Befehlshaber, welcher vorsichtiger, als sie, gewesen war, half derselben dadurch einigermaaßen ab, daß er ihnen wärmende Matrosenkleider und andere für diesen Himmelsstrich erforderliche Nothwendigkeiten reichen ließ.

Am 12ten November, da der Commodore auf dem Verdecke spatzierte, hörte er die Leute auf dem Vordertheile des Schiffes plötzlich Land! Land! Grade vor uns! rufen. Er sahe hin, und erblickte selbst etwas, welches anfangs eine Insel zu seyn schien, die in zwei rauhen steilen Bergen aus dem Meere hervorragte. Bald darauf glaubte er auch eine Strecke Landes zu erblicken, welche damit zusammenhing. Ein Officier wurde auf den Mastkorb beordert, und auch dieser rief herab, daß er das Land deutlich vor sich liegen sähe. Viele vom Schiffsvolke waren so scharfsichtig, daß sie schon bemerken konnten, wie die Wellen sich an der sandigen Küste dieses Landes brachen. Allein was geschahe?

Als man ohngefähr eine Stunde lang auf das vermeinte Land losgesteuert hatte, fing es plötzlich an zu verschwinden, und man bemerkte nun mit großer Verwunderung, daß es weiter nichts, als — eine Nebelbank gewesen war. Das bewiese denn wol, wenn so etwas erst noch eines Beweises bedürfte, daß die Sinne auf dem Ocean eben so wol, als auf dem festen Lande trügen können, und daß man nie auf etwas schwören muß, was man nicht durch mehr als Einen Sinn zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat.

Den nächsten Tag um 4 Uhr Nachmittags drehete sich der Wind bei sehr heiterem Wetter plötzlich gen Südwesten und fing an stark zu wehen. Zu gleicher Zeit schwärzte sich der Himmel, und nach einigen Minuten wurden alle, die auf dem Verdecke waren, durch ein plötzliches, ganz ungewöhnliches Getöse erschreckt, das dem Geräusche glich, mit welchem die See sich an einer Küste zu brechen pflegt. Alle standen erwartungsvoll, und der Commodore befahl augenblicklich, die obersten Segel einzuziehn.

Allein ehe dieser Befehl völlig ausgeführt werden konnte, sahe man bereits die See nicht weit vom Schiffe in ungeheuern schäumenden Wogen fürchterlich heranstürmen. Der Befehlshaber war überzeugt, daß dieser Wasserstoß das Schiff, wenn

er

er es bei ausgespannten Segeln erreichen sollte, umstürzen würde, und rief daher dem Volke zu: das Vorsegel aufzuziehn und das große Segel augenblicklich niederzulassen. Noch war man nicht ganz damit zu Stande gekommen, als der herstürmende Wasserberg das Schiff erreichte und es auf die Seite legte. Das große Segel warf den ersten Lieutenant zu Boden, quetschte ihn jämmerlich und schlug ihm drei Zähne aus. Keiner von der Schiffsequipage hatte dergleichen Wassersturz jemals so unvermuthet und so heftig einbrechen sehen; und hätte der Zufall sich des Nachts ereignet, so würde man, statt der vorhabenden Reise um die Welt, vermuthlich die aus dieser Welt in eine andere haben machen müssen.

Als man den Wasserstoß heranrollen sahe, flogen viele hundert Vögel vor demselben her, die ihr Entsetzen durch lautes Angstgeschrei ausdrückten. Er währte ohngefähr zwanzig Minuten, und legte sich alsdann nach und nach. Es stürmte indeß die ganze Nacht hindurch. Erst mit Annäherung des Morgens wurde der Wind gelinder; und als der Tag anbrach, schien die See so roth als Blut, weil sie mit kleinen Schaalthieren von dieser Farbe ganz bedeckt war. Man zog eine große Menge derselben in Körben herauf, und fand,

fand, daß sie unsern Krebsen glichen, nur daß sie kleiner waren.

Unter abwechselnden Stürmen und mancherlei Gefährlichkeiten erreichte man endlich diejenige Breite, in welcher Port Desire, ein an der patagonischen Küste unten in Amerika befindlicher Hafen liegt. Meine jungen Leser können ihn auf der Karte von Amerika, ohngefähr unter dem 48sten Grade südlicher Breite finden.

Ohnweit diesem Hafen liegt eine Insel, Penguin-Eiland genannt, welche man am 20sten November gegen Abend zu Gesicht bekam. Diese hat ihren Nahmen von der daselbst lebenden erstaunlichen Menge von Penguinen oder Fettgänsen, einer Art von Wasservögeln, aus dem Geschlecht der Gänse, die statt der Flügel auf jeder Seite ein Stück herabhängendes Leder haben, welches nicht mit Federn, sondern nur mit kurzen Borsten besetzt ist. Tausende von diesen Thieren, wie auch von Seekälbern, schwärmten um die Schiffe, als sie sich dieser von Menschen unbewohnten Insel naheten.

Am folgenden Morgen lief man in die Mündung des Hafens Port Desire ein, welche durch einen merkwürdigen Felsen, der wie ein Thurm aus dem Meere hervorragt, kenntlich gemacht wird. Das Land rings umher bestand, so weit man sehen konnte, aus

Dünen oder unfruchtbaren Sandhügeln, ohne Bäume und Stauden. Aber der Strand und die in dem Hafen befindlichen kleinen Inseln wimmelten dergestalt von Vögeln und Seehunden, daß man über die unzählbare Menge von beiden erstaunt war.

Unter den Vögeln war einer sehr merkwürdig. Sein Kopf glich dem eines Adlers, nur daß er mit einem großen Kamm geziert war. Rings um den Hals hatte er eine weisse Krause; die Federn auf seinem Rücken waren so schwarz, als schwarzer Agat, und eben so glänzend, als dieser, wenn er recht schön geschliffen ist. Seine Füße waren besonders stark und groß, mit Adlerklauen, und die Länge seiner ausgespannten Flügel betrug, von einem Ende derselben bis zum andern gerechnet, gegen zwölf Fuß.

Unter den hiesigen Landthieren zeichnet sich besonders das sogenannte Guanicoe, oder Guanaco aus, welches meine jungen Leser unter dem Nahmen Lama oder Kameelschaaf aus dem jüngern Robinson kennen, wo man auch eine Zeichnung davon findet. Eine Beschreibung desselben ist daher hier nicht nöthig. Sonst giebt es auf dieser Küste auch Tiger und Hasen, letztere von der Größe eines geschornen Hammels. Einer von diesen, den man schoß, wog über sechs und zwanzig Pfund. Das Fleisch desselben, welches man auf-

fand, daß sie unsern Krebsen glichen, nur daß sie kleiner waren. *)

Unter abwechselnden Stürmen und mancherlei Gefährlichkeiten erreichte man endlich diejenige Breite, in welcher Port Desire, ein an der patagonischen Küste unten in Amerika befindlicher Hafen liegt. Meine jungen Leser können ihn auf der Karte von Amerika, ohngefähr unter dem 48sten Grade südlicher Breite finden.

Ohnweit diesem Hafen liegt eine Insel, Penguin-Eiland genannt, welche man am 20sten November gegen Abend zu Gesicht bekam. Diese hat ihren Nahmen von der daselbst lebenden erstaunlichen Menge von Seekälbern, welche auch Penguinen genannt werden. Tausende von diesen Thieren schwärmten um die Schiffe, als sie sich dieser von Menschen unbewohnten Insel naheten.

Am folgenden Morgen lief man in die Mündung des Hafens Port Desire ein, welche durch einen merkwürdigen Felsen, der wie ein Thurm aus dem Meere hervorragt, kenntlich gemacht wird. Das Land rings umher bestand, so weit man sehen konnte, aus Dünen oder unfruchtbaren Sandhü-

B 5 geln

*) Es waren vermuthlich sogenannte Krabben, die zwar die Gestalt der Krebse haben, aber nicht länger als ein Maikäfer sind.

geln, ohne Bäume und Stauden. Aber der Strand und die in dem Hafen befindlichen kleinen Inseln wimmelten dergestalt von Vögeln und Seehunden, daß man über die unzählbare Menge von beiden erstaunt war.

Unter den Vögeln war einer sehr merkwürdig. Sein Kopf glich dem eines Adlers, nur daß er mit einem großen Kamm geziert war. Rings um den Hals hatte er eine weisse Krause; die Federn auf seinem Rücken waren so schwartz, als schwarzer Agat, und eben so glänzend, als dieser, wenn er recht schön geschliffen ist. Seine Füße waren besonders starck und groß, mit Adlerklauen, und die Länge seiner ausgespannten Flügel betrug, von einem Ende derselben bis zum andern gerechnet, gegen zwölf Fuß.

Unter den hiesigen Landthieren zeichnet sich besonders das sogenannte Guanicoe, oder Guanaco aus, welches meine jungen Leser unter dem Nahmen Lama oder Kameelschaaf aus dem jüngern Robinson kennen, wo man auch eine Zeichnung davon findet. Eine Beschreibung desselben ist daher hier nicht nöthig. Sonst giebt es auf dieser Küste auch Tiger und Hasen, letztere von der Grösse eines geschornen Hammels. Einer von diesen, den man schoß, wog über sechs und zwanzig Pfund. Das Fleisch desselben, welches man

auf-

ausserordentlich wohlschmeckend fand, war so weiß, wie Schnee.

Byron nahm, nebst verschiedenen andern von der Schifsgesellschaft, einigemal einen Gang von etlichen Meilen ins Land vor; allein er fand, wohin er kam, und so weit das Auge jedesmal reichte, alles unfruchtbar, alles wüst und öde. Man stieß auf ein Nest voll Straußeneier, die eine herrliche Mahlzeit gewährten. Nach trinkbarem Wasser hingegen suchte man lange vergebens; die einzige Quelle, welche man endlich fand, gewährte ihnen nur einen kleinen dürftigen Vorrath.

Da ich der Straußeneier erwähnt habe, so vermuthe ich, daß meine wißbegierigen jungen Leser es nicht ungern sehen werden, wenn ich, bevor ich in meiner Erzählung fortfahre, ihnen erst eine kurze Beschreibung dieses in so mancher Absicht merkwürdigen Vogels mache.

Der Strauß ist unter allen bekannten Vögeln der größte. Die langen Beine und den eben so langen Hals mitgerechnet, beträgt seine Höhe ohngefähr acht Fuß. Er hat zwar Flügel, aber diese sind in Vergleichung mit der Größe und Schwere seines Körpers so kurz, daß er sich damit nicht von der Erde bewegen, sondern sie nur als Ruder brauchen kann, um seinen Lauf zu beschleunigen.

Die-

Dieser sein Lauf ist so schnell, daß ein im stärksten Gallop jagender Reuter ihn nicht einzuholen vermag. Seine Füße, welche nur einmal gespalten sind, gleichen denen einer Ziege; und sein Rücken hat eine kleine Erhöhung, wodurch er eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Kameele erhält. Deswegen hat man ihm im Lateinschen den Nahmen *Struthio - camelus* gegeben. Er scheint übrigens gleich der Fledermaus und dem fliegenden Eichhörnchen, zwischen dem Geschlechte der Vögel und dem der vierfüßigen Thiere in der Mitte zu stehn und beide mit einander zu verbinden.

Sein Schnabel ist kurz, grade und fast platt, und sein Nacken, der bis zu seinem reifen Alter völlig nackt war, wird, wenn er erwachsen ist, mit sehr schönen rothen Federn bedeckt, besonders bei dem Männchen. Der übrige Theil seines Körpers ist theils mit weißen, theils mit pechschwarzen Federn bewachsen, Brust, Bauch und Schenkel ausgenommen, welche ordentlicher Weise nackt bleiben. Am Halse herunter trägt er, statt der Federn, ein sehr weiches, weisses und glänzendes Haar, welches theils zu Hüten, theils zu feinen Wollenarbeiten gebraucht werden kann.

Sein Auge hat eine ganz eigenthümliche Gestalt; es ist fast dreieckicht: und er ist der einzige Vogel, welcher Augenwimpern hat.

Der

Der Strauß leget dreißig bis funfzig Eier, von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, weißgrau und marmoriert von Farbe, und dabei so hart, daß man allerlei Geschirr daraus verfertigen kann. Er leget dieselben in heißen Sand, und überläßt das Geschäft des Ausbrütens bei Tage der Sonne; zur Nachtzeit setzt er sich selbst darauf. Einen Theil dieser vielen Eier wendet er dazu an, die auskommenden Jungen damit zu füttern, weil er gemeiniglich in so kahlen und unfruchtbaren Gegenden nistet, daß weit und breit keine andere Nahrung für sie zu finden ist.

Die Gemüthseigenschaften dieses großen Vogels sind, nach der Beschreibung, die uns ein Mann davon giebt, der sie in ihrem eigentlichen Vaterlande, Afrika, lange und sorgfältig beobachtet hat, *) eben nicht sehr liebenswürdig. Ich will sie meinen jungen Lesern erzählen.

Er ist zuvörderst, trotz seiner Größe, nur eine feige Memme, und legt sich, bei dem geringsten gehörten Geräusche, sogleich aufs Laufen. Alle andere Thiere pflegen zu der Zeit, da sie brüten oder Junge haben, beherzt zu seyn und eher ihr Leben zu wagen, als daß sie ihre Brut verlassen.

Nicht

*) D. Shaw in seiner morgenländischen Reisebeschreibung.

Nicht so der Strauß. Bei ihm scheinen Liebe zum Leben und Furchtsamkeit viel stärker, als die mütterliche Liebe zu wirken. So oft er daher von seinen Eiern oder Jungen verscheucht wird, kommt er entweder gar nicht, oder erst nach so langer Zeit zurück, daß seine Jungen unterdeß verschmachten müssen.

Daneben ist er **dumm**; so wie überhaupt Feigheit und Dummheit gemeiniglich miteinander verbunden zu seyn pflegen. Als einen Beweis davon erzählt man, daß er auf seiner Flucht, wenn er irgend ein kleines Gesträuch antrift, den Kopf darin zu verbergen pflegt, und den übrigen Körper den Hunden Preis giebt, weil er sich sicher wähnt, sobald er die Gefahr nur nicht vor Augen sieht.

Aus Dummheit oder übermäßiger **Gefräßigkeit** weiß er auch nicht einmal die ihm zuträglichen Nahrungsmittel von solchen Dingen zu unterscheiden, welche ihm schädlich sind, ihm wenigstens nicht zur Nahrung dienen können. Er verschluckt daher alles, was ihm vorkommt, ohne Unterschied — alte Lumpen, Stücken Leder, Holz, Steine, Knochen, Metalle u. d. gl. Glücklicher Weise hat er einen Magen, der das alles ertragen kann. Herr Shaw hat sogar einmal gesehn, daß ein Strauß eine so eben gegossene und noch

zischend heisse bleierne Kugel verschluckte, ohne daß es ihm schadete. Dergleichen unverdauliche Dinge sind durch den gewöhnlichen Weg kaum wieder von ihm gegangen, so schluckt er sie mit neuer Gierigkeit abermals hinunter, um sie noch einmal von sich zu geben. Das heiße ich gefräßig seyn!

So zahm und folgsam der eingefangene Strauß sich gegen diejenigen beträgt, die er einmal kennt, so wild und wüthend pflegt er gegen Unbekannte zu seyn. Er fällt darüber her, sucht sie zu Boden zu werfen, hackt dabei unaufhörlich mit dem Schnabel und stößt mit den Füßen, an denen eine spitzige Klaue befindlich ist. Mit derselben sind sie im Stande, einem Menschen mit einem einzigen Schlage den Bauch aufzureissen, wie Herr Shaw wirklich einmal selbst gesehen hat.

Ihre Stimme ist sehr abwechselnd. Wenn sie aufgebracht sind, lassen sie ein ergrimmtes, zischendes Geräusch von sich hören, welches sie mit aufgeblähter Kehle aus offenem Rachen hervorbringen. Haben sie aber mit einem schwachen Gegner zu thun, so scheinen sie ihre Verachtung durch einen kickernden und krakelnden Laut, der dem Gekrakel der Hüner gleicht, ausdrücken zu wollen. Zur Nachtzeit ist ihre Stimme wieder ganz anders. Dann geben sie einen schrecklichen

Ton von sich, der dem Brüllen des Löwen gleicht. Ein andermal ist ihre nächtliche Stimme brummend, so daß man einen Ochsen oder einen Stier zu hören glaubt. Oft fallen sie auch in einen klagenden Ton, und dann scheint ihre Stimme ein wahres Angstgeschrei zu seyn, das von Marter und Todesnoth erpreßt wird.

Wenn sie sich ganz überlassen und ohne Furcht sind, pflegt man sonderbare Gebehrden und Bewegungen an ihnen wahrzunehmen. Sie spielen, hüpfen, tanzen und springen mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit, und kommen dabei niemals aus dem Gleichgewichte.

Noch sagt man ihnen nach, daß sie in hohem Grade eitel seyn sollen. Indem sie nemlich im Sonnenscheine trozig einherstolziren und sich mit ihren kurzen Flügeln fächeln, glaubt man bei jeder Wendung, die sie machen, ihnen anzusehn, daß sie ihren eignen Schatten bewundern.

Die Straussenfedern sind sehr weich und biegsam. Man bleicht sie, und giebt ihnen hierauf welche Farbe man will. Dann werden sie zu allerlei Zierathen gebraucht z. B. zu Büschen auf Helmen, Hüten, Mützen und auf Thron- und Betthimmeln. Diese Federn machen daher, so wie die Eier der Strausse, einen ordentlichen Handelsartikel aus.

Das

Das Fleisch dieses Vogels soll hart, unverdaulich und unschmackhaft seyn, und daher selbst da, wo sie zu Hause sind, zum Eßen selten gebraucht werden. Indeß erzählt man vom Kaiser Heliogabalus, daß er einmal bei einer einzigen Mahlzeit sechshundert Straussenköpfe habe zurichten lassen, wovon man bloß das darin befindliche Gehirn gegessen habe.

So viel vom Strausse. Jetzt kehren wir wieder zu unsern Reisenden zurück.

Ein Sergeant und einige andere, welche an Land gegangen waren, schossen einige Guanaco's; allein sie mußten sie liegen lassen, weil sie ihnen zu schwer waren, indem jedes derselben über 300 Pfund wog. Man schickte den folgenden Tag mehr Mannschaft hin, um sie abzuholen: allein man fand nur noch die Knochen davon; das Fleisch hatten die Tiger verzehrt, die sogar auch die Knochen aufgebissen hatten, um sich des Marks zu bemächtigen. Ein junges Guanaco wurde lebendig gefangen und nach dem Schiffe gebracht. Es war, nach aller Urtheile, eins der niedlichsten Geschöpfe, die man sehen kann, und wurde geschwind zahm; aber es starb, aller Sorgfalt ungeachtet, in wenigen Tagen.

Auch von menschlichen Bewohnern dieser Gegend sahe man zwar Spuren, aber von ihnen selbst

bekam man keine zu Gesicht. Einige ans Land gegangene Matrosen fanden einen menschlichen Hirnschädel und Knochen; das war alles.

Byron schifte in einem Boote eine gute Strecke lang den sich hier ergießenden Strom hinauf, welcher ungemein breit ist. Auf einer der Inseln, die derselbe bildet, fand er eine so erstaunliche Menge Vögel, daß die Luft, indem sie aufflogen, im eigentlichsten Verstande davon verfinstert wurde. Man konnte keinen Schritt thun, ohne daß man auf ihre Eier trat. Die Matrosen tödteten viele dieser Vögel, indem sie mit Steinen und Stecken nur aufs Gerathewohl in die von ihnen angefüllte Luft warfen.

Eines Tages, da einige Leute nach der Quelle gegangen waren, um Trinkwasser zu holen, fanden zwei derselben, welche vorangingen, einen großen Tiger daselbst ausgestreckt liegen. Keiner von ihnen hatte ein Schießgewehr bei sich. Sie stutzten daher, gaften das Thier eine Zeitlang an, und wurden von ihm wieder angegaft. Es schien sie zu verachten, und blieb ruhig liegen. Dies machte sie endlich so kühn, daß sie mit Steinen nach ihm warfen. Allein auch dadurch ließ der Tiger sich nicht aus seiner gemächlichen Lage bringen.

gen. Endlich, da auch die übrigen Wasserschöpfer herzukamen, hob er sich langsam auf und spazierte weiter.

Nachdem man sich mit Wasser nothdürftig versehen und die nöthigen Schifsausbesserungen vollendet hatte, lichtete man den 5ten December gegen Abend die Anker, und steuerte mit einem frischen Landwinde wieder hinaus in die See.

3.

Abermalige Landung an der Küste von Patagonien. Beschreibung der großen Bewohner derselben. Einfahrt in die magellanische Meerenge.

Nach einigen Seecharten soll in derjenigen Gegend des Meers, in welcher unsere Reisenden nunmehr segelten, eine Insel liegen, die Pepys Insel genannt. Byron hatte beschlossen, dieselbe aufzusuchen: allein seine Bmühung war vergebens. Er überzeugte sich endlich, daß die angebliche Insel gar nicht da wäre; und fuhr hierauf fort, längst der patagonischen Küste gegen Süden zu steuern.

Das Wetter war zwar anfangs heiter, aber dabei so kalt, als es in England mitten im Winter zu seyn pflegt, ohngeachtet es jetzt hier mitten im Sommer war. Allein am 15ten December entstand ein so heftiger Sturm, daß selbst Byron, der doch schon ehemals mit Lord Anson die Reise um den Erdball gemacht hatte, sich nicht erinnern konnte, seines gleichen jemals erlebt zu haben. Die Wellen stiegen zu einer fürchterlichen Höhe, und droheten in jedem Augenblicke die Schiffe in den Abgrund zu senken. Dieser ängstliche Zustand fing gegen Abend an, und dauerte die ganze Nacht hindurch. Erst am folgenden Morgen um 8 Uhr legte sich die Wuth des Sturms; und man athmete wieder freier.

Man hielt sich nunmehr so nahe als möglich am Lande, um einen Hafen oder Ankerplatz zu entdecken, weil der dürftige Wasservorrath, den man zu Port Desire eingenommen hatte, bereits auf die Neige ging. Man sahe von fern einen Rauch aufsteigen; steuerte darauf zu, und ankerte ohngefähr zwei Meilen *) weit vom Lande. Zu glei-

*) So oft hier von Meilen die Rede ist, so werden immer Seemeilen und zwar engländische verstanden, deren zwanzig auf einen Grad gehn, und wovon also jede ohngefähr drei viertel einer gewöhnlichen deutschen Meile ausmacht.

gleicher Zeit bemerkte man durchs Fernglas dem Schiffe gegen über eine Anzahl von Reutern, welche hin und her ritten, und mit etwas Weissem in der Hand zu winken schienen, welches man für eine Einladung hielt. Und Byron beschloß, diese Einladung anzunehmen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob das alte Gerücht von der übermenschlichen Größe der Patagonier wahr sey oder nicht.

Dem zufolge ließ er das zwölfrudrige Boot aussetzen, stieg mit einem Officier und einem Trupp wohlbewafneter Mannschaft hinein, und ließ sich nach dem Strande rudern. Herr Cumming, der erste Lieutenant des Schifs, folgte in dem sechsrudrigen Boote nach.

Als sie sich nun der Küste näherten, erblickten sie auf einer steinigen Landspitze, die ziemlich weit ins Meer hervorlief, ohngefähr 500 Eingebohrne, einige zu Fuß, andere, und zwar die meisten, zu Pferde. Alle winkten und riefen unaufhörlich. Dieser freundschaftlichen Einladungen ohngeachtet, glaubte der Befehlshaber vorsichtig zu Werke gehn zu müssen. Er gab ihnen daher ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückziehen mögten; und man gehorchte ihm augenblicklich.

Jetzt wurde gelandet. Byron stellte seine Mannschaft in Reihe und Glied, die Officiere an

ihre Spitze, und befahl ihnen, nicht eher aus der Stelle zu gehn, bis er ihnen ein Zeichen geben würde. Er selbst trat darauf allein vor, um sich den Patagoniern zu nähern. Da er merkte, daß diese in eben dem Maaße, wie er ihnen näher kam, zurückwichen, gab er ihnen durch Zeichen zu verstehn, daß einer von ihnen hervortreten mögte. Glücklicher Weise ward dieses Zeichen verstanden, und einer von ihnen, den man nachher für einen Anführer erkannte, kam dem Commodore entgegen. Die Beschreibung, welche Byron von ihm macht, ist folgende:

Er war von riesenmäßiger Statur, und schien das Mährchen von ehemaligen Giganten *) zu bestätigen. Um seine Schultern hing die Haut eines wilden Thiers; er selbst war mit allerlei Farben so wunderlich bemahlt, daß er einen recht scheußlichen Anblick verursachte. Um das eine Auge hatte er sich einen großen weißen Kreis, um das andere einen schwarzen gemahlt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben bestrichen. Byron schätzte die Höhe desselben auf sieben Fuß.

Indem nun beide zusammentraten, murmelten sie sich einander etwas zu, welches einen Gruß be=

*) Riesen.

bedeuten sollte. Dann gingen sie zusammen nach dem Haufen der Eingebohrnen, denen Byron zuwinkte, daß sie sich setzen mögten, welches denn auch alsobald geschahe.

Der ganze Haufe bestand aus Männern, Weibern und Kindern. Die Weiber waren durchgängig von proportionirlicher Größe; unter den Männern hingegen bemerkte man wenige, welche kleiner, als der eben beschriebene Anführer, waren.

Einige alte Männer unter ihnen erhoben ihre Stimmen, und sangen in kläglicher Melodie einige unverständliche Worte mit ernsthafter und feierlicher Miene ab. Byron hielt dies für irgend eine religiöse Ceremonie, womit sie ihn, als ihren Gast, bewillkommen wollten.

Alle waren ohngefähr auf einerlei Weise bemahlt und mit Fellen behangen; aber die um ihre Augen gemahlten Kreise waren bei jeglichem von verschiedener Farbe, nemlich bei einigen weiß und schwarz, bei andern weiß und roth, oder roth und schwarz u. s. w. Ihre Zähne waren weiß, wie Elfenbein, und standen vortreflich an einander gereihet. Einige unter ihnen trugen etwas unsern Stiefeln ähnliches an den Beinen, woran sie in

der Gegend des Absatzes ein spitziges Holz befestiget hatten, welches ihnen zum Sporn diente.

Nachdem der Commodore diese Gesellschaft von Kolossen lange genug angestaunt hatte, zog er einen Vorrath weißer und rother Glaskorallen hervor und fing an sie auszutheilen. Er hatte dabei das Vergnügen zu sehen, daß dieses armselige Geschenk den Herrn und Damen große Freude machte. Hierdurch ermuntert, langte er auch ein Stück grünen Bandes hervor, gab das eine Ende davon einem von ihnen in die Hand, und ließ alle diejenigen, die ihm zunächst saßen, so weit es reichen wollte, dasselbe anfassen. Hierauf schnitt er mit einer Scheere das Band jedesmal zwischen zwei und zwei Anfassenden durch, so daß jeder von ihnen eins der abgeschnittenen Stücke in der Hand behielt. Er wickelte hierauf jedes Stück Band dem, der es bekommen hatte, um den Kopf, welches denn auch jeder ruhig geschehn und nachher sitzen ließ.

Das merkwürdigste hierbei war, daß dies alles so friedlich und sittsam ablief, als wenn diese Gesellschaft von Wilden aus lauter gesitteten Leuten von feinen moralischen Gefühlen bestanden hätte. Denn ohngeachtet man deutlich sahe, daß das Band ihnen etwas sehr Schätzbares und Wün-

schens-

schenswürdiges zu seyn schien: so blieb doch jeder, auch von denen, welche nichts erhielten, ruhig sitzen, und man bemerkte nicht, daß auch nur ein einziger ungehalten geworden wäre, oder versucht hätte, einem andern das, was ihm geschenkt war, zu entreissen. In der That ein Betragen, welches man von sogenannten Wilden kaum erwarten sollte, und welches ich meinen jungen Lesern auf ähnliche Fälle nicht genug zur Nachahmung empfehlen kann. Jeder, der an seinem Empfindungsvermögen noch nicht ganz verwahrloset ist, fühlt, daß das schön und rühmlich gehandelt sey, dahingegen Unverträglichkeit, Selbstsüchtigkeit und Gierigkeit überall, wo sie wahrgenommen werden, Mißfallen und Abscheu erregen. So achtet denn auf dieses eigene Gefühl, ihr jungen Freunde; und thut bei vorfallender Gelegenheit das, was von demselben gebilliget wird, und vermeidet das, was dieser stille Richter unsrer Handlungen für unedel oder unrecht erklärt. Das ist der sichere Weg zu jeder schönen Tugend und das untriegliche Mittel, sich bei Gott und Menschen wohlgefällig zu machen!

Jetzt laßt mich weiter erzählen.

Einer von den Männern zeigte dem Commodore einen Pfeifenkopf von rother Erde; wobei er

 durch

durch Zeichen zu verstehen gab, daß er keinen Taback habe, und gleichwol gern welchen haben mögte. Byron winkte hierauf seinen Leuten zu, die noch immer auf dem ihnen angewiesenen Platze stehn geblieben waren. Alsobald kamen drei oder vier derselben herbeigerannt. Dies veranlaßte ein unangenehmes Mißverständniß. Die Indianer nemlich, welche die von fern stehende Mannschaft immer im Auge behalten hatten, sahen kaum, daß einige derselben sich in Bewegung setzten, als sie mit großem Geschrei aufsprangen und davon laufen wollten, vermuthlich, um ihre Waffen zu ergreifen, weil sie sich eines feindlichen Angrifs versahen.

Um den Folgen dieses Irrthums zuvorzukommen, lief Byron seinen Leuten entgegen, und rief ihnen, sobald er sie mit seiner Stimme erreichen konnte, zu, daß nur Einer von ihnen kommen und allen Taback, den er und seine Kameraden bei sich hätten, mitbringen sollte. Dies zerstreute die Furcht der Eingebohrnen, und sie kehrten alle nach und nach zu dem verlassenen Orte zurück. Aber einer von ihnen, ein alter Mann, trat zu dem Befehlshaber, und sang ihm ein langes Lied in seiner Landessprache vor, wovon dieser aber natürlicher Weise auch nicht eine Silbe verstand.

Derjenige, welcher den Taback brachte, war der Lieutenant Cumming. Dieser, welcher selbst von sehr ansehnlicher Länge war, indem er sechs Fuß und zwei Zoll maaß, erstaunte nicht wenig, da er sich durch die Gegenwart dieser riesenförmigen Leute auf einmal zum Zwerg gemacht sahe. *) Was die Größe dieser Menschenart noch merkwürdiger macht, ist die proportionirliche Dicke derselben, welche man bei denjenigen Europäern, welche sich durch eine ungewöhnliche Länge auszeichnen, selten zu bemerken pflegt. Byron versichert, daß der kleinste unter den fünfhundert Patagoniern, welche man hier sahe, wenigstens vier Zoll größer und nach Proportion dicker gewesen sey, als der längste unter seiner Mannschaft.

Als der Taback ausgetheilt war, traten vier oder fünf der Vornehmsten hervor, und baten, so viel man aus ihren Zeichen schließen konnte, daß ihre Gäste zu Pferde steigen und mit ihnen nach ihren Wohnungen reiten mögten. Allein der

*) Dies ist vermuthlich ein übertriebener Ausdruck; denn der Capitain Wallis, der, wie aus der folgenden Erzählung erhellen wird, viele dieser Leute maaß, fand keinen darunter, der über sieben Fuß hoch gewesen wäre.

der englische Befehlshaber glaubte mit Recht, daß es unvorsichtig gehandelt seyn würde, in dieses Gesuch zu willigen, und gab ihnen zu verstehn, daß er nothwendig wieder nach den Schiffen zurückkehren müßte. Sie deuteten hierauf an, daß ihnen das leid thäte, und setzten sich wieder nieder.

Einer der Alten versuchte indeß noch einmal eine Einladung durch pantomimische Vorstellungen. Er legte seinen Kopf einigemal auf einen Stein, schloß seine Augen ohngefähr eine halbe Minute lang, und zeigte darauf bald auf seinen Mund, bald nach den Bergen hin. Man glaubte, er wolle hierdurch andeuten: daß die Fremden, wenn sie mit ihm gehn und bei ihm übernachten würden, mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. Allein auch diese Einladung ward abgelehnt.

Als Byron endlich aufbrach, um wieder nach den Schiffen zurückzukehren, verlangte kein einziger ihn zu begleiten. Jeder blieb vielmehr, so lange man sie sehen konnte, ruhig sitzen.

Viele unter ihnen hatten Hunde bei sich. Vermuthlich bedienen sie sich derselben zur Jagd, welche ihre einzige Beschäftigung zu seyn schien. Ihre Pferde waren zwar klein und schlecht genährt, aber

aber dabei schnell und wohl zugeritten. Ein kleines Stückchen Holz diente denselben zum Gebiß; daran war ein Zaum von ledernen Riemen befestiget; und statt eines Sattels trugen sie ein kleines ledernes Küssen. Weiber und Männer ritten auf einerlei Weise und beide ohne Steigbügel. Dennoch galoppirten sie keck über einen Boden hin, der über und über mit großen und glatten Steinen besäet war.

Diejenige Gegend, wo diese Zusammenkunft mit den Patagoniern vorfiel, war nicht fern von der Mündung der magellanischen Straße, *) die, wie meinen jungen Lesern bekannt seyn wird, die südliche Spitze von Amerika und das darunter liegende sogenannte Feuerland (*Terra del fuego*) von einander absondert. Ihren Nahmen hat dieselbe von demjenigen portugisischen Seefahrer, der sie zuerst entdeckte, durch sie hinfuhr und der erste war, welcher den großen südlichen Ocean bis nach Ostindien hin durchschifte, oder die erste Reise um die Welt machte, ohngeachtet er selbst sie nicht vollendete, weil er auf den sogenannten Diebsinseln sein Leben einbüßte. Byron steuerte jezt

*) Straße, Kanal und Sund bedeuten in der Schiffersprache einen schmalen Theil des Meers zwischen zwei Ländern.

jetzt in diese Straße hinein, nicht um dieselbe schon jetzt, wie man sagt, zu passiren; sondern nur um einen Hafen in derselben aufzusuchen, wo er sich mit Wasser und Holz versorgen mögte. Dann wollte er erst, bevor er weiter segelte, die unweit der Mündung dieser Straße liegenden Falklandsinseln auffsuchen, welche schon längst von einem Engländer entdeckt, aber noch immer nicht recht bekannt geworden waren.

Nachdem man die ersten beiden Engen dieser Straße glücklich zurückgelegt hatte, steuerte man auf eine kleine Insel zu, welche in derselben liegt und die Elisabethsinsel genannt wird. Allein da der Wind anfing, ihnen grade entgegen zu blasen: so sahen sie sich genöthiget, vor Anker zu gehn. Hier ließen sich gegen Abend sechs Indianer am Strande sehn, welche ihnen winkten und zuriefen; allein da das Schifsvolk einige Tage und Nächte sehr gearbeitet hatte und also Ruhe bedurfte: so konnte der Befehlshaber es nicht übers Herz bringen, ihnen noch die Mühe zu machen, das Boot auszusetzen. Man ließ daher die Indianer stehen; und da diese sahen, daß man auf ihre Einladung nicht achtete, so gingen sie endlich wieder weg.

Den

Den 24sten December landete Byron in dem Boote auf einer Landspitze, Sandy Point genannt. Die Küste war hier ungemein anmuthig. Hinter derselben breitete sich eine schöne flache Landschaft aus, deren Boden ausserordentlich fruchtbar zu seyn schien. Er war mit mancherlei Blumen bedeckt, welche die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Das Gras war mit Erbsen untermengt, welche eben in voller Blüte standen, und es wimmelte hier von einer Art großer Vögel, die man, sowol ihrer Gestalt als auch ihrer schönen Federn wegen, gemahlte Gänse nannte. Man traf auch verschiedene Wigwamms, d. i. Hütten der Indianer an: aber von den Bewohnern derselben bekam man keinen zu Gesicht.

Die reine und feine Luft, welche in dieser Gegend herrscht, hatte den Appetit der Leute dermaaßen geschärft, daß sie wol dreimal mehr, als gewöhnlich, essen konnten. Es kam ihnen daher wohl zu statten, daß einige eine Menge Gänse, Enten und Schnepfen geschossen, andere einen eben so ansehnlichen Fischzug gemacht hatten.

Von da segelte man weiter nach einem in der Straße gelegenen Hafen, Port Famine (der Hungerhafen) genannt, und legte sich daselbst

dicht am Ufer vor Anker. Hier strömt ein Fluß in die Straße. Dieser hatte eine solche Menge Treibholz herbei geführt, daß wol tausend Schiffe sich damit hätten versorgen können. An den Ufern dieses Stroms stehen die schönsten Bäume, welche, nach Byrons Urtheile, für die ganze brittische Seemacht die besten Masten von der Welt abgeben könnten. Zwischen den Aesten dieser Bäume wimmelt es, der Kälte des Himmelsstriches ungeachtet, von Papagaien und andern Vögeln von wunderschönen Farben. Man fand auch Spuren wilder Thiere und Hütten von Menschen erbaut; aber man bekam weder Wild noch Menschen zu Gesicht. Hie und da stieß man auf ganz frische Feuerstellen, und einmal, da man selbst Feuer angezündet hatte, sahe man jenseits der Meerenge auf dem Feuerlande alsobald ein Gleiches geschehen. Vermuthlich sollte das irgend eine Bedeutung haben, die man aber nicht errathen konnte. Die fernen Berge, welche man von hieraus entdecken konnte, waren alle erstaunlich hoch, und durchgängig mit Schnee bedeckt. Byron nahm auch eine Streiferei in die nördliche Gegend vor, und fand das Land überall ungemein angenehm. Der Boden war häufig mit Blumen bedeckt, welche unsern Gartenblumen, weder an Schönheit noch am Wohlgeruche etwas nachgaben.

Nicht weit von dem Ankerplatze des Schiffes hatte man, neben einem Bache ein kleines Gezelt aufgeschlagen, worin drei Matrosen, welche sich mit Waschen beschäftigten, übernachten mußten. Diese wurden bald nach Untergang der Sonne aus dem ersten Schlafe durch das Gebrülle einiger wilden Thiere aufgeschreckt, welches in der Finsterniß und Stille der Nacht unbeschreiblich fürchterlich klang. Zur Vergrößerung ihres Schreckens merkten die armen Leute, daß diese gräulichen Stimmen je länger je lauter und näher ertönten. Zu entfliehen war nicht möglich, und zur Vertheidigung fehlte es ihnen an Waffen; sie schienen daher verloren zu seyn!

Aber Erfahrung, Vernunft und Ueberlegung schützen den, der sie gehörig zu brauchen weiß, bei tausend Vorfallenheiten mehr, als den Starken seine Stärke oder den Bewafneten sein Geschoß. So auch hier. Diese armen Matrosen erinnerten sich in ihrer bedrängten Lage einmal gehört zu haben, daß die reissenden wilden Thiere eine natürliche Furcht vor dem Feuer haben sollen; und sogleich beschlossen sie, von dieser Erfahrung zu ihrer Rettung Gebrauch zu machen. Sie zündeten also hurtig ein helles Feuer an und unterhielten dasselbe sorgfältig in hohen Flammen. Und siehe! das Mittel half.

Die wilden Bestien wagten es nicht, sich diesem Feuer zu nähern, sie begnügten sich bloß, die klugen Matrosen belagert zu halten, und ihnen die ganze Nacht hindurch etwas vorzubrüllen. Als endlich der Tag anbrach, schlichen sie sich davon.

Seht da, ihr jungen Freunde, ein abermaliges lehrreiches Beispiel von dem großen Nutzen, den man davon hat, wenn man auf eigene und anderer Leute Erfahrungen fleißig achtet, und sich sorgfältig merkt alles, was man hört, sieht oder lieset, auch wenn man nicht gleich absehen kann, wozu man es einmal werde brauchen können. Keine Erkenntniß und keine Erfahrung, sie betreffe was sie wolle, ist so unbedeutend, daß sie uns nicht einmal über kurz oder lang gar sehr zu statten kommen sollte. Das lernen wir hier abermals an dem Beispiele dieser Matrosen; und das soll uns denn zum Bewegungsgrunde dienen, auf alles wohl zu achten und nichts in den Wind zu schlagen, wodurch wir den Schatz unserer Erkenntniß und Erfahrungen bereichern können. So werden wir immer weiser und immer glücklicher werden.

Die Benennung dieses Hafens Port Famine, d. i. Hafen der Hungersnoth, ist durch folgende Begebenheit veranlaßt worden. Die Spanier

leg-

legten hier vor ohngefähr 200 Jahren eine Pflanzstadt an, die sie Philippeville nannten. Die Zahl der Menschen, die sich daselbst niederließen, belief sich auf 400. Als nun sechs Jahre nachher ein bekannter englischer Seefahrer, Nahmens Cavendish, in diese Gegend kam, fand er von jener großen Anzahl von Menschen nur noch einen einzigen, welcher Hernando hieß. Von diesem erfuhr er denn, daß alle seine Landsleute, bis auf 24 aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen wären. Drei und zwanzig von diesen Uebriggebliebenen hatten sich auf den Weg gemacht, um, wo möglich, eine spanische Kolonie am Plata-Strome zu erreichen; Hernando allein war geblieben. Von jenen hat man niemals etwas wieder gehört; vermuthlich also waren sie auf ihrer langen und gefahrvollen Reise umgekommen.

Daher die Benennung des Hafens der Hungersnoth.

4.
Rückreise von Port Famine nach den Falklandsinseln. Abermaliger Eintritt in die magellanische Straße und gänzliche Durchfahrt durch dieselbe.

Nachdem man bis zum 4ten Jenner allhier verweilt und beide Schiffe mit Holz und Wasser hinreichend versorgt hatte, ging man wieder unter Segel und steuerte zurück, um, bevor man weiter reisete, erst die Falklandsinseln aufzusuchen.

Auf dieser Rückreise lief der Delphin augenscheinliche Gefahr zu scheitern. Denn, nachdem man sich mit vieler Mühe und Vorsicht aus der Meerenge wieder glücklich hinausgearbeitet hatte, und der Befehlshaber, welcher vier und zwanzig Stunden hintereinander auf dem Verdecke gewacht hatte, sich nun eben, da er das Schiff in Sicherheit glaubte, zur Ruhe begab: so wurde er plötzlich durch einen starken Stoß des Schiffes wieder aufgeschreckt. Er rannte augenblicklich auf das Verdeck zurück, und bemerkte bald mit Bestürzung, daß das Schiff auf einer Sandbank fest saß. Zum größten Glück herrschte grade eine vollkommne Windstille;

stille; und es dauerte nur noch eine kleine Weile, so trat eben so erwünscht die Fluthzeit ein. Durch beides wurde das Schiff gerettet. Die Tamar hatte bald nachher einen ähnlichen Zufall; allein auch sie wurde glücklich wieder abgebracht.

Jetzt segelte man in offener See gegen Osten bis zum 12ten Jenner, an welchem man die Falklandsinseln zu Gesicht bekam. Die See ist hier von Seekälbern, die Luft von Vögeln belebt. Auch ließen sich verschiedene Wallfische sehen, die rings um die Schiffe herum das Wasser, gleich Strömen, von sich bliesen. Einige derselben schienen von ungeheurer Größe zu seyn.

Nichts wünschte man jetzt sehnlicher, als bei einer dieser Inseln einen bequemen und sichern Hafen zu finden. Nach langem Suchen, wobei die Schiffe mehr als einmal Gefahr liefen, an den felsigten Küsten zu scheitern, ward ihnen dieser Wunsch endlich glücklich gewährt. Man fand eine sehr bequeme und geräumige Bucht, welche vor jedem Winde geschützt lag. Dem damaligen ersten Lord der Admiralität zu Ehren, nannte man dieselbe Port Egmont.

Hier gab es Lebensmittel und Erfrischungen von allerlei Art in Ueberfluß. Da war frisches

Trinkwasser die Fülle, und Gänse, Enten, Schnepfen und andere Vögel bedeckten den Strand und verfinsterten die Luft. Man brauchte nicht erst darnach zu schießen; man durfte nur mit Knitteln oder Steinen aufs Gerathewohl in die Luft oder auf den Stand werfen, und man verfehlte seine Absicht fast nie. Auch Seekälber giebt es hier in so unbeschreiblicher Menge, daß der Strand damit bedeckt war und daß man den Fuß nicht aus der Stelle setzen konnte, wenn man sie vorher nicht erst weggetrieben hatte.

Eine der wohlthätigsten Erfrischungen für scorbutische Seefahrer, der wilde Selleri nemlich und Buchampfer oder Sauerklee, fand sich hier gleichfalls in Ueberfluß. Nur an Holz gebricht es auf diesen Inseln gänzlich, etwas weniges Treibholz ausgenommen, welches die Meereswogen, wahrscheinlich aus der magellanischen Meerenge, herbeiführen, und hie und da an den Strand werfen.

Damit aber meinen jungen Lesern dieses Land, wegen der Leichtigkeit, womit man hier Seehunde und Vögel fangen kann, nicht gar zu angenehm vorkomme: so muß ich ihnen auch wol etwas von den furchtbaren Thieren erzählen, deren es hier gleichfalls in großer Menge giebt.

Dazu gehören zuvörderst die Seelöwen. Meine lieben Leser kennen dieselben, wo nicht sonst schon, doch wenigstens aus dem ersten Theile dieser Reisebeschreibungen. Diejenigen welche an den Küsten der Falklandsinseln leben, sind unbändiger und furchtbarer, wie gewöhnlich. Man hielt oft lange und gefährliche Gefechte mit diesen Thieren, und bisweilen mußten wol an zwölf Mann sich eine ganze Stunde lang mit einem einzigen derselben herumschlagen, bevor sie es erlegen konnten. Der Commodore selbst wurde eines Tages ganz unvermuthet von einem solchen Seelöwen angefallen, und entging ihm nur mit genauer Noth. Sein Hund hingegen wurde bei dieser Gelegenheit durch einen einzigen Biß fast in Stücken zerrissen.

Aber dies ist nicht die einzige Art gefährlicher Thiere, vor denen man hier auf seiner Hut seyn muß. Eines Tages, da der Steuermann ausgesandt war, um die Küste zu sondiren, *) berichtete er bei seiner Zurückkunft, daß vier wolfartige, grimmige Thiere bis an den Bauch ins Wasser gelaufen wären, um ihn und seine Gefährten im Boote anzugreifen, und daß man, aus Mangel ei-

*) d. i. durch Hülfe des Senkbleis die Tiefe des Wassers zu erforschen.

einer Flinte, sich genöthiget gesehen habe, das Boot abzustoßen. Als hierauf Byron den nächsten Morgen selbst ans Land ging, stieß er mit seinen Leuten auf einen der größten Seelöwen, den man je gesehen hatte. Man ließ sich mit ihm ein; aber kaum hatte der Kampf seinen Anfang genommen, als man eins von den obenerwähnten Thieren herbeirennen sahe, gleichsam als wenn es dem Seelöwen zu Hülfe kommen wollte. Es wurde indeß erschossen, noch ehe es den Kampfplatz erreichte.

Eben so angreifend zeigten sich diese Thiere nachher immer bei jeder Gelegenheit. So oft sie einen Menschen wahrnahmen, kamen sie spornstreichs auf denselben zugerannt, um ihn anzufallen. Man erlegte auf diese Weise an dem nemlichen Tage nicht weniger als fünf. Das Schifsvolk nannte sie zwar Wölfe; allein, ihre Größe und die Gestalt des Schwanzes ausgenommen, schienen sie eher eine Art von Füchsen zu seyn. Auch graben sie sich, wie diese, Löcher in die Erde, wobei ihnen ihre langen und scharfen Klauen trefliche Dienste thun.

Es giebt hier eine große Menge dieser Thiere. Wie sie zuerst auf diese Inseln, welche wenigstens 100 Seemeilen weit vom festen Lande abliegen, gekommen seyn mögen, das läßt sich schwerlich angeben.

geben. Meine jungen Leser mögen ihre eigene Vermuthungskraft daran üben. Um ihrer los zu werden, steckte das Schifsvolk das trockene Gras in Brand. Davon gerieth das ganze Land, so weit das Auge reichte, in Flammen; und man sahe sie hierauf Heerdenweise die Flucht ergreifen.

Dem Schifsvolke wurde, so lange man hier vor Anker lag, alle Morgen ein herrliches Frühstück von sogenannter Taschenbrühe (*Bouillon de poche*) bereitet, die mit wilden Selleri und Habermehl vermischt, eine eben so wohlschmeckende als gesunde Speise gab. Um diese Taschenbrühe zu bereiten, kocht man in einem fest verschlossenen Topfe allerlei Fleisch, so lange, bis es zu Gallert aufgelöst wird. Dann seicht man es durch; und wenn hierauf dieser Gallert kalt geworden ist: so wird er hart und behält diejenige Form, die man ihm gegeben hat, so daß man ihn, gleich Schokoladentafeln, füglich in der Tasche tragen kann. Thut man ihn nachher in kochendes Wasser, so löset er sich wieder auf und giebt dem Wasser den Geschmack einer frischen Fleischbrühe. Für Reisende und besonders für Seefahrende eine vortrefliche Erfindung!

Da endlich die Zeit gekommen war, daß man weiter segeln wollte, so nahm Byron im Nah-

men seiner brittischen Majestät von dem Hafen und allen umherliegenden Inseln feierlich Besitz, das heißt, er erklärte unter einigen bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Ceremonien, daß diese Inseln künftig dem Könige von Großbrittanien und keinem andern zugehören sollten. Und wider diese Besitznehmung war nun wol nichts einzuwenden, weil diese Länder bisher noch nicht bewohnt gewesen waren, und also derjenige, der sie zuerst entdeckte, das nächste Recht dazu hatte. Dies war aber, wie man glaubt, ein Engländer; ohngeachtet andere dem bekannten Spanier, Americus Vespucius, die Entdeckung derselben zuschreiben wollen.

Allein befremdender ist es, wenn man die Herrn Länderentdecker und Weltumsegler von Inseln und Ländern Besitz nehmen sieht, welche nicht allein Einwohner, sondern auch schon eine Art von bürgerlicher Verfassung haben, wie wir das in der Folge häufig sehen werden. Gleichsam, als wenn man nothwendig ein Europäer seyn müßte, um ein Landeigenthum zu haben, und als wenn die Indianer keine Menschen wären, die etwas Eigenthümliches besitzen könnten! Allein die Mode hat dies Verfahren der europäischen Mächte nun schon so gewöhnlich gemacht, daß es fast keinem mehr auffällt. Was die allgewaltige

Mode doch nicht alles vermag! So gar Recht in Unrecht und Unrecht in Recht verwandeln; — Wunderbar!

Man ging den 27sten Jenner wieder unter Segel, und steuerte abermals der magellanischen Meerenge zu.

Während dieser Fahrt schwärmte eine solche Menge von Wallfischen um die Schiffe herum, daß die Schiffahrt dadurch wirklich gefährlich wurde. An einem derselben streifte man hart vorbei, und ein anderer blies sogar das Wasser bis auf das Verdeck. Diese Thiere übertrafen an Grösse alle andere, welche man jemals gesehen hatte.

Uebrigens fiel bei der abermaligen Einfahrt in die magellanische Meerenge nichts Erhebliches vor, welches meinen jungen Freunden erzählt zu werden würdig wäre. Ich überhüpfe daher einen Zeitraum von vier Wochen, und führe meine Leser gleich mitten in die magellanische Straße, wo unsre Reisenden sich den ersten März in einer Gegend vor Anker legten, welche der **Hieronimus Sund** genannt wird.

Sie erblickten hier dem Schiffe gegen über am nördlichen Strande drei oder vier Feuer; und nicht lange, so sahen sie einige Kähne, mit Indianern besetzt, herbeirudern. Sobald diese die Schiffe erreicht und eine Zeitlang um dieselben herumgerudert

dert hatten, faßte einer von ihnen das Herz, an Bord zu kommen. Sein elender kleiner Kahn war aus Baumrinde gemacht. Ausser ihm befanden sich darin noch vier Männer, zwei Weiber und ein Knabe; alle so armselige menschliche Geschöpfe, daß man ihres Gleichen nie gesehen hatte. Troz der rauhen Himmelsgegend, in welcher es oft mitten im Sommer eben so kalt, als bei uns mitten im Winter, zu seyn pflegt, hatten diese elenden Menschen doch ganz und gar keine Bedeckung, ein stinkendes Seehundsfell ausgenommen, welches ihnen los um die Schultern flatterte. Indeß waren sie doch mit Bogen und Pfeilen bewafnet, die sie gern für ein Paar Glaskorallen vertauschten, eine Waare, worauf die Wilden fast durchgängig einen hohen Werth zu setzen pflegen.

Wer von meinen jungen Lesern etwa geneigt ist, sie deshalb auszulachen, den bitte ich erst zu bedenken, daß wir klügern Europäer in diesem, wie in manchem andern Stücke, nicht minder belachenswerthe Thoren sind, indem wir z. B. Gold, Edelsteine und Perlen — Dinge, die an und für sich selbst eben so wenig Nutzen, als die Glaskorallen, gewähren — unter die wünschenswürdigsten Dinge zählen. Aber, werdet ihr vielleicht sagen, dafür kann man doch etwas Nützliches kaufen oder

eintauschen! Richtig; aber würde man das können, wenn man diesen unnützen Dingen nicht lächerlicher Weise einen so hohen Werth beigelegt hätte? Und wer weiß, ob nicht auch die Wilden unter sich von den Glaskorallen den nemlichen Gebrauch zu machen wissen?

Die Pfeile dieser Indianer waren ungefähr zwei Fuß lang, aus einer Art von Rohr gemacht und mit einem grünen Steine zugespitzt. Der Bogen mogte etwa drei Fuß lang seyn, und die daran befindliche Schnur war ein getrockneter Darm von irgend einem, ich weiß nicht welchem Thiere.

Da man an eben diesem Tage noch etwas weiter segelte, so kamen gegen Abend verschiedene andere Indianer an Bord, die den vorigen völlig ähnlich waren, eben so armselig an Geist und Körper, wie jene. Man machte ihnen Geschenke mit Glaskorallen, Bändern und andern dergleichen Kleinigkeiten, und ihre Freude darüber war sehr groß.

Um ihren Besuch zu erwiedern, setzte sich der Befehlshaber in die Jölle, *) und ließ sich ans Land fahren. Zu seiner Begleitung nahm er nur einige wenige Personen mit, weil er besorgte, daß eine größere Anzahl sie in Furcht setzen mögte. Die

*) Ein kleines Boot.

Die gutmüthigen Wilden nahmen ihn am Strande mit vielen Freundschaftsbezeigungen auf, und bewirtheten ihn mit gewissen wilden Beeren, welche diese Gegend hervorbringt, und welche, nebst dem, was das Meer an Muscheln und todten Fischen auswirft, wo nicht ihre einzige, doch ihre vornehmste Nahrung auszumachen schienen.

Am folgenden Tage segelte man in der Straße weiter.

Die Fahrt in dieser Meerenge ist eine der mühsamsten und gefährlichsten, welche ein Seefahrer machen kann. Häufige Stürme, Klippen und Sandbänke setzten die Schiffe fast an jedem Tage in die äusserste Gefahr zu scheitern, und die Luft war dabei gemeiniglich so rauh und kalt, wie sie bei uns nur im Winter zu seyn pflegt. Das Land an beiden Seiten ist fast durchgängig wild und öde; und Gebürge, welche sich über die Wolken erheben und von oben bis unten mit Eis und Schnee bedeckt sind, beschränken die Aussicht. Dies alles macht die Schiffahrt in diesem Kanale eben so unangenehm, als sie beschwerlich und gefahrvoll ist.

Eines Tages da der Befehlshaber einen Officier in einem Boote vorausgeschickt hatte, um die Tiefen zu untersuchen, erzählte ihm derselbe bei

sei-

seiner Zurückkunft, daß er einigen Indianern begegnet wäre, deren einer ihm einen Hund geschenkt hatte. Es war auch eine Frau dabei gewesen, die ein kleines Kind an der Brust hatte. Diese — man sehe, wie diese armen Menschen fast unter die Natur der Thiere herabgesunken seyn müssen! — hatte dem Officier dieses ihr eigenes Kind angeboten. Man schaudert bei dieser Vorstellung, weil sie uns die Menschheit in ihrer tiefsten Erniedrigung darstellt! Wie sehr muß nicht die Seele einer Mutter an allen menschlichen Gefühlen abgestumpft seyn, welche fähig ist, das Kind von ihrer Brust zu reissen, um es dem ersten dem besten Fremdling zu schenken oder gegen ein Paar Glaskorallen zu vertauschen!

Die Witterung wurde jetzt von Tage zu Tage rauher. Ein strenger Winter schien von dieser öden und fürchterlichen Gegend schon völlig Besitz genommen zu haben, ohngeachtet noch nicht einmal die Zeit des Herbstes angebrochen war. Die armen Seeleute litten daher unbeschreiblich viel von Kälte, wozu noch die große Unbequemlichkeit kam, daß sie des häufigen Regens wegen selten einen trockenen Faden am Leibe hatten. Der Commndore ließ daher unter die halberstarrte Mannschaft beider Schiffe, die Officiere mit ein-

geschlossen, ein dickes wollenes Zeug zu Wämsern austheilen, welches ihnen ausnehmend zu statten kam.

Nach unbeschreiblich vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren erreichte man endlich das jenseitige Vorgebirge der Straße und blickte nunmehr in die weite Südsee hin. Ein an das nördliche Ufer abgeschickter Officier berichtete bei seiner Zurückkunft, daß er auf einige Indianer gestoßen wäre, die einen Nachen bei sich führten, der von denen, welche man vorher gesehen hatte, ganz verschieden, nemlich nicht von Baumrinde, wie jene, sondern von zusammengefügten Planken gewesen wäre. "Diese Leute, sagte er, kamen an Gestalt und Sitten dem Viehe näher, als alle, die uns vorher zu Gesicht gekommen waren. Auch sie gingen, der grälichen Witterung ungeachtet, völlig nackt, nur daß ein Seehundsfell um ihre Schultern flatterte. Ihre Speise, die nicht leicht ein anderes Thier, als ein Schwein, angerührt haben würde, aßen sie ohne alle Zubereitung. Sie hatten ein großes Stück von einem öligten, wallfischartigen Fische bei sich, welches einen unausstehlichen Gestank verursachte. Einer von ihnen zerriß dasselbe mit den Zähnen, und theilte den Uebrigen davon mit, die es mit der Gierigkeit eines wilden Thiers hinunterschluckten. Gleichwol

sa-

sahen sie dasjenige, was unsere Leute besaßen, nicht mit Gleichgültigkeit an; denn unterdeß, daß einer von diesen schlief, schnitten sie ihm das Hinterstück seiner Jacke mit einem scharfen Feuersteine ab, dessen sie sich, statt eines Messers, bedienten.

Da man am folgenden Tage still lag, um Holz und Wasser einzunehmen, kamen sieben bis acht Indianer in einem Kahne herbeigeschwommen, traueten sich aber nicht völlig heran, sondern landeten den Schiffen gegen über, und machten ein Feuer an. Man lud sie durch Zeichen ein, an Bord zu kommen; aber vergebens! Der Befehlshaber stieg darauf in die Jölle und fuhr zu ihnen.

Nachdem er eine Zeitlang bei ihnen gewesen, und sich durch Zeichen mit ihnen unterhalten hatte, schickte er seine Leute zurück, um Schifsbrod zu holen, und blieb unterdeß bei ihnen allein. Das Brod wurde jetzt gebracht, und Byron fing an, es unter sie zu vertheilen. So oft ein Stück davon zur Erde fiel, hatte er jedesmal das Vergnügen zu sehen, daß niemand von ihnen es eher aufnehmen wollte, bis er seine Erlaubniß dazu gegeben hatte. Ein sonderbarer Zug in dem Character dieser Wilden! So ungesittet und viehisch

in jeder andern Betrachtung, und dabei doch so bescheiden, so viel Herrschaft über ihre Begierden!

Eine andere eben so liebenswürdige Eigenschaft des Characters, die man an ihnen wahrnahm, stach gleichfalls stark gegen ihre sonstige Wildheit ab. Dies war ein Gefühl von Dankbarkeit, welches sie auf eine rührende Weise an den Tag zu legen suchten. Da sie nemlich bemerkten, daß die Matrosen Gras für einige Schaafe abschnitten, welche man auf dem Schiffe hatte, fingen sie augenblicklich an, alles Kraut, welches sie nur finden konnten, auszuraufen und nach dem Boote zu tragen. Byron wurde durch diesen Beweis ihres guten Willens gar sehr gerührt, und er konnte bemerken, daß das Vergnügen, welches er darüber äusserte, ihnen Freude machte.

Diese gutmüthigen Wilden hatten ihn bald so lieb gewonnen, daß sie, da er wieder ins Boot stieg, alle sogleich in ihren Nachen sprangen, und ihn begleiteten. Man kam ans Schiff. Hier ließen sie, beim Anblick eines so großen und wunderbaren Gebäudes, vor Erstaunen und Schrecken die Ruder sinken, und blieben eine gute Weile wie versteinert. Endlich bewegte man einige derselben, wiewol mit Mühe, an Bord zu kommen.

Hier machte man ihnen allerhand kleine Geschenke, und es dauerte hierauf nicht lange, so schienen sie vollkommen ruhig und unbesorgt zu seyn. Um ihnen ein Vergnügen zu machen, fing einer der Matrosen an, auf der Geige zu spielen, und einige andere tanzten. Das war eine herrliche Unterhaltung für sie! Sie wurden darüber entzückt, und zugleich so begierig, sich dankbar dafür zu bezeigen, daß einer von ihnen in den Nachen sprang, einen Beutel von Seehundshaut mit rother Farbe holte, und dann des Geigers Angesicht sehr emsig damit anzuschmieren begann. Er wollte hiernächst dem Befehlshaber die nemliche Ehre anthun; und dieser hatte alle Mühe von der Welt, die sonderbare Höflichkeitserweisung von sich abzulehnen, weil man seine Weigerung für übertriebene Bescheidenheit hielt. Nachdem sie einige Stunden sehr vergnügt auf dem Schiffe zugebracht hatten, gab man ihnen zu verstehen, daß es gut seyn würde, wenn sie nunmehr wieder ans Land zurückgingen. Aber ihre Zuneigung gegen den Befehlshaber und das Schifsvolk war so groß, daß es Mühe kostete, sie dazu zu bewegen.

Den 7ten April lichtete man zum letztenmale in der Straße die Anker, und da zu gleicher Zeit ein überaus günstiger Wind aufsprang; so hatte

man in zwei Tagen das Glück, die öden und rauhen Küsten dieser Meerenge völlig zurückzulegen, und nunmehr in das unermeßlich große Südmeer zu stechen. Die ganze mühselige Durchfahrt hatte sieben Wochen und zwei Tage gekostet.

5.

Lauf der Schiffe von der westlichen Mündung der magellanischen Straße bis zu den Inseln der fehlgeschlagenen Erwartung.

Nunmehr bitte ich meine jungen Leser, diejenige Charte vor sich hinzulegen, welche dieser Reisebeschreibung beigefügt ist, und worauf sie die fernere Fahrt unserer Reisenden bis nach Ostindien hin verzeichnet finden.

Als sie die Straße gänzlich zurückgelegt hatten, steuerten sie anfangs, wie aus dem auf der Charte befindlichen Striche, der den Lauf der beiden Schiffe andeutet, erhellet, gegen Westen; dann wandten sie sich und fuhren längst der westlichen Küste von Südamerika hinauf gen Norden. Es war der 9te April 1765, an welchem sie ins Südmeer liefen. Von da bis zum 16ten April sa-

sahen sie nichts, als Wasser und Himmel; und es begegnete ihnen nichts, was des Wiedererzählens würdig wäre.

An dem letztgenannten Tage erblickte man zum erstenmale wieder Land. Dies war die Insel Masafuero, welche meine Leser auf unserer Charte angegeben finden. Die nicht weit davon liegende Insel Don Juan Fernandes blieb ihnen zur Seite liegen, und konnte, des nebelichten Wetters wegen, nicht von ihnen gesehen werden.

Man steuerte auf Masafuero los, und suchte lange vergeblich einen Platz, wo man die Schiffe mit einiger Sicherheit vor Anker legen könnte. Endlich fand man, was man suchte. Allein die Küste war überall so felsigt und die Brandung *) an derselben so stark, daß man es nicht möglich fand, mit einem Boote ans Land zu kommen. Gleichwol mußte man sich hier nothwendig mit Wasser und Holz versorgen; und so groß daher

*) Das Aufsteigen und Brechen der Wellen an einer Küste oder an Felsen, welche ohnweit der Küste unter dem Wasser verborgen liegen. Die daran sich brechenden Wogen pflegen zuweilen wie ein Mastbaum hoch in die Luft zu steigen.

auch die Gefahr zu seyn schien, so mußten doch Leute dazu beordert werden.

Zum Glück hatte der Befehlshaber sich für Fälle dieser Art mit einer Anzahl von Korkwämsern versehn, die sowol das Schwimmen erleichtern, als auch den, der damit bekleidet ist, verwahren, daß er nicht an den Klippen zerquetscht werde. Durch dieses Hülfsmittel wurde nach und nach ein ziemlicher Vorrath von Wasser und Holz an Bord geschaft, auf den man, in Ermangelung jener Wämser nothwendig hätte Verzicht thun müßen. Man blieb nemlich mit den Böten ausserhalb der Brandung liegen, und die mit Korkwämsern versehenen Matrosen schwammen hindurch. Dann wurden die gefüllten Wasserfässer und das gefällte Holz an Stricke gebunden, und so nach den Böten hingezogen.

Allein diejenigen, welche sich auf diese Weise ins Wasser wagten, um ans Land zu schwimmen, schwebten, trotz ihrer Korkwämser, doch jedesmal in großer Gefahr, ihr Leben auf die jämmerlichste Weise einzubüßen. Es gab nemlich in dieser Gegend des Meers eine Menge sehr großer Haifische, *) deren einige über zwanzig Fuß lang waren, und welche, so oft sie einen schwimmenden Men-

*) Ich habe diesen furchtbaren Raubfisch in der **Entdeckung von Amerika** beschrieben.

Menschen erblickten, sogar die Brandung nicht scheueten, sondern in dieselbe hineinschossen, um ihn zu erhaschen. Einige Bootsleute geriethen dadurch in große Gefahr, der sie nur mit genauer Noth zu entkommen das Glück hatten. Man sahe diese gefräßigen Seeungeheuer ganze Seehunde, die sie erhaschten, wie einen einzigen Bissen hinunterschlucken.

Man fand die Insel mit Ziegen bevölkert. Verschiedene derselben wurden erlegt, und man fand das Fleisch eben so wohlschmeckend, als das schönste Wildpret. Eine derselben schien schon einmal in menschlicher Bothmäßigkeit gewesen zu seyn; denn sie war am Ohr auf eine solche Weise gezeichnet, daß man wol sehen konnte, daß es nicht zufällig geschehen sey. Ausserdem gab es hier einen solchen Ueberfluß an Fischen, daß man mit leichter Mühe in kurzer Zeit mehr derselben fangen konnte, als die ganze Schifsmannschaft zu einer Mahlzeit nöthig hatte. Einige derselben wogen 20 bis 30 Pfund, und ihr Geschmack war vortreflich.

Indem man nun mit der Einholung des Holzes und Trinkwassers auf die eben beschriebene Weise beschäftiget war, ereignete sich folgender Vorfall.

Der Constabel und ein Matrose, welche mit ans Land geschwommen waren, fanden gegen Abend, da sie zurück zu kehren dachten, die Brandung so fürchterlich, daß sie es nicht wagen wollten, mit ihren Gefährten wieder hindurch zu schwimmen. Sie wurden daher beide am Lande zurückgelassen.

Am folgenden Tage fand der Befehlshaber für nöthig, die Schiffe an einer andern Stelle ankern zu lassen, welche ohngefähr anderthalb Meilen weiter nordwärts lag. Er schickte daher ein Boot aus, um die beiden Zurückgebliebenen abzuholen. Nun konnte aber das Boot, wie wir wissen, der Brandung wegen nicht bis ans Land gehn. Man rief daher dem Constabel und dem Matrosen zu, daß sie herbeischwimmen mögten. Der Constabel wagte es, und kam glücklich an Bord; allein der Matrose, der kein Schwimmer war, entsetzte sich vor dem Anblicke der Gefahr und blieb abermals zurück.

Der Befehlshaber schickte noch einmal nach ihm aus, und ließ ihm zurufen: es stünde wahrscheinlicher Weise stürmisches Wetter bevor; dann dürften die Schiffe leicht von ihrem Ankerplatze weggetrieben werden, und dann würde er Gefahr laufen, den Rest seines Lebens auf dieser Insel allein zuzubringen. Allein der Mann blieb unbeweg-

weglich. Er sey überzeugt, sagte er, daß wenn er es versuchen wollte, nach dem Boote hin zu schwimmen, er gewiß ertrinken würde. Er wolle daher lieber bleiben, wo er wäre; es möge ihm nun auch gehen, wie es wolle. Er nahm hierauf einen zärtlichen Abschied von den Matrosen im Boote, und wünschte ihnen alles mögliche Wohlergehn, welches diese von Herzen erwiederten.

Da nun das Boot eben im Begriff war, wieder umzukehren, und den armen Kerl seinem Schicksale zu überlassen: so ergreift einer der Unterofficiere das eine Ende eines im Boote befindlichen Stricks, springt damit in die See, und schwimmt durch die schäumende und wogende Brandung hindurch nach dem Orte, wo der arme Johann — so hieß der neue Robinson — in niedergeschlagener Stellung stand, und sein unglückliches Schicksal überdachte. Jener bemüht sich nun, ihm den Vorsatz, auf der Insel zurückzubleiben, durch die kräftigsten Vorstellungen auszureden: aber umsonst! Johann sieht seinen Tod im Wasser, wenn er sich in die Brandung wagen wollte, als gewiß an; und ist daher schlechterdings nicht zu bewegen, das Land zu verlassen.

Der Unterofficier hatte unterdeß an seinem Stricke unvermerkt eine Schlinge gemacht. Plötzlich

lich warf er ihm dieselbe um den Leib, und hurtig rief er seinen Gefährten im Boote, welche das andere Ende des Strickes hielten, zu, daß sie nach sich ziehen sollten. Man gehorchte; und so ward der arme Johann Hals über Kopf ins Meer und durch die Brandung hingerissen. Jetzt hob man ihn ins Boot; aber ach! er schien schon ganz entseelt zu seyn. Man machte sich indeß über ihn her, richtete ihn auf den Kopf, blies ihm Luft ein, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen, ihn ins Leben zurückkehren zu sehn. Der Unterofficier schwamm auch herbei, und so kehrten alle, vergnügt über den glücklichen Ausgang dieses Abentheuers, zurück nach dem Schiffe.

Man verließ nunmehr die Insel Masafuero und fuhr noch eine Zeitlang fort, gegen Norden zu steuern, bis man den 27sten Grad der südlichen Breite erreicht hatte; da man die Schiffe wandte, um nun gegen Westen zu segeln. Ich bitte, hier abermals auf unserer Charte nachzusehn.

Nachdem man zehn Tage lang ununterbrochen unter Segel geblieben war, erblickte man verschiedene Vögel um das Schiff her, welche Hoffnung zu einem nahen Lande machten. Einige derselben waren vorzüglich merkwürdig. Sie flogen

gen hoch, waren so groß, wie eine Gans und so weiß, wie Schnee, die Füße ausgenommen, welche schwarz waren.

Verschiedene Tage darnach erblickte man zwei andere große Vögel, welche schwarz waren, nur daß sie einen weissen Hals und einen Schnabel von gleicher Farbe hatten. Ihr Flug war schwerfällig; man schloß daraus, daß sie zu langen Reisen unfähig wären, und das machte abermals Hofnung, daß man bald irgend ein Land zu Gesicht bekommen würde.

Je weiter man kam, desto grösser wurde die Zahl von allerhand Vögeln, welche die Schiffe begleiteten: aber Land wollte sich immer noch nicht zeigen. Gleichwol hatte man täglich grössere Ursache, sich darnach zu sehnen, weil die Mannschaft immer mehr und mehr vom Schaarbock ergriffen und dadurch zur Arbeit unfähig gemacht wurde.

Erst am 7ten Junius entdeckte man früh Morgens eine kleine und bald darauf eine grössere Insel, bei welcher man in der Dunkelheit der Nacht hart vorbei gesegelt seyn muste. Man befand sich damals unter dem funfzehnten Grade südlicher Breite und in der westlichen Länge von 145 Graden. Meine jungen Leser finden diese beiden Inseln

seln auf unserer Charte unter dem Nahmen der Inseln fehlgeschlagener Hofnung angegeben.

Man steuerte gegen die kleine Insel zu, und nahm bei weiterer Annäherung ein Land wahr, welches durch seine Anmuth in Entzücken setzte. Die Küste bestand aus dem feinsten weissen Sande, und die Insel selbst glich einem angenehmen Obstgarten. Aber rings um dieselbe her bäumten sich die Wogen in fürchterlicher Brandung.

Es währte nicht lange, so entdeckte man, daß das Eiland auch bewohnt war. Es ließen sich nemlich verschiedene Eingebohrne an der Küste sehn, und zwar mit Spiessen bewafnet, die wenigstens sechszehn Fuß lang waren. Man sahe sie alsobald geschäftig, verschiedene große Feuer anzulegen; und nicht lange, so geschahe auf der größern Insel ein Gleiches: ein Beweis, daß die Bewohner von beiden mit einander einverstanden seyn mußten, daß man sich in Fällen solcher Art auf diese Weise einander benachrichtigen wollte.

Der Commodore schickte hierauf das Boot mit einem Officiere aus, um einen Ankerplatz zu suchen: allein zur allgemeinen Betrübniß kehrte dieses, nachdem es die ganze Insel umrudert hatte,

te, mit der traurigen Nachricht zurück, daß das Meer rund umher so tief sey, daß man den Grund desselben mit dem Senkblei nicht habe erreichen können. Das war in den Ohren der ganzen Schifsgesellschaft ein rechter Donnerschlag! Denn der Schaarbock hatte nunmehr so fürchterlich um sich gegriffen, daß die meisten schon wirklich bettlägerig waren, indeß andere matt und krank auf dem Verdecke herumkrochen, und mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, nach dem Paradiese hinblickten, welches die Natur für sie verschlossen hatte. Sie sahen Kokosnüsse in Menge, deren Milch für scorbutische Leute vielleicht die beste Arzenei von der Welt ist; und was ihre Begierde sowol, als auch ihre Betrübniß ausnehmend vergrösserte, das waren die vielen Schildkrötenschaalen, welche längst der Küste herum lagen. Das alles sollten sie nur sehen, aber nicht geniessen!

Man segelte indeß, um sich wenigstens durch den Anblick zu laben, rings um die Insel herum, und fand es überall unmöglich, sogar nur mit den Böten zu landen. So wie aber die Schiffe sich der Küste gegen über sehen liessen, rannten die wilden Einländer schreiend herbei, tanzten ihren Kriegestanz, schwungen dabei ihre langen Spiesse, warfen sich alsdann rücklings nieder

und blieben eine Zeitlang ohne Bewegung liegen. Unsere Reisenden irrten vermuthlich nicht, indem sie dies für eine Drohung hielten, daß derjenige, der es wagen würde, ans Land zu kommen, auf der Stelle des Todes seyn sollte. Man fühlt sich zwar geneigt, dieses ungastfreundschaftliche Verfahren zu misbilligen; aber wenn man weiß, wie die gesitteten Europäer sich bisher gegen diejenigen Wilden, deren Land sie eigenmächtiger Weise in Besitz nahmen, zu verfahren pflegten: so kann man es diesen Insulanern nicht übel nehmen, daß sie solche gefährliche Gäste von sich abzuhalten suchten, und ein menschenfreundliches Herz kann nicht umhin, ihnen Glück zu wünschen, daß die Natur selbst ihr kleines Eiland für jeden ungerechten Eroberer unzugänglich machte.

An einer Stelle der Küste bemerkte man im Vorbeisegeln, daß die Eingebohrnen zwei Spiesse in den Sand gesteckt, und an die Spitze derselben etwas befestiget hatten, welches in der Luft flatterte. Vermuthlich hatte dies irgend eine gottesdienstliche Absicht; denn man bemerkte alle Augenblicke, daß einige Indianer vor diesen Spiessen niederknieten, vielleicht um irgend ein von ihnen göttlich verehrtes Wesen um Schutz wider die Fremden anzuflehen.

So

So oft ein Boot abgeschickt wurde, um sich der Küste zu nähern, erhoben die Eingebohrnen jedesmal ein so fürchterliches Geheule, als man je gehört hatte. Sie ermangelten dabei auch niemals, mit ihren Spiessen zu drohen, und große Steine in Bereitschaft zu halten, um die Landenden damit zu empfangen. Vergebens machte man ihnen alle nur ersinnliche Zeichen von Freundschaft und Zuneigung; vergebens warf man ihnen Brod und andere Dinge zu, wovon man glaubte, daß sie ihnen angenehm seyn dürften: sie liessen alles mit Verachtung liegen, und wadeten vielmehr ins Wasser, um sich, wo möglich, des Boots zu bemächtigen. Die in dem letztern befindliche Mannschaft war daher geneigt, auf sie zu feuern: allein glücklicher Weise hatte der commandirende Officier keine Erlaubniß, Feindseligkeiten auszuüben; und man zog sich daher ohne Blutvergiessen zurück.

Hier kann ich nicht umhin, dem Nachdenken meiner jungen Leser die Frage vorzulegen: ob unsere Reisenden, die, wie wir wissen, in einer so kläglichen Lage waren, daß sie vom Scorbut aufgerieben zu werden besorgen mußten, sich nicht für berechtigt halten durften, sich die zur Erhaltung ihres Lebens erforderlichen Erfrischungen mit Gewalt zu verschaffen? Ich gebe ihnen fünf

Minuten Bedenkzeit, um erst selbst darüber nachzudenken und Parthie zu ergreifen: dann mögen sie weiter lesen, um zu sehen, ob mein eigenes Urtheil mit dem ihrigen übereinkomme oder nicht?

Hier ist das meinige: allerdings waren sie dazu berechtiget, aber nur unter der dreifachen Bedingung: 1) daß die besagten Erfrischungen ihnen zur Erhaltung ihres Lebens wirklich unentbehrlich waren; 2) daß sie einen Ort fanden, wo sie landen konnten und also nicht vergebens Blut vergossen und 3) daß es schlechterdings unmöglich war, das ihnen Unentbehrliche auf eine minder gewaltsame Weise zu erhalten. Fiel hingegen eine einzige dieser Bedingungen weg, so war es eben so grausam und strafbar einen dieser Wilden zu tödten, als wenn es gesittete Europäer gewesen wären. Denn waren sie nicht auch Menschen, so gut wie wir?

Mein bejahendes Urtheil gründet sich auf den unläugbaren Satz aus dem Rechte der Natur: **daß die Sorge für die Erhaltung unsers Lebens die erste aller unserer Pflichten sey, und daß wir, wenn kein anderes Mittel dazu vorhanden ist, es sogar mit dem Leben eines andern erkaufen dürfen.** Dank sey indeß der gött-

göttlichen Vorsehung, daß nur selten ein Mensch in den traurigen Fall zu kommen pflegt, von diesem natürlichen Nothrechte Gebrauch machen zu müssen.

Jetzt mögte ich wissen, ob alle meine jungen Leser gleichförmig mit mir geurtheilt haben? Schade, daß wir uns nicht alle darüber besprechen können! —

Die wilden Bewohner dieser Insel waren von einer dunkeln Kupferfarbe, übrigens stark und wohlgebildet. Im Laufen waren sie so schnell, daß unsere Reisenden nie etwas Aehnliches gesehn zu haben bezeugen.

Da nunmehr alle Hofnung, an diesem schönen Eilande zu landen, gänzlich verschwunden war: so steuerte man auf die nicht weit davon gelegene größere Insel zu. Sobald man dieselbe erreicht hatte, ließ der Befehlshaber beilegen — meine jungen Leser wissen aus der obigen Erklärung, was dieser Ausdruck sagen will — und sandte wiederum das Boot aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Kaum hatte dieses sich in Bewegung gesetzt, als man die Eingebohrnen in großer Menge, mit Keulen und Spießen bewafnet, herbeirennen sah, um sich der Landung zu widersetzen. Um sie zurückzuschrecken, schoß man eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin; und dies

that die erwartete Wirkung: denn sie liefen augenblicklich in den Wald zurück.

Dennoch kehrte das Boot abermals mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß man einen Ort zum Ankern nirgends habe finden können, weil auch hier das Meer bis nahe an die Küste hin unergründlich tief befunden wurde. Die Sehnsucht der armen Kranken nach irgend einem erfrischenden Labsal mußte also unbefriedigt bleiben. Traurig wendete man hierauf die Schiffe, um weiter gegen Westen zu segeln, und nannte diese Eilande: die Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

6.

Entdeckung der König Georgens-Inseln, nebst einer Beschreibung derselben und einer Nachricht von verschiedenen daselbst vorgefallenen Begebenheiten.

Schon am folgenden Tage, nemlich den 9ten Junius hatte man gegen Abend das Glück, abermals Land zu entdecken. Es lag noch in einer Entfernung von sechs bis sieben Seemeilen. Man legte daher bei, um erst den Anbruch des nächsten

Tages abzuwarten. Demohngeachtet war man am folgenden Morgen dem Lande um vier Meilen näher gekommen, und konnte nunmehr sehen, daß es eine lange niedrige Insel war. Sie hatte übrigens ganz das schöne Ansehn der vorigen, eine weisse Küste, eine herrliche Waldung von Kokos- und andern Bäumen; und sie war rund umher, wie jene, mit rothen Korallenfelseu umgeben, welche eine starke Brandung verursachten.

Man steuerte, sobald man ihr nahe genug gekommen war, längst der nord-östlichen Seite derselben hin, und sahe auch hier die Eingebohrnen, mit langen Spießen bewafnet, in Menge herbei rennen und große Feuer anzünden. Als man die südwestliche Spitze des Eilandes erreicht hatte, bemerkte man einen großen Landsee, der ohngefähr drei Seemeilen breit zu seyn schien, und durch eine kleine Einfahrt mit dem Meere zusammenhing. Hier hatten die Wilden im Schatten eines lustigen Kokoswaldes eine kleine Stadt, das heißt hier, wie überall, wo von Wilden die Rede ist, eine Anzahl von Hütten erbaut. Der Anblick dieser Gegend war so einladend, daß man sehnlichst wünschte, hier einen Ankerplatz zu finden.

Der Befehlshaber schickte daher augenblicklich die Böte zum Sondiren aus: allein sie fanden unglücklicher Weise auch hier die Küste so steil, wie eine Mauer und das Meer unergründlich tief. Man fuhr hierauf fort, längst der Küste hinzusegeln, und sahe überall viele Hunderte von Wilden in der Absicht herbeilaufen, ihnen die Landung streitig zu machen. Einer derselben trug ein Stück von einer Matte, an der Spitze eines Spiesses befestiget, welches vermuthlich eine Fahne seyn sollte; die übrigen aber stellten sich, und zwar in guter Ordnung, bis an den Leib ins Wasser; wobei sie ein unaufhörliches gräuliches Geheul erhoben. Nach einer kleinen Weile sahe man auch eine Menge großer Kähne den Landsee herunter kommen und sich ihnen beigesellen.

Unterdeß waren die Böte noch immer mit Sondiren beschäftiget. Die darin befindlichen Leute erschöpften ihre Erfindungskraft, um Zeichen und Gebehrden zu ersinnen, wodurch sie den Indianern ihre friedfertigen Gesinnungen zu erkennen gäben. Einige von den Kähnen setzten sich hierauf in Bewegung, um sich den Böten zu nähern; und dies ließ hoffen, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhandlung kommen würde. Doch diese Hoffnung war schlecht gegründet.

Die Wilden hatten nemlich keine andere Absicht, als die Böte ans Land zu ziehen, um sich ihrer und der darin befindlichen Mannschaft zu bemächtigen. Verschiedene von denen, welche auf der Küste standen, suchten ihnen dazu behülflich zu seyn, sprangen von den Felsen hinab ins Wasser und schwammen nach den Böten hin. Einer derselben wagte es sogar bei dem Boote der Tamar an Bord zu kommen; aber kaum war dies geschehen, als er mit einer Matrosenjacke, die er ergriff, wieder ins Wasser sprang, untertauchte und nicht eher wieder zum Vorschein kam, als bis er dicht an der Küste mitten unter seinen Landsleuten war. Ein anderer von ihnen wollte einem Unterofficiere den Hut vom Kopfe reissen; da er aber nicht wußte, wie ein Hut abgenommen wird, so zog er ihn, statt ihn aufzuheben, aus Dummheit unterwärts, wodurch der Unterofficier Zeit gewann, sein Eigenthum zu sichern. Die braven Schifsleute ertrugen dies alles mit großer Nachsicht. Darüber frohlockten die Indianer und wurden immer übermüthiger.

Man fuhr unter diesen Umständen fort, die Küste zu untersuchen, bis man die westliche Spitze der Insel erreicht hatte, ohne einen Ankerplatz gefunden zu haben. Man entdeckte indeß hier eine andere Insel, welche ohngefähr vier Seemeilen

ken weit gegen Westen lag. Ehe man aber alle Hofnung, von demjenigen Eilande, bei welchem man jetzt war, einige Erfrischungen zu erhalten, aufgab, segelte man noch einmal nach der Oefnung des Landsees zurück.

Die Böte hatten sich unterdeß etwas weit von den Schiffen entfernt; und man bemerkte zwei doppelte Kähne, mit ohngefähr sechzig bewafneten Wilden bemannt, nach der Gegend hinrudern, wo sie waren. Byron gab hierauf den Böten das Zeichen, daß sie mit diesen Kähnen sprechen sollten, und jene gehorchten. Aber kaum bemerkten die Wilden, daß man ihnen entgegen ruderte, als sie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen wurden, und eiligst die Küste zu erreichen suchten. Die Böte folgten ihnen eben so eilfertig nach. Jene setzten indeß mit ihren kleinen Fahrzeugen mitten durch die fürchterliche Brandung, erreichten den Strand und zogen ihre Kähne nach sich. Und nun setzten sie sich in Positur, die ihnen nacheilenden Böte mit Keulen und Steinen zu empfangen.

Das Volk in den Böten glaubte jetzt — ob mit Recht? das mögen meine jungen Leser selbst beurtheilen — in der Lage zu seyn, daß sie Gewalt brauchen dürften. Sie gaben also Feuer und ach! — zwei oder drei der armen Indianer

stürz-

stürzten. Dem einen derselben hatten drei Kugeln den Leib durchbort; dennoch hob er noch einmal einen Stein auf, warf damit nach seinen Feinden und — verschied. Die beiden andern Gefallenen wurden von ihren fliehenden Kameraden augenblicklich fortgeschlept; diesen aber ließen sie liegen, vermuthlich weil er nicht weit von den Böten gefallen war.

Die Böte bemächtigten sich hierauf der beiden doppelten Kähne, welche die Wilden im Stiche gelassen hatten, und brachten dieselben ans Schiff. Der größte von beiden war 32 Fuß lang, und muste denen, welche sie verfertiget hatten, ungemein viel Mühe gemacht haben. Sie bestanden nemlich aus Brettern, ohngeachtet man kaum begreifen kann, wie Leute, welche keine eiserne Werkzeuge haben, aus Bäumen Bretter machen können; und sie waren noch obenein mit allerlei Schnitzwerk reichlich geziert. Die Bretter waren zusammengenäht, d. i. durch Hülfe kleiner Löcher, durch welche man Bindfaden gezogen hatte, an einander befestiget. Um das Eindringen des Wassers in die Fugen zu verhindern, lag ein Streif von Schildkrötenschaalen darüber her, der auf eine sehr künstliche Weise befestiget war.

Je zwei und zwei lange und schmale Kähne waren, durch Hülfe zweier Balken, welche von

Bord zu Bord gingen, dergestalt an einander befestiget, daß zwischen beiden ein Raum von ohngefähr sechs bis acht Fuß blieb. Dann hatte man in jedem einzelnen Kahne einen Mast errichtet, und zwischen den beiden Masten des Doppelkahns hatte man das Segel befestiget. Das Segel selbst bestand aus einer Matte von so künstlicher Arbeit, daß unsern Reisenden nie etwas Schöneres von der Art vorgekommen war. Eben so gut und künstlich war auch das Tauwerk dieser Kähne gearbeitet, ohngeachtet es dem Ansehn nach nur aus der äussern zaserichten Schaale der Kokosnuß bereitet war.

Meine jungen Leser werden es hoffentlich nicht ungern gesehn haben, daß ich ihnen diese Stücke so umständlich beschrieb. Was kann angenehmer und lehrreicher seyn, als zu hören, wie weit die Erfindungskraft und der Fleiß der Menschen, selbst bei armen, aller eisernen Werkzeuge entbehrenden Wilden, zu gehen vermögen, sobald sie von Bedürfnissen gespornt werden und ihre Geduld und Emsigkeit nicht zu früh ermüden! Mir sind solche, wie alle andere Beweise von den hohen Fähigkeiten, welche der Schöpfer seinen Menschen eingepflanzt hat, von jeher ehrwürdig und äusserst interessant gewesen; und ich wünsche sehr, daß

dies

dies bei jedem meiner lieben Leser der nemliche Fall seyn möge.

Nachdem man über diejenigen Wilden, welche ohnweit der Einfahrt in den Landsee am Strande zusammengelaufen waren, eine Kanonenkugel hingefeuert und sie dadurch zurückgescheucht hatte: so landeten die Böte und waren so glücklich, einige Kokosnüsse zu bekommen, die sie an Bord brachten. Die einbrechende Nacht verhinderte sie, mehr derselben einzuholen. Man lavierte *) daher bis der Tag wieder anbrach; legte hierauf bei, und der Befehlshaber ging mit allen, die nicht am Schaarbocke bettlägerig waren, in den Böten ans Land.

Hier besuchte man verschiedene von den Einwohnern verlassene Hütten, welche niedrig und nur mit Zweigen von Kokosbäumen gedeckt waren. Sie wurden von Hunden bewacht, die vom Morgen bis zum Abend ein unaufhörliches Geheule erhoben. Diese an sich armseligen Wohnungen hat-

*) Lavieren heißt in der Schiffersprache dem Winde entgegen arbeiten, indem man hin und her segelt und dabei die Segel so stellt, daß der entgegenblasende Wind das Schiff nicht zurück, sondern nach der Seite hintreibt, wobei das Schiff allemal auf der einen Seite schief zu liegen kömmt.

hatten alle eine höchstreizende Lage, indem sie in einem Lustwalde von Kokosbäumen errichtet waren. Der Kokosbaum scheint diese Leute mit den meisten Nothwendigkeiten des Lebens, besonders mit Nahrungsmitteln, Segeln, Tauwerk, Zimmerholz, Obdach und Wassergefäßen zu versorgen; und dies ist vermuthlich die Ursache, warum sie ihre Wohnungen allezeit an einem solchen Orte errichten, der von Bäumen dieser Art beschattet wird.

Als man einige dieser Hütten durchsuchte, fand man das ausgeschnitzte Obertheil eines Steuerruders, welches augenscheinlich zu einem holländischen langen Boote gehörte, aber vor Alter schon ganz wurmstichig geworden war. Man fand auch geschmiedetes Eisen, ein Stück Metall und verschiedene eiserne Werkzeuge, welches alles die Eingebohrnen nur von Europäern erhalten haben konnten. Ob das Schiff, wozu jenes Boot gehört hatte, hier gescheitert oder von den Indianern erobert worden war, konnte man nicht ausfindig machen.

Nahe bei den Wohnungen der Eingebohrnen sahe man unter dickbelaubten Bäumen Gebäude, welche man für Begräbnißörter hielt, deren Seitenwände und Decken aus Steinen gemacht waren. Daselbst standen Kisten voller Menschengebei-

beine, und an den Aesten der Bäume umher hing in Körben, aus Rohr verfertiget, eine Menge Köpfe und Beine von Schildkröten nebst allerlei ausgetrockneten Fischen. Das sollten vermuthlich Opfer seyn, welche man den Todten oder für dieselben gewissen Gottheiten gebracht hatte.

Dieser Tag war für die ganze Schifsgesellschaft, worunter nicht ein einziger war, der vom Schaarbock gänzlich frei geblieben wäre, ein Tag der Erquickung und des Genesens, weil man Kokosnüsse vollauf zu essen fand und verschiedene Böte voll nach den Schiffen schicken konnte.

Der Strand war mit Korallen und mit Schalen von sehr großen Perlenaustern bedeckt. Man schloß daraus, daß sich eine der vortheilhaftesten Perlenfischereien hier würde anlegen lassen.

Von den Eingebohrnen bekam man einige, aber nur von weitem zu Gesicht, weil sie sich nicht heran wagten. Man konnte indeß unterscheiden, daß die Weiber eine Schürze von Matten vom Unterleibe bis auf die Knie trugen; die Männer hingegen durchgängig nackt gingen.

Eine unerträgliche Plage für die Bewohner dieser Insel müssen die Fliegen seyn. Nicht nur die-

diejenigen von unsern Reisenden, welche ans Land gegangen waren, sondern auch die Böte, ja die Schiffe selbst waren ganz damit bedeckt. Was müssen die armen nackten Wilden nicht erst davon auszustehn haben! Man sahe große und kleine Papagaien, auch verschiedene unbekannte Vögel und besonders eine schöne Art von Tauben, die so zahm waren, daß sie den Menschen ganz nahe kamen, ihnen sogar in die Hütten der Indianer folgten.

Gegen Abend begab die ganze Gesellschaft sich wieder an Bord, und am folgenden Morgen segelte man von dannen, um die andere Insel zu besuchen, welche man von fern gesehen hatte.

Auch diese Insel hatte ganz das schöne Ansehn der vorigen, und die Bewohner derselben waren völlig von dem nemlichen Schlage, wie die von jener. Sie rannten, sobald die Schiffe sich der Insel näherten, in großer Menge an den Strand, und waren gleichfalls mit langen Spiessen bewafnet. Sie begleiteten den Lauf der Schiffe, welche längst der Küste hinsegelten, in vollem Galoppe; weil aber die Hitze hier sehr groß ist: so hatten sie von Zeit zu Zeit einer Abkühlung nöthig. Man sahe sie daher, bald in die See springen und untertauchen, bald sich an dem Strande niederwerfen, um die Wellen über sich hinschlagen zu las-

lassen. Dann rannten sie jedesmal aufs neue mit den Schiffen um die Wette.

Die zum Sondiren ausgesandten Böte, welche den strengsten Befehl hatten, sich aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten, und im Gegentheile jedes Mittel zu versuchen, um das Zutrauen und die Freundschaft der Eingebohrnen zu gewinnen, näherten sich so sehr, als die Brandung es zuließ, der Küste, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie Wasser verlangten. Die Indianer begriffen dieses sogleich, und bedeuteten denen in den Böten, daß sie noch eine Strecke weiter hinrudern sollten. Dies geschahe; und so langte man in einer Gegend an, wo die Einwohner eine Anzahl von Hütten erbaut hatten.

Hier versammelten sich der Eingebohrnen viele. Die Böte näherten sich ihnen, so weit sie der Brandung wegen konnten, und die Schiffe legten nicht weit davon bei.

Nicht lange, so kam ein starker alter Mann mit einem langen ehrwürdigen Barte, von den Hütten an den Strand herab. Er wurde von einem jungen Mann begleitet, und schien das Oberhaupt der übrigen zu seyn. Er gab ein Zeichen, und sogleich wichen alle übrige Indianer ein wenig zurück; er selbst trat bis ans Wasser vor. Hier faßte er seinen Bart mit der einen

Hand

Hand und drückte ihn an die Brust; in der andern hielt er einen grünen Zweig, und in dieser Stellung stimmte er eine Rede, oder vielmehr einen Gesang an, der ganz angenehm zu hören war. Jedermann bedauerte gar sehr, daß man den Inhalt desselben nicht verstehen konnte; man warf ihm indeß, um ihm sein Wohlgefallen zu bezeugen, allerlei kleine Geschenke zu: allein er wollte sie weder selbst aufnehmen, noch sie von andern aufnehmen lassen, bis er seinen Gesang vollendet hatte. Dann trat er ins Wasser, warf den Leuten im Boote den Zweig zu und hob hierauf die Sachen auf, die man ihm zugeworfen hatte.

Jetzt gab man den Indianern zu verstehen, daß sie ihre Waffen niederlegen mögten; und die meisten von ihnen gehorchten. Dies machte einen Schiffsunterofficier so keck, daß er in voller Kleidung aus dem Boote ins Wasser sprang, und mitten durch die Brandung hin an den Strand schwamm. Augenblicklich versammelten sich alle um ihn her, begafften ihn, und fingen an, seine Kleidungsstücke zu untersuchen. Besonders schienen sie seine Weste zu bewundern. Um sich nun seinen neuen Freunden gefällig zu erweisen, zog er dieselbe aus, und machte ihnen ein Geschenk damit. Allein diese Freigebigkeit wäre ihm beina-

he

he übel bekommen: denn nun erregten auch andere Theile seiner Bekleidung ihre Begierden. Einer von ihnen lösete ihm das Halstuch unmerklich auf, riß ihm dasselbe vom Halse und lief damit fort. Der Unterofficier fing nunmehr an zu besorgen, daß er nach und nach rein ausgeplündert werden dürfte; und rannte, um diesem Abentheuer zuvorzukommen, so geschwind als möglich, zurück nach den Böten.

Das angefangene gute Vernehmen wurde indeß hierdurch nicht gestört. Es schwammen vielmehr verschiedene Indianer von Zeit zu Zeit hin nach den Böten und brachten bald eine Kokosnuß, bald ein wenig frisches Wasser in einer Kokosschale. Was man aber am liebsten von ihnen gehabt hätte, nemlich Perlen, das konnte man ihnen auf keine Weise begreiflich machen.

Die Hoffnung, bei dieser Insel einen Ankerplatz zu finden, schlug leider! abermals fehl. Der Befehlshaber hielt es daher nicht für rathsam sich hier länger vergeblich aufzuhalten, und segelte weiter, nachdem er diesen beiden Inseln den Nahmen König Georgens Inseln gegeben hatte. Meine jungen Leser finden sie unter diesem Nahmen auf unserer Charte, nicht weit von den Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung.

7.

7.

Fahrt von den Georgens Inseln nach den Inseln Saipan, Tinian und Aguigan.

Indem man nun fortfuhr gegen Westen zu steuern, hatte man das traurige Vergnügen, mehrere dergleichen Inseln zu entdecken, ohne daß man bei einer einzigen derselben eine Stelle zum Ankern finden konnte.

Als man sich einer dieser Inseln, welche man die Byronsinsel nannte, und welche gleichfalls auf unserer Charte angegeben ist, näherte, versammelten sich mehr als tausend Eingebohrne am Strande; und man sahe bald darauf gegen 60 Kähne abstoßen und auf die Schiffe zurudern. Man legte also bei, um sie zu empfangen.

Jetzt kamen sie an, machten einen Kreis um die Schiffe und staunten dieselben lange an. Endlich sprang einer der Wilden aus seinem Kahne, schwamm herbei und kletterte, gleich einer Katze, an der Seite des Schiffes hinauf und setzte sich, da er oben war, auf dem Verdecke nieder. Hier brach er in ein unbändiges Gelächter aus. Dann sprang er auf, lief auf dem ganzen Verdecke herum,

um, und wollte alles, was er erreichen konnte, wegmausen; allein weil er nackt war, so konnte er nichts verbergen; sein Anschlag gelang also nie.

Die Bootsleute zogen ihm ein Wamms und ein Paar Matrosenbeinkleider an; worin er sich grade, wie ein Aff, gebehrdete, welches ihnen viel zu lachen gab. Man gab ihm auch Brod, welches er sehr begierig hinunterschluckte. Nachdem er tausend Affenstreiche gemacht hatte, sprang er endlich mit Wamms und Beinkleidern über Bord, und schwamm nach seinem Kahne zurück.

Sein Beispiel reitzte andere zur Nachahmung. Es kamen nach und nach mehrere derselben aufs Schiff, und alle hatten die Absicht etwas zu mausen. Einigen glückte es auch, indem sie schnell, wie der Blitz, mit dem, was sie erhascht hatten, über Bord sprangen und sich nach ihren Kähnen flüchteten. Man sahe bei dieser Gelegenheit einige von ihnen schwimmen, indem sie beide Hände voll hatten, und, um das Naßwerden der gestohlnen Sachen zu verhüten, beide Arme aus dem Wasser emporhielten. Vermuthlich verrichteten diese das ganze Geschäft des Schwimmens bloß mit den Füßen.

Diese Leute waren alle groß, wohlgebildet und von einer hellen Kupferfarbe. Ihre Gesichtszüge fand man schön und in ihren Blicken und

Bayer. Staats-Bibliothek München

Mienen glaubte man eine angenehme Mischung von Muth und Lustigkeit zu bemerken. Ihr Haar ist lang und schwarz. Einige trugen dasselbe in einem hinten zusammengebundenen Busche, andere in dreien am Hintertheile des Kopfs zusammengeschürzten Knoten. Alle gingen nackt, nur daß sie mit verschiedenen Zierathen von Muscheln geschmückt waren, die sie um den Hals, um die Handgelenke und mitten um den Leib trugen. Ihre Ohren waren zwar durchbohrt, aber die Gehenge hatten sie zu Hause gelassen. Diese müssen von ansehnlichem Gewichte seyn, weil ihnen die Ohrlappen bis auf die Achsel hinabhingen und zum Theil durchgerissen waren.

Einer dieser Wilden, der ein gewisses Ansehn unter ihnen zu behaupten schien, trug eine Schnur von Menschenzähnen um den Leib; aller Wahrscheinlichkeit nach ein Siegeszeichen, weil er es für keinen Preis vertauschen wollte. Diejenigen, welche bewafnet waren, trugen ein Gewehr, womit sie sehr viel Schaden anrichten müssen. Es war ein Spieß, welches am Ende breit und ohngefähr drei Fuß in der Länge mit Seehundszähnen besetzt war, die so scharf als eine Lanzette sind. Man zeigte ihnen einige noch vorräthige Kokosnüsse und machte ihnen begreiflich, daß man mehrere davon

zu haben wünschte. Aber statt diesen Wunsch zu erfüllen, bemüheten sie sich, auch noch dieser Ueberbleibsel habhaft zu werden.

Mit Schmerzen sahe man sich genöthiget, auch diese Insel zu verlassen, ohne von den erfrischenden Früchten derselben, deren man für die armen Kranken so sehr bedurfte, auch nur einiger habhaft geworden zu seyn. Es ist unglaublich, wie schnell und sicher die Kokosnuß den Schaarbockkranken Linderung und Heilung gewährt. Viele, deren Glieder von dieser Krankheit pechschwarz geworden waren, welche sich ganz und gar nicht mehr zu bewegen vermogten und die peinlichsten Schmerzen litten, wurden dadurch in einigen Tagen so weit wiederhergestellt, daß sie alle ihre Dienste verrichten, ja sogar die Masten wieder erklettern konnten.

Man näherte sich nunmehr, unter beständiger unausstehlicher Hitze, den sogenannten Diebesinseln, deren drei Seipan, Tinian und Aiguigan heissen. Auf diese, welche meine jungen Leser auf unserer Charte finden, richtete man den Lauf der Schiffe, und erreichte dieselben den 30sten Julius.

Die genannten drei Inseln liegen nur zwei bis drei Seemeilen weit von einander. Man segelte zwischen der ersten und letzten durch, und legte sich bei jener vor Anker.

Sobald die Schiffe gesichert waren, ging der Befehlshaber selbst ans Land, um einen Platz auszusuchen, wo man Gezelte für die Kranken aufschlagen könnte, deren es jetzt auf beiden Schiffen eine gar große Menge gab. Die Sonne stand jetzt beinahe senkrecht über dieser Gegend, und da die gewöhnliche Regenzeit zugleich eingetreten war: so fand man die Hitze, der drückenden Dünste wegen, um so viel unausstehlicher.

Nachdem man einen bequemen Platz für die Gezelte gefunden hatte, erinnerte sich der Commodore der Beschreibung einer höchstanmuthigen Gegend, welche der Weltumsegler Anson auf dieser Insel fand, und wovon er sagt, daß sie jenseits des Gebüsches liege. Byron beschloß diese Gegend aufzusuchen und machte sich daher mit einigen Gefährten auf den Weg, um sich durch den Dickicht durchzuarbeiten. Alle hatten, der großen Hitze wegen, nur Schuhe, Matrosenbeinkleider und Hemde an; aber diese wenigen Kleidungsstücke wurden ihnen, da sie durch das verwachsene Gebüsch hindurchzudringen suchten, in kurzer Zeit

so

so sehr zerfetzt, daß ihnen nur noch einzelne Lappen am Leibe hingen.

Mit unbeschreiblicher Mühe drangen sie doch endlich durch, indem sie sich, des dichtverwachsenen Gesträuchs wegen, welches sie hinderte auch nur einige Schritte weit zu sehn, von Zeit zu Zeit einander zuriefen, um nicht von einander getrennt zu werden. Ihre größte Plage bei dem allen waren die Fliegen, deren es hier eine so unglaubliche Menge gab, daß die Luft davon verfinstert wurde. So oft sie den Mund eröfneten, um einander zuzurufen, stürzte ihnen ein ganzer Schwarm derselben hinein und benahm ihnen die Stimme. Sie trösteten sich indeß mit der Vorstellung von der paradiesischen Gegend, die sie bald zu erreichen hoften, und sie ertrugen in der Hoffnung, endlich schadlos gehalten zu werden, jedes Ungemach mit hartnäckiger Geduld.

Jetzt hatten sie das Ende des Gebüsches erreicht; aber ach! das Paradies, welches sie zu finden hoften, war verschwunden! Die ganze Gegend, welche bei Ansons Hierseyn so blühend und schön gewesen war, hatte sich seitdem in einen dichten Wald von Schilf und Rohr verwandelt, worin man keinen Schritt thun konnte, ohne sich mit den Füßen darin zu verwickeln, die denn davon, wie von Peitschenschnüren, verwundet

wurden. Man hatte indeß das Glück, einen wilden Ochsen, deren es auf dieser Insel viele giebt, zu Gesicht zu bekommen, und denselben zu erlegen.

Naß von Schweiß, als wären sie in Wasser eingetaucht, zerfetzt von Dornen und von Fliegenstichen, und so ermattet, daß sie kaum mehr auf den Füßen stehen konnten, gelangten sie endlich, kurz vor Sonnenuntergang, wieder an den Ort, wo man unterdeß die Gezelte aufgeschlagen hatte, und schickten sogleich eine Parthei aus, um den erlegten Ochsen abzuholen. Sie selbst erquickten sich unterdeß durch Speise und Schlaf.

Der Genuß der Landluft und der Kokosnüsse, welche diese Insel gleichfalls hervorbringt, kurirte die Schaarbockkranken in kurzer Zeit: aber eben diese Luft war in anderer Betrachtung so ungesund, daß viele, statt des Schaarbocks, mit gefährlichen Fiebern befallen wurden. Bis dahin hatte man auf beiden Schiffen noch keinen einzigen Mann verloren: hier raften die bösartigen Fieber zwei dahin, und mehrere lagen gefährlich krank darnieder.

Und so, wie also dieses Land, nach der Beschreibung unserer Reisenden, eins der ungesundesten in der Welt seyn muß: so übertraf auch der Aufenthalt daselbst an Beschwerlichkeit und

Ungemach alles, was sie bis dahin ausgestanden hatten. Die Hitze war grösser, als man sie irgendwo empfunden hatte; scharfstechende Mücken und Fliegen, worunter sich besonders diejenigen auszeichneten, welche man Muskiten zu nennen pflegt, ließen ihnen nicht einen Augenblick Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht; und zur Vergrösserung ihrer Quaal gab es ausserdem überall noch eine Menge anderer höchstbeschwerlicher und giftiger Insecten, besonders eine Art schwarzer Ameisen, deren Stiche fast eben so giftig, als die der Skorpionen, waren, deren es gleichfalls hier in Menge gab.

Zwar bot die Insel ihnen mancherlei frische Lebensmittel, besonders Fleisch von wilden Ochsen, wilden Schweinen und von mancherlei Geflügel dar: aber die entsetzliche Hitze, verbunden mit dem unzählbaren Ungeziefer, welches jedes erlegte Stück Wild sogleich bedeckte, verdarb ihnen das Meiste, noch ehe sie es genießen konnten. Oft fand man das Fleisch eines eben erlegten Thiers eine Stunde darnach schon grün von Fäulniß, und lebendig von Maden. Ein Neger hatte indeß die Geschicklichkeit, ein Mittel anzugeben, wie man die Schweine, deren es hier in Menge gab, lebendig fangen könnte. Dies ging vortreflich von Statten; und dadurch erreichte man den doppelten

Vortheil, sowol ganz frisches Fleisch in die Töpfe zu bekommen, als auch eine Anzahl lebendiger Schweine zum Mitnehmen an Bord schicken zu können. Schade, daß man uns nicht auch das Mittel bekannt gemacht hat, dessen der schwarze Mann sich dazu bediente! Erfindungen dieser Art sollte man nicht in Vergessenheit gerathen lassen.

Von einer Art von Fischen, welche es an der Küste dieser Insel giebt, haben Reisende Ursache sich in Acht zu nehmen. Man fand sie so ungesund, daß alle, welche davon genossen hatten, tödtlich krank davon wurden.

Während der Zeit, daß man hier vor Anker lag, schickte der Befehlshaber die Tamar ab, um die Insel Saipan zu untersuchen. Diese ist grösser als Tinian, hat auch höhere Berge, und ward überhaupt viel anmuthiger befunden, als jene. Man fand Schweine und Guanicoes oder Lama's darauf, aber kein Hornvieh. Hin und wieder stieß man auf große Haufen von Perlen-Austerschaalen und auf andere Merkmale, die es wahrscheinlich machten, daß die Spanier zu gewissen Jahrszeiten aus Ostindien hierher zu kommen pflegen, um Perlen zu fischen.

Nach-

Nachdem man neun Wochen auf Tinian verweilt hatte und die meisten Kranken ziemlich wiederhergestellt waren, schifte man sich von neuem ein, und ging wieder unter Segel.

8.

Lauf von Tinian nach Pulo Timoan, von da nach Batavia und von Batavia nach England.

Es war der erste October, an welchem man bei Tinian die Anker wieder lichtete, und von da bis zum 3ten November, an welchem man die Insel Pulo Timoan erblickte, fiel nichts vor, welches hier erzählt zu werden verdiente.

Bei der jetztgenannten Insel beschloß man abermals anzulegen, um sich, wo möglich, erst wieder mit einigen Erfrischungen zu versehn, weil man seit vier Wochen fast nichts als eingesalzene Speisen genossen hatte, wovon der Ueberrest nunmehr auch verdorben war.

Die Bewohner dieser Insel sind Malaien d. i. sie gehören zu jener ausgedehnten indischen Nation, die nicht nur denjenigen Theil der zweiten ostindischen Halbinsel, welcher Malacca genennt

wird, bewohnt, sondern sich auch über alle südliche Inseln Asiens und über verschiedene im Südmeer ausgebreitet hat. Dieses Volk steht bei denen, welche Verkehr mit ihnen haben, in keinem guten Rufe, indem man es der Treulosigkeit und der Grausamkeit beschuldiget. Auch unsere Reisenden bezeugen ihre Unzufriedenheit über diejenigen von ihnen, die sie auf der Insel Pulo Timoan vorfanden.

Sobald diese nemlich sahen, daß man sich ihrer Küste näherte, liefen sie in großer Menge an den Strand, indem sie in der einen Hand ein langes Messer, in der andern einen Spieß mit einer eisernen Spitze, und an der Seite einen Dolch trugen. Allein man kehrte sich an ihre kriegerischen Anstalten nicht; sondern ging dennoch ans Land, und suchte sie zum Tauschhandel zu bewegen. Aber alles, was man von ihnen bekommen konnte, schränkte sich auf etwa zwölf Stück Geflügel, auf eine alte und eine junge Ziege ein. Man bot ihnen Messer, Beile, Hacken und andere dergleichen Werkzeuge: aber sie verwarfen das alles mit Verachtung, und forderten Rupien. *)

Da

*) Eine ostindische Münze sowol in Silber, als auch in Gold. Jene gelten ohngefähr 18 Sgr. Eine goldene Rupie gilt 13 ein viertel silberne. Ein Lak Rupien sind 100,000 Rupien oder ohngefähr 12,500 Pf. Sterl.

Da man nun dergleichen Münze nicht hatte: so war man in Verlegenheit, wie man sie befriedigen sollte, bis sie sich endlich gefallen ließen, unter verschiedenen Schnupftüchern die besten auszusuchen.

Man fand diese Insulaner klein von Statur, aber wohlgebildet und von dunkler Kupferfarbe. Nur ein einziger unter ihnen, ein Greis, ging ohngefähr nach persischer Art gekleidet, die andern alle nackt, nur daß sie ein Schnupftuch in Form eines Turbans um den Kopf, und ein Stück Tuch um den Leib gebunden hatten. Ihre Wohnungen sowol als auch ihre Fahrzeuge waren sehr geschickt gebaut. Unter den letztern sahe man einige grössere, worin sie vielleicht nach Malacca fahren, um Handel zu treiben.

Man fand diese Insel, ihrer Berge und Waldungen wegen, ungemein anmuthig. Die letztern bestanden zum Theil aus Kokosbäumen; allein die Einwohner waren nicht zu bewegen, von den Früchten derselben etwas zu vertauschen. Hie und da sahe man auch schon Reisfelder auf dieser Insel. Man hielt sich übrigens hier nur einen Tag und zwei Nächte auf, und segelte alsdann weiter.

Auf der fernern Fahrt von hier nach Batavia, der holländischen Hauptstadt in Ostindien auf der Insel Java, begegnete ihnen ein kleines englisches

sches Fahrzeug. Es sahe um diese Zeit um den Mundvorrath auf beiden Schiffen kläglich aus: denn alles noch übrige Fleisch stank unerträglich vor Fäulniß, und das Brod war voller Schimmel und Würmer. Kaum war der Patron des englischen Schiffes hievon benachrichtiget: so theilte er großmüthiger Weise seinen ganzen Vorrath mit ihnen, indem er ihnen ein Schaaf, zwölf Stück Geflügel, eine Schildkröte und zwei Gallons *) Arrack schickte. Und für das alles wollte der edeldenkende Mann schlechterdings nichts, als den Dank derer annehmen, die er dadurch erquickte. Wen unter meinen jungen Lesern thut es nicht wohl, wenn er hört, daß es auch auf der andern Seite unserer Erdkugel Menschen giebt, die so menschlich und so großmüthig handeln können?

Bald nachher segelte man bei der Insel Sumatra vorbei, und hatte endlich den 27sten Nov. das Glück, bei der Insel Java und zwar auf der Rheede von Batavia wohlbehalten vor Anker zu kommen.

Da der Befehlshaber wußte, daß dieser Ort einer der ungesundesten in der Welt ist: so beschloß er, seinen Aufenthalt allhier so kurz als möglich zu machen. Er selbst fuhr in die Stadt, um dem holländischen Statthalter aufzuwarten.

Da

*) Vier Maaß.

Da derselbe eben auf seinem Landgute war, so wurde er von dem Ceremonienmeister desselben in einer Karosse dahin geführt und überaus höflich empfangen.

In ganz Batavia ist nur ein einziger Gasthof, in welchem alle Fremde abtreten müssen, weil den Bürgern der Stadt bei 500 Thlr. Strafe verboten ist, jemanden auch nur eine einzige Nacht über zu beherbergen. Dieses Haus ist daher ungemein groß, und gleicht eher einem prächtigen Pallaste, als einem Gasthofe. Dem englischen Commodore wurde es indeß von dem Statthalter freigestellt, sich einzuquartiren, wo er Lust hätte.

Alle Häuser in Batavia haben von aussen ein eben so prächtiges Ansehn, als sie inwendig schön und geschmackvoll ausmöblirt sind. Ueberhaupt herrscht hier eine große Liebe zur Pracht, zur Bequemlichkeit und zum Wohlleben. Fast jeder Bürger zu Batavia hält seine eigene Kutsche, so daß es beinahe für einen Schimpf gehalten wird, zu Fuß zu gehn.

Der Ort ist groß, und hat ganz das Ansehn einer Stadt in Holland. Denn auch hier läuft durch die mehrsten Straßen ein auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzter Kanal.

Die

Die Volksmenge dieses Orts ist unglaublich groß. Man sieht hier Leute aus allen Nationen der Welt: Holländer, Malaien, Chineser, Perser, Japaner, Schwarze u. s. w. Die Chineser, welche hier sehr zahlreich sind, haben ihre Stadt für sich, die ausserhalb den Wällen von Batavia liegt. Diese Leute treiben einen starken Handel nach ihrem Vaterlande, und ihnen verdankt die hiesige holländische Kolonie einen großen Theil ihrer Reichthümer.

Von Früchten, Fischen und Federvieh giebt es hier eine solche Menge und Mannigfaltigkeit, als man nicht leicht an einem andern Orte finden wird. Dahingegen wimmelt es hier auch von Muskiten und anderem dergleichen schädlichem Geschmeiß, welche den Genuß dieser Naturgüter verbittern und niemand Ruhe lassen, weder bei Tage noch bei Nacht. So ist Gutes und Böses überall beisammen; und man thut daher wohl, wenn man sich von früher Jugend an gewöhnt, jenes mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, und dieses als etwas, was von unserm dermaligen Leben unzertrennlich ist, mit Geduld zu ertragen.

Sobald die Schiffe mit Erfrischungen und Nahrungsmitteln hinlänglich versehen waren: eilte der Commodore, wieder in See zu gehn, weil

die

die Wirkungen des ungesunden hiesigen Klima's schon anfingen, sich durch gefährliche Faulfieber zu äussern. Drei von der Schiffsgesellschaft wurden davon hingeraft, und viele andere lagen schon gefährlich krank. Doch diese letztern wurden durch die gesundere Seeluft nach acht bis vierzehn Tagen wieder hergestellt.

Auf der Reise von hier bis nach dem, allen meinen jungen Lesern bekannten **Vorgebürge der guten Hoffnung**, fiel nichts erhebliches vor. Man erreichte das Vorgebürge den 13ten Februar 1766, und fuhr, während eines harten Sturms in die sogenannte **Tafelbai**, allwo die Schiffe sich vor Anker zu legen pflegen.

Am folgenden Morgen ging der Commodore ans Land, um dem holländischen Statthalter seine Aufwartung zu machen. Dieser, ein alter und allgemein beliebter Mann, kam ihm mit Höflichkeit zuvor und schickte eine sechsspännige Karosse an den Strand, um ihn abzuholen. Eben so höflich bezeigte sich dieser ehrwürdige Greis auch nachher gegen ihn; denn er wollte, daß er sich, so lange er am Lande bliebe, das Haus der ostindischen Compagnie zur Wohnung und seine Karosse zum täglichen Gebrauche bedienen sollte.

Dieses Vorgebirge ist ohnstreitig ein herrlicher Erquickungsort für diejenigen, welche nach Ostindien

dien segeln oder von daher zurückkommen. Er gewährt ihnen einen Ueberfluß an allen Arten von Erfrischungen, und die Luft daselbst ist ungemein gesund. Der Garten der holländischen ostindischen Compagnie ist ein sehr reizender Lustort. Am Ende desselben hat der Statthalter eine Menagerie, d. i. einen Verwahrungsort für allerlei seltene Thiere angelegt, worunter man damals drei schöne Strausse und vier sehr große Zebra's oder africanische Waldesel sahe, deren Fell bekanntlich weiß und braun gestreift ist.

Die ganze Schifsgesellschaft that sich hier, um die ausgestandenen Drangsale der zurückgelegten Reise zu verschmerzen, bis zum Uebermaaße gütlich. Denn da sie wechselsweise ans Land gehen durften: so kehrte selten eine Parthei zurück, ohne sich erst im Capweine tüchtig berauscht zu haben.

Man verweilte hier drei Wochen lang. Dann ging man den 7ten März wohlgenährt und neugestärkt wieder unter Segel, um die letzte Fahrt, nemlich die von da nach England, zu vollenden.

Den 16ten März sahe man die englische Insel St. Helena in einer Entfernung von 16 Seemeilen liegen. Einige Tage darnach wurde man auf dem Delphin durch einen unerwarteten Vorfall erschreckt, der aber glücklicher Weise keine schlimme Folgen hatte. Das Schiff bekam nemlich plötzlich

ei-

einen so heftigen Stoß, als wenn es auf eine Sandbank oder auf einen Felsen gelaufen wäre. Alle geriethen darüber in die größte Bestürzung, und rannten eiligst aufs Verdeck. Hier sahen sie das Wasser rings umher mit Blut gefärbt, und schlossen daraus, daß das Schiff einen Wallfisch oder Grampus *) gestreift haben müsse, von deren keinem dasselbe einen beträchtlichen Schaden bekommen konnte; welches sich denn auch wirklich so befand.

Um diese Zeit starb zum allgemeinen Leidwesen der Unterzimmermann, ein sehr sinnreicher und arbeitsamer junger Mann, der seit der Abreise von Batavia beständig krank gewesen war.

Nachdem man den Aequator durchschnitten hatte, erhielt die Tamar einen Schaden am Steuer-

*) Grampus, oder Nordkaper, auch Blaser und Sturmfisch genannt, ist ein wallfischartiges Seeungeheuer. Sie pflegen 35 bis 40 Fuß lang, aber nicht so dick zu seyn, als ein Wallfisch. Sie blasen das Wasser, gleich Fontainen in die Luft. Oft liegen ihrer bei Tausenden auf der Oberfläche des Meers beisammen, da sie denn von fern einer niedrigen Insel gleichen, die einige Meilen im Umfange hat. Man findet sie häufig an der sogenannten afrikanischen Goldküste.

Steuerruder. Dieser wurde zwar, so gut als es mitten auf dem Meere geschehen konnte, wieder ausgebessert: allein, da es demohngeachtet bedenklich schien, das Schiff in diesem geflickten Zustande den Ueberrest der Reise vollenden zu lassen: so ward der Befehlshaber desselben beordert, sich von dem Delphin zu trennen und nach der Insel Antigua in Westindien zu segeln, um daselbst das Schiff erst wieder in gehörigen Stand setzen zu lassen. Dies geschahe, und der Delphin vollendete nunmehr seine Reise allein.

Am 7ten Mai erreichte man die Inseln Scilly, welche bekanntlich zwischen England, Irland und Frankreich liegen; und den 9ten Mai 1766 kam man endlich da, wo man die Reise angetreten hatte, nemlich bei den Dünen glücklich vor Anker, nachdem man von dem Vorgebürge der guten Hoffnung bis hier grade neun Wochen, und auf der ganzen Reise etwas mehr als ein Jahr und zehn Monate zugebracht hatte. Sobald das Schiff gesichert war, landete der Befehlshaber zu Deal, und reisete von da nach London ab.

II.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,

angestellt
von dem brittischen Schifscapitain
Samuel Wallis
in dem Jahre 1766 und vollendet im
Jahre 1768.

I.

Abreise von Plymouth. Ankunft an der Küste von Patagonien.

Als der Commodore Byron von seiner Entdeckungsreise glücklich zurückgekommen war: beschloß man, das nemliche Schiff, womit er diese Reise gethan hatte, abermals auszurüsten und dasselbe in gleicher Absicht unverzüglich noch einmal auszusenden. Das Commando darüber erhielt diesmal der Capitain Wallis.

Den Befehlen desselben wurden noch zwei andere Schiffe untergeordnet, welche ihn begleiten sollten. Das waren die Schaluppe Swallow (Schwalbe) von vierzehn Kanonen unter dem Commando des Capitains Carteret, und ein Proviantschiff, der Prinz Friedrich genannt. Diese Schiffe versammleten sich in dem am brittischen Kanal gelegenen, und meinen jungen Lesern ver-

muthlich längst bekannten englischen Hafen Plymouth, um daselbst gehörig ausgerüstet zu werden.

Da die Absicht hierbei war, abermals in unbekannte Weltgegenden zu segeln, um neue Entdeckungen zu machen: so füllte man, um sich gehörig zu versorgen, jeden Raum der Schiffe mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten an. Der Delphin nahm unter andern drei tausend Pfund tragbare Suppe (*Souppe de poche*) an Bord, die ich meinen Lesern schon in Byron's Reise beschrieben habe.

Die Ausrüstung wurde mit großer Eilfertigkeit betrieben; und schon am 22sten August 1766, also nur drei Monate nach Byron's Zurückkunft, sahe man sich schon im segelfertigen Zustande, und lichtete die Anker.

Um meine jungen Leser sogleich zu den interressantesten Begebenheiten dieser Reise zu führen, übergehe ich die kleinen Abentheuer, die man bei der Durchfahrt durch den atlantischen Ocean erfuhr, und nehme den Faden der Geschichte erst da wieder auf, wo unsere Reisenden die patagonische Küste erreichten. Hier werden wir Gelegenheit haben, die Nation der großen Leute, womit uns Byron bekannt machte, noch etwas näher kennen zu lernen.

Es war der 16te December, an welchem man sich dem an dieser Küste liegenden Vorgebürge der Jungfrau Maria (*Cap Virgin Mary*) nä-herte. Man ankerte daselbst, und sahe auf dem Gipfel des Vorgebürges eine Menge Leute hin und her reiten und durch Winken zu verstehn geben, daß man zu ihnen ans Land kommen mögte. Al-lein da die Sorge, die Schiffe gehörig zu sichern, vorging: so konnte man dieser Einladung nicht eher, als am folgenden Tage, willfahren. Jene blieben indeß die ganze Nacht hindurch den Schif-fen gegen über am Strande, zündeten Feuer an, und riefen unaufhörlich.

Sobald nun der Tag wieder angebrochen war, ließ der Befehlshaber die Böte ausrüsten, be-bemannte sie mit bewafneten Seesoldaten, und ließ hierauf nach der Küste zurudern. Aus Vor-sicht hatte er vorher die lange Seite des Schifs nach dem Orte, wo er auszusteigen dachte, hin-richten und die Kanonen mit Kugeln laden lassen, um im Nothfall gedeckt zu werden.

Um sechs Uhr erreichte er den Strand und noch ehe er das Boot verließ, gab er den Einge-bohrnen ein Zeichen, daß sie sich etwas zurückzie-hen sollten. Diese verstanden und gehorchten.

Man landete hierauf; die Boote wurden vor Anker gelegt, die Seesoldaten in Ordnung gestellt; der Befehlshaber trat vor und winkte den Indianern, daß sie nunmehr näher kommen mögten. Auch dies ward verstanden und befolgt; worauf man ihnen einen halben Kreis beschrieb und ihnen andeutete, daß sie sich darin niedersetzen sollten, welches sie gleichfalls willig und in bester Ordnung thaten.

Und nunmehr that der Capitain seine Schätze auf und beschenkte die neuen Freunde reichlich mit allerlei europäischen Kostbarkeiten, als da sind: Scheeren, Messer, Glaskorallen, Kämme und andere dergleichen Seltenheiten, welche den Beschenkten ungemein viel Freude machten. Die patagonischen Damen machte er sich besonders durch ein Geschenk an Bändern verbindlich, welches gleichfalls mit großer Dankbarkeit angenommen wurde.

Aber nun hätte man auch gern ein Gegengeschenk von ihnen gehabt, und gab ihnen daher zu verstehn, daß man noch viel größere Kostbarkeiten z. B. Hacken, Beile u. d. gl. die man ihnen vorzeigte, auszutheilen hätte, wenn sie dagegen etwas zu leben hergeben wollten. Wallis wies hiebei auf ein Guanicoe oder Lama, welches sich eben von fern sehen ließ, und auf einige getödtete

Strausse hin, welche die Patagonier neben sich zu liegen hatten. Allein ohngeachtet sie zu den Beilen und Hacken gar große Lust zu haben schienen: so konnten oder wollten sie doch den Tauschantrag nicht verstehn. Es wurde also nichts daraus.

Die Beschreibung, welche unsere Reisenden von diesen Leuten machen, ist folgende:

Jeder von ihnen, Mann und Weib, hatte ein Pferd, mit Sattel, Zügel und Steigbügel angethan. Die Männer trugen hölzerne Sporne; einer von ihnen hatte sogar dergleichen von Metall und zwar in größter Form. Auch unterschied sich dieser durch metallene Steigbügel und einen spanischen Säbel ohne Scheide. Die Weiber trugen keine Sporne. Pferde und Hunde, deren sie eine Menge bei sich führten, schienen von spanischer Zucht zu seyn.

Man hatte zwei Meßruthen mit sich genommen, um die eigentliche Grösse dieser Leute, worüber so viel Widersprechendes und Uebertriebenes erzählt worden ist, recht genau und bestimmt zu erfahren. Es wurden also die größten unter ihnen ausgesucht und gemessen, und man fand ihre Länge 6 Fuß und 7 Zoll; andere maaßen einen

zwei Zoll weniger. Die meisten unter ihnen waren nicht völlig 6 Fuß hoch.

Hier haben meine jungen Leser abermals ein merkwürdiges Beispiel, woraus sie lernen können, wie mißlich es um die historische Wahrheit sogar in solchen Schriften stehe, deren Verfasser nicht grade die Absicht hatten, ihre Leser hintergehn zu wollen. Nach der Erzählung des Commodore Byron konnte man nicht umhin die Patagonier für Riesen von 8 bis 9 Fuß zu halten, weil er ausdrücklich sagt, daß sein Lieutenant, Hr. Cumming, der selbst 6 Fuß und zwei Zoll maaß, ganz bestürzt gewesen sey, sich diesen Kolossen gegen über auf einmal zum Zwerg gemacht zu sehen. Andere Reisende haben noch übertriebenere Beschreibungen davon gemacht. Einige derselben versichern ausdrücklich, daß diese Leute zwölf Fuß und darüber mäßen. Andere hingegen läugnen die ganze Sache, und versichern, daß die Patagonier Leute von gewöhnlicher Grösse wären. Wem soll man nun glauben?

Die Wahrheit scheint hier, wie gemeiniglich, zwischen den beiden äussersten Meinungen in der Mitte zu liegen; und unsers Wallis Ausmessung scheint dies entschieden zu haben. Ihr zufolge sind die Patagonier weder ungeheure Riesen von zwölf Fuß, noch Leute von gewöhnlicher Länge, sondern sol=

solche, die sich, gleich der ersten Garde zu Potsdam, über die gemeine menschliche Statur etwa um einen halben oder ganzen Kopf hoch erheben. Unsere Erzählung wird durch diese Entscheidung freilich etwas minder interressant: denn wer hört nicht lieber von Riesen, als von Leuten erzählen, die nur etwas größer, als gewöhnliche Menschen sind? Aber es frommet doch in jedem Falle mehr, etwas schlichtes, welches zugleich wahr ist, als etwas wunderbares zu hören, welches unwahr ist.

Meine jungen Leser werden wohl thun, wenn sie sich hieraus die Lehre ziehn, daß man gegen alles Wunderbare und Uebertriebene in mündlichen und schriftlichen Erzählungen so lange mißtrauisch seyn müsse, bis die Sache durch entscheidende Untersuchungen und Zeugnisse, denen man vernünftiger Weise seinen Glauben nicht versagen kann, völlig ausgemacht worden ist. Dieses Mißtrauen oder diese Behutsamkeit im Glauben muß um so viel größer seyn, je wichtiger die wunderbare Sache ist, die man uns erzählt, und jemehr das Glauben oder Nichtglauben derselben eine Beziehung auf unser Verhalten und auf unsere Glückseligkeit hat.

Jetzt laßt uns noch etwas von unsern Pataqoniern hören.

Die

Die Farbe ihrer Haut ist die des Kupfers, nur etwas dunkler. Ihr Haar ist etwas steif und sträubig, wie Schweinsborsten, und am Hinterkopfe zusammengebunden. Beide Geschlechter gehn übrigens mit entblößtem Kopfe. Sie sind wohlgebildet und von starkem Knochenbau; aber ihre Hände und Füsse sind nach Verhältniß ausserordentlich klein. Ihre Kleidung besteht aus zusammengenäheten Lamafellen, die sie, das Rauhe einwärts gekehrt, um den Leib schlagen und mit einem Gürtel befestigen. Einige tragen auch eine Art von Tuch, aus Lamahaaren bereitet. Ein Stück desselben, worin man ein Loch für den Kopf geschnitten hat, hängt ihnen über die Schultern bis auf die Knie herab. Verschiedene Männer trugen einen gemahlten rothen Kreis um das linke Auge; die Weiber hingegen hatten sich die Augenbraunen schwarz gefärbt. Einige unter ihnen hatten sich auch andere Theile des Gesichts und der Arme bemahlt.

Sie redeten viel, aber wer konnte verstehen, was sie sagten. Einige riefen indeß zuweilen das europäische Wort Ca-pi-ta-ne aus; that man ihnen aber Fragen in spanischer, portugisischer, französischer, englischer oder holländischer Sprache: so erfolgte keine Antwort, oder sie wiederholten bloß die Worte des Fragenden. Die

Wor-

Worte: *Englishmen come on shore* — Engländer, kommt ans Land! wiederholten sie so oft, bis sie dieselben auswendig wusten.

Ihre Waffen bestanden in einem sonderbaren Wurfinstrumente, welches sie am Gürtel trugen. Dies bestand aus zwei runden, mit Leder überzogenen Steinen, deren jeder etwan ein Pfund schwer seyn mogte. Beide waren an einer ohngefähr acht Fuß langen Schnur befestiget. Dieses Werkzeug gebrauchen sie folgendergestalt. Sie nehmen den einen Stein in die Hand und schwingen den andern so lange über dem Kopfe im Kreise herum, bis er die nöthige Geschwindigkeit erreicht hat. Dann wissen sie ihn nach dem Gegenstande hin, den sie treffen wollen, abzuschnellen, und ihre Geschicklichkeit dabei ist so groß, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, welches nicht größer als ein Viergroschenstück ist, selten verfehlen.

Auf der Jagd bedienen sie sich dieses Werkzeuges auf eine Weise, welche sie in den Stand setzt, ein Guanicoe oder einen Strauß lebendig damit zu fangen. Sie wissen nemlich die Steine so zu schleudern, daß die Füße des Thiers von der Schnur, woran jene befestiget sind, so umschlungen und verstrickt werden, daß

sie nicht aus der Stelle können und also dem Jäger lebendig in die Hände fallen. Es ist nicht leicht, sich von dieser Methode eine anschauende Vorstellung zu machen, und noch schwerer würden wir es, bei aller unserer europäischen Geschicklichkeit finden, es ihnen nachzumachen. Man sieht auch daraus, wie sinnreich der menschliche Verstand im Erfinden ist, wenn es darauf ankommt, Mittel zur Befriedigung dringender Bedürfnisse zu ersinnen, und wie gut der Schöpfer uns bedacht hat, daß er uns so vielerlei Bedürfnisse gab, welche unsern Verstand in Bewegung setzen und uns zu mancherlei Erfindungen und Uebungen reitzen mußten! Was wären wir ohne diese Bedürfnisse? Das, was unsere Viertelbrüder, die Thiere sind, und weiter nichts!

Im Essen waren diese Leute nichts weniger, als delikat. Man sahe einen derselben das rohe Eingeweide eines Straussen verzehren, womit er keine andere Zubereitung vornahm, als daß er das Inwendige auswärts kehrte, den Koth ein wenig abschüttelte und sich dann das Uebrige wohlschmecken ließ. Wohl bekomme ihm die Mahlzeit!

Man verweilte ohngefähr vier Stunden lang bei ihnen. Dann gab ihnen der Befehlshaber

durch

durch Zeichen zu verstehn, daß er nach den Schiffen zurückkehren und, wenn sie Lust hätten, einige von ihnen mitnehmen wollte. Sogleich drengten sich wol hundert vor, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machen wollten. Allein der Capitain wählte nur acht von ihnen aus, und wies die übrigen zurück. Jene sprangen wie Kinder, die man nach dem Jahrmarkt führt, in die Böte, und weil sie sich selbst keiner feindseligen Absichten gegen ihre Führer bewust waren, so besorgten sie auch für sich nichts Arges von diesen. Mißtrauen ist nicht selten die Frucht von dem Bewustseyn eigner Verschuldung.

Während daß die Boote fortruderten, stimmten die mitgenommenen Patagonier verschiedene ihrer Lieder an, wobei man nichts mehr bedauerte, als daß man den Inhalt derselben nicht verstehen konnte. Jeder erwartete, daß sie beim Anblick der Schiffe eine lebhafte Verwunderung äussern würden: aber nein! Sie verriethen weder Neugierde noch Erstaunen, vermuthlich, weil sie der europäischen Schiffe schon mehrere gesehn hatten.

Der Capitain nahm sie mit in seine Kajüte: aber auch hier betrachteten sie alles mit ziemlicher Gleichgültigkeit, bis einer von ihnen seine Augen von ohngefähr auf einen Spiegel warf. Das

ver=

veränderte die Scene plötzlich: denn das Wahrnehmen ihrer eigenen Figuren im Spiegel machte ihnen großes Vergnügen. Sie näherten sich demselben, sprangen wieder zurück, machten Männchen, die sie herzlich belachten, und sprachen darüber unter sich mit großer Lebhaftigkeit.

Sie aßen alles was man ihnen gab, aber trinken wollten sie nichts als Wasser. Die nemliche Beobachtung hat man bei vielen andern Wilden gemacht, und das scheint ein Beweis zu seyn, daß unsere erkünstelten hitzigen Getränke der unverdorbenen menschlichen Natur zuwider sind.

Von allem andern, was sie am Bord sahen, zog ihre Aufmerksamkeit nichts so sehr auf sich, als die europäischen Thiere — Schweine, Schaafe und Truthüner — die sie hier erblickten. Ein einziger von ihnen, der schon alt war, wünschte etwas von unsern Kleidungsstücken zu erhalten, und man schenkte ihm ein Paar Schuhe nebst Schnallen. Ausserdem verehrte ihm der Capitain einen Beutel von Kanevaß, worin er folgende Sachen gesteckt hatte: ein Messer, eine Scheere, einige eingefädelte Nähnadeln, ein Paar kleine Streifen Tuchs, Zwirn, Glaskorallen, einen Kamm und einen Spiegel, nebst einigen englischen

Münzsorten. Durch diese hatte man vorher ein Loch geschlagen und ein Band dadurch gezogen, damit sie am Halse getragen werden konnten.

Man zeigte ihnen auch die Kanonen; sie schienen aber von dem Gebrauche derselben ganz und gar keinen Begriff zu haben. Der Capitain ließ hierauf die Seesoldaten unter die Waffen treten und einige Kriegsübungen anstellen. So lange nicht Feuer gegeben wurde, ging alles gut; aber bei der ersten Salve geriethen alle in Bestürzung und Schrecken. Der alte Mann warf sich hin aufs Verdeck, wies auf die Flinten, schlug sich dann mit der Hand auf die Brust, schloß die Augen und blieb eine Zeitlang ohne Bewegung liegen. Vermuthlich wollte er dadurch anzeigen, daß ihm die tödtliche Wirkung der Feuergewehre bekannt sey.

Endlich deutete man ihnen an, daß sie nunmehr wieder nach dem Lande zurückkehren müßten. Diese Nachricht war ihnen gar nicht lieb; indeß bequemten sich doch alle, ausser dem Alten nebst noch einem andern, ins Boot zu steigen. Diese beiden wollten gar zu gern noch länger bleiben. Der Alte stellte sich auf dem Hintertheile des Schiffes an die Kajütentreppe, und blieb da lange, wie in Gedanken, stehn, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich fing er an, etwas herzusagen oder

vielmehr herzusingen, welches man für ein Gebet hielt, weil er Augen und Hände dabei oft zum Himmel empor hob. Als man ihm abermals zu verstehen gab, daß es Zeit wäre, ins Boot hinabzusteigen, wies er auf die Sonne, dann nach Westen hin, und endlich nach dem Strande, wobei er dem Befehlshaber lachend ins Gesicht schauete. Es war nicht schwer zu errathen, daß er damit andeuten wollte, er wünsche bis zu Sonnenuntergang an Bord zu bleiben und alsdann erst nach dem Lande zurückzukehren.

Da man ihm hierin nicht willfahren konnte, so bequemte er sich endlich zur Abreise und stieg ins Boot. Im Wegrudern fingen alle wieder an zu singen, und fuhren damit fort, bis sie den Strand erreichten. Sobald man ans Land kam, lief eine große Menge von Eingebohrnen herbei, in der Hoffnung, daß man sie gleichfalls mit ans Schiff nehmen würde. Allein der Officier hatte ausdrücklichen Befehl keinen derselben mit sich zurückzubringen, weil man sich zur Abreise fertig hielt. Er sahe sich also genöthiget, sie zurückzuweisen, worüber sie ihre große Unzufriedenheit an den Tag legten.

2.

Fahrt durch die magellanische Straße, nebst ferneren Nachrichten von den Patagoniern, wie auch von den Einländern auf beiden Seiten der Meerenge.

Meine jungen Leser werden mich entschuldigen, daß ich sie noch einmal in eben die unfreundliche und rauhe Himmelsgegend führe, durch welche sie in der vorhergehenden Erzählung schon den Commodore Byron begleitet haben. Ich könnte sie dieser Mühe überheben, wenn ich nicht glaubte, daß die merkwürdigen Auftritte, welche unsern dermaligen Reisenden bei dieser Fahrt bevorstehn, ihrer Aufmerksamkeit würdig wären.

Sobald das Boot wieder bei dem Schiffe angelangt war, gab der Befehlshaber das Signal zur Abreise, und das kleine Geschwader setzte sich sofort in Bewegung.

Man erreichte noch an dem nemlichen Tage die Mündung der Straße, und legte sich bald nachher in einer Gegend vor Anker, wo Byron eine Zusammenkunft mit den Patagoniern gebabt

hatte. Auch diesmal stellte sich eine Menge derselben, den Schiffen gegen über, am Strande ein, welche sämtlich zu Pferde waren. Der Capitain schickte hierauf zwar ein Boot ab, um sie in der Nähe zu beobachten; allein er verbot dem commandirenden Officier desselben zu landen, weil die Schiffe in zu großer Entfernung von der Küste lagen, als daß man die Landenden im Nothfall hätte schützen können.

Das Boot näherte sich daher der Küste nur so weit, daß man sich mit der Menge der daselbst versammelten Patagonier unterhalten konnte. Man schätzte die Zahl derselben auf vierhundert; und man bemerkte unter ihnen verschiedene von denen, welche man schon vorher gesehn hatte. Ausserdem waren diesmal auch viel Weiber und Kinder unter ihnen.

Als diese Leute sahen, daß man keine Lust habe, ans Land zu kommen, traten verschiedene derselben ins Wasser und riefen oft und laut die gelernten Worte aus: *Englishmen come on shore*, Engländer, kommt ans Land! allein man konnte ihnen nicht willfahren. Die Bootsleute warfen ihnen kleine Geschenke an Brod, Taback und andern Kleinigkeiten zu; worauf verschiedene von ihnen ins Boot zu kommen suchten, welches man aber gleichfalls ihnen nicht vergönnen konnte.

Jetzt

Jetzt arbeitete man sich in die Straße völlig hinein, und fing an, den damit verbundenen Mühseligkeiten und Gefahren, die wir schon aus der vorigen Reise kennen, muthig entgegen zu gehn.

Nach acht Tagen errichte man den sogenannten Hafen der Hungersnoth (*Port famine*) den wir kennen, und warf daselbst, als an einem guten Erfrischungsorte, die Anker aus. Die ganze Schiffsgesellschaft sahe um diese Zeit blaß und mager aus, weil viele bereits vom Schaarbock ergriffen waren, andere aber eben auf dem Puncte standen, davon befallen zu werden. Durch einen vierzehntägigen Aufenthalt in diesem Hafen wurden alle wieder hergestellt, welches man theils dem wilden Selleri, welcher hier in Ueberfluß wächst, theils dem Befehle verdankte, daß jeder seine Kleider waschen und sich täglich baden mußte.

Auch der Genuß der frischen Landluft mogte viel dazu beitragen. Denn man hatte eine Menge Gezelte aufgeschlagen, und nicht bloß die Kranken, sondern auch die Schmiede, die Segelmacher, Holzhauer und Zimmerleute, wie überhaupt alle, welche zur Ausbesserung der Schiffe und zum Einsammeln des benöthigten Vorraths an Holz und Wasser behülflich seyn konnten, ans Land geschickt.

Das Proviantschiff war nicht bestimmt, die ganze Reise mitzumachen, sondern sich hier von den übrigen zu trennen und nach den Falklands-inseln zu segeln. Zu welchem Endzweck, das will ich meinen jungen Lesern erzählen.

Seit dem Hierseyn des Commodore Byron hatte man in England den Entschluß gefaßt, auf diesen Inseln eine Kolonie anzulegen; und man hatte dem zufolge den Capitain Macbride mit hinlänglicher Mannschaft, und mit allem, was zu einer Niederlassung erfordert wird, dahingesandt. Dieser legte den neuen Planzort bei einem westlichen Meerbusen an, und nannte ihn Port Egmont.

Allein zu eben der Zeit, da Byron von diesen Inseln Besitz nahm, that der französische Weltumsegler Bougainville auf einer andern dieser Inseln ein Gleiches, und ließ zugleich eine Kolonie darauf zurück.

Macbride, der einst die sämmtlichen Inseln umsegelte, fand diese französische Kolonie zu seiner großen Verwunderung, und verlangte, daß sie sich entfernen sollte. Allein die Franzosen, welche grösseres Recht zu haben glaubten, als er, verlangten eben dasselbe von ihm. Es ward von beiden Seiten viel darüber gestritten, ohne, daß der eine den andern dadurch verdrengen konnte.

Un-

Unterdeß hatte man in Paris für gut befunden, diese neue Besitzung an die Spanier zu verkaufen; und nun wurde der angefangene Streit zwischen diesen und den Engländern fortgesetzt. Es fehlte nicht viel, so wären beide Nationen darüber in einen Krieg verwickelt worden. Indeß legte man endlich den Zwist dergestalt bei, daß man sich in den beiden grössern Inseln theilte, so daß England die östliche, Spanien die westliche behielt.

Die Engländer verließen in der Folge diese Besitzung freiwillig, weil sie ihre Rechnung nicht dabei fanden, indem das Land größtentheils aus unfruchtbarem Torfgrunde und Felsen besteht. Ob die Spanier ein Gleiches gethan haben, ist, so viel ich weiß, bisjetzt noch nicht bekannt geworden.

So viel von der Geschichte dieser Inseln! Jetzt laßt uns wieder nach dem Hafen der Hungersnoth zurückkehren, wo unsere Reisenden sich unterdeß ganz wohl befunden haben.

Das Proviantschiff war also nach dem Orte bestimmt, wo die Engländer damals noch ihre neue Pflanzstadt hatten. Es sollte besonders Holz und andere Nothwendigkeiten, an denen jene Inseln Mangel leiden, dahin bringen. Als es hiermit, und mit einer Menge junger Bäume zum Verpflanzen, die man mit der Wurzel ausgrub

und in Erde einpackte, hinlänglich befrachtet war, wurde es entlassen, und segelte nach dem Orte seiner Bestimmung ab.

Die übrigen beiden Schiffe gingen bald nachher gleichfalls unter Segel; allein widrige Winde und unsicherer Meeresgrund nöthigten sie von Zeit zu Zeit wieder still zu liegen, so daß sie nur langsam vorwärts rückten.

Am 29sten Januar ging man bei einer in der Straße liegenden Insel vor Anker, welche die Prinz Ruperts Insel genannt wird, und die Böte wurden ans Land geschickt, um Trinkwasser zu suchen. Kaum waren sie daselbst angekommen: so sahen sie von der südlichen Küste her drei Kähne herbei rudern, welche 16 Eingebohrne ans Land setzten. Diese näherten sich den Leuten des Boots, bis sie etwa noch dreihundert Fuß weit davon entfernt waren; dann standen sie still, riefen mit lauter Stimme und machten Freundschaftszeichen, welche die Engländer beantworteten. Man zeigte ihnen hierauf einige Glaskorallen, welche ihnen, wie gewöhnlich, gar sehr zu gefallen schienen. Sie drückten nemlich ihre Freude darüber durch ein lautes Jauchzen aus. Die Engländer ahmten den Ton dieses Freudengeschreis nach und jauchzten auch; worauf jene im vollem Lachen an sie herankamen.

Man

Man schüttelte sich hierauf gegenseitig die Hände, und die Bootsleute theilten Geschenke aus, wodurch die angefangene Freundschaft vollends besiegelt ward.

Diese Wilden waren mit stinkenden Seehundsfellen bedeckt; und ihre Speise war verfaultes Fleisch und Fett von eben diesem Thiere, welches sie, als eine leckere Speise, mit großer Gierigkeit verschlangen. Sie waren von dunkler Kupferfarbe, aber mehr klein, als groß von Statur. Das erste, was sie vornahmen, war, daß sie ein Feuer anzündeten, weil sie ganz erfroren waren. Dies bewerkstelligen sie auf folgende Weise. Sie schlagen Funken aus Kieselsteinen, und fangen sie in trockenem Moose oder in Pflaumfedern auf, welche mit einer weißlichen Erde vermischt sind, und eben so leicht als Zunder anglimmen. Sie legen hierauf diese Masse in dürres Gras, und schwenken dasselbe so lange hin und her, bis es in Flamme geräth.

Es ist wirklich unbegreiflich, wie diese armseligen Menschen unter einem so fürchterlich rauhen Himmelsstriche überwintern können, wo man oft mitten im Sommer schon die Kälte unerträglich findet; und diese Unbegreiflichkeit wächst, wenn man hinzudenkt, daß sie weder wärmende Kleidungsstücke, noch eine Wind- und Wetterfeste Woh-

nung, noch auch endlich nahrhafte und erquickende Speisen haben, welche ihnen eine vorzügliche Körperkraft verleihen könnten.

Sie waren übrigens mit Pfeilen, Bogen und Wurfspiessen bewafnet. Letztere hatten eine Spitze von Feuerstein in Form einer Schlangenzunge, deren Bearbeitung ihnen nicht wenig Mühe machen muß. Sie schossen und warfen mit eben so großer Stärke, als Geschicklichkeit.

Eins der Böte brachte drei dieser Leute mit an Bord. Ausser den Kleidungsstücken und den Spiegeln schien eben nichts ihre Aufmerksamkeit zu reitzen. Die Spiegel hingegen gewährten ihnen eine herrliche Unterhaltung. Bei dem ersten Blicke, den sie in einen derselben thaten, fuhren sie bestürzt zurück. Nach einer Weile wagten sie es zum zweitenmale, aber gleichsam verstolener Weise, hinzublicken und fuhren abermals zurück. Dann sahen sie begierig hinter dem Spiegel nach, vermuthlich in der Meinung, die gesehenen Personen daselbst zu entdecken. Als sie aber nach und nach die Täuschung merkten, fingen sie an zu lächeln: und siehe! die Bilder im Spiegel lächelten auch. Das gab ihnen neuen Stoff zur Kurzweile, wobei sie endlich in das heftigste Gelächter ausbrachen.

Wer hätte nun nicht denken sollen, daß eine für sie so merkwürdige Seltenheit einen tiefen und dauernden Eindruck auf sie machen würde? Aber nein! Sie verließen nach einiger Zeit den Spiegel mit so vollkommener Gleichgültigkeit, als ob sie ihn gar nicht gesehen hätten, gleich Kindern, die das neue Spielzeug, welches ihnen eben erst die lebhafteste Freude verursachte, nach einer Weile mit Verachtung von sich stoßen.

Sie aßen alles, was man ihnen gab; aber trinken wollten sie nichts, als Wasser.

So wie diese Gegend eine der gräulichsten und unbewohnbarsten in der Welt zu seyn scheint, selbst die rauhesten Theile von Schweden und Norwegen nicht ausgenommen: so kamen unsern Reisenden auch die Bewohner derselben als die armseligsten unter allen menschlichen Wesen vor. Da sie das Schiff verließen und in ihre Kähne stiegen, steckten sie ein Seehundsfell, statt des Segels auf, und steuerten nach dem südlichen Ufer, wo man einige ihrer Hütten erblickte. Man bemerkte dabei mit Befremden, daß keiner von ihnen sich auch nur ein einziges mal umsah: einen so vorübergehenden Eindruck hatten die von ihnen gesehenen Wunder auf ihr Gemüth gemacht, und so sehr schienen sie

ganz

ganz und gar an dem, was ihnen jedesmal gegenwärtig war, zu kleben, ohne die geringste Fertigkeit zu haben, das Vergangene mit ihrer Vorstellungskraft fest zu halten, oder von Zeit zu Zeit in ihre Seele zurückzurufen. Die armen kindischen Menschen!

Man segelte weiter und kam in eine Gegend, wo ein Landstrom, der Bachelors Fluß genannt, sich in die Straße ergießt. Hier stieg der Befehlshaber selbst mit einigen Leuten ins Boot, um den Strom eine Strecke hinauf zu fahren. Man sammelte bei dieser Gelegenheit einen schätzbaren Vorrath von Muschelfischen, Selleri und Nesseln ein. Nachdem man ohngefähr drei Meilen weit hinauf gerudert war, kam man an einen sehr merkwürdigen Wasserfall. Der Strom stürzte daselbst von einem Berge herab, der mehr als 1200 Fuß hoch zu seyn schien. Das Getöse dieses Wasserfalls war eben so fürchterlich, als man den Anblick desselben prächtig fand.

Um diese Zeit begegnete es den Schiffen oft, daß sie, wenn sie unter Segel gingen, von widrigen Winden und Meeresströmen in einer Stunde weiter zurückgetrieben würden, als sie Tagelang vorwärts zu kommen sich bestrebt hatten. Bei solchen Gelegenheiten liefen sie oft die augenscheinlichste Gefahr, auf Untiefen oder gegen Felsen geworfen

worfen zu werden. Nicht selten waren sie von solchen gefährlichen Oertern, wo ihr Untergang unvermeidlich gewesen wäre, nicht weiter als eine Schifsstänge entfernt, und gemeiniglich rettete sie alsdann ein bloßer Zufall, das heißt, irgend ein unvorhergesehenes Hülfsmittel, welches die göttliche Vorsehung ohne ihr Zuthun und wider ihre Erwartung herbeiführte. Es sprang nemlich oft, in dem entscheidendsten Augenblicke der Gefahr, ein entgegengesetzter Wind auf, der sie rettete, oder der Strom machte eine Wendung und führte sie von dem gefährlichen Orte weg. Indeß schwebte man stets zwischen Furcht und Hofnung, mußte immer auf seiner Hut seyn und unaufhörlich arbeiten.

Einer der gefährlichsten Tage für sie war der 20ste Februar. An diesem sahe man in der Mittagsstunde gen Westen eine Menge schwarzer Wolken emporsteigen, und in weniger als einer Stunde brach ein so fürchterlicher Sturm mit Regen und Hagel aus, als man noch nie erlebt hatte. Man zog sofort die Segel ein, und sicherte das Schiff durch ausgeworfene Anker und durch mehrere Taue, die man an einem Felsen befestigte. Allein der Sturm stieg gegen Abend zu einer solchen Heftigkeit, daß man dem Zerreissen der Taue und dann dem Untergange des Schiffs in jedem

Au-

Augenblicke als unvermeidlich entgegensahe. Aber die Vorsehung hatte ihre Erhaltung beschlossen; der Sturm ließ gegen acht Uhr nach, und noch ehe die Nacht verfloß, hatte man wieder ruhiges Wetter.

Die Swallow, welche sehr schlecht segelte und überdem baufällig war, blieb von Zeit zu Zeit weit hinter dem Delphin zurück. Der Capitain derselben, Hr. Carteret, ließ den Befehlshaber von der erbärmlichen Beschaffenheit seines Fahrzeuges benachrichtigen, und stellte ihm vor, ob es unter diesen Umständen nicht besser wäre, daß er zurückgeschickt als ferner mitgenommen würde, da er auf der ganzen übrigen Reise fast gar keinen Nutzen würde leisten können. Allein Wallis erwiederte: die Admiralität *) habe einmal gewollt, daß die Swallow den Delphin begleiten sollte; dieser Befehl müsse befolgt werden, so lange es möglich wäre. Weil sie indeß, ihres schlechten Zustandes wegen, nicht gehörig segeln könnte: so wollte er sich nach ihr bequemen und auf sie warten. Sollte übrigens einem von beiden Schiffen ein Unglück

*) Dasjenige Collegium in London, welches über das ganze brittische Seewesen gesetzt ist und darüber zu gebieten hat.

glück begegnen: so müßte das andere bereit seyn, ihm nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen.

Unter unbeschreiblichen Mühseligkeiten und Gefahren, wobei man die Swallow oft boogsiren d. i. durch Hülfe der Böte an Stricken fortschleppen müßte, erreichte man den 17ten März ein Vorgebürge, wobei man mit einiger Sicherheit vor Anker gehn konnte. Tags darauf, da man beschäftiget war, Holz und Wasser einzunehmen, auch Selleri und Muscheln zu sammeln, kamen zwei Kähne mit Indianern herbei. Sie glichen ganz den elenden menschlichen Wesen, die man zuletzt gesehen hatte. Sie führten, wie jene, rohes Seehundsfleisch und Fett von Penguins mit sich, welche sie ohne alle Zubereitung verzehrten. Einer der Bootsleute, welcher eben einen Fisch, der etwas grösser als ein Hering war, an der Angel fing, warf ihnen denselben zu; und derjenige Indianer, der ihn, wie der Hund den Knochen, fing, versetzte ihm bloß einen Biß, um ihn zu tödten, und fraß ihn darauf vom Kopfe bis an den Schwanz, mit Gräten, Schuppen, Floßfedern und Eingeweide auf. Auch diese wollten kein anderes Getränk, als Wasser genießen, ohngeachtet sie alles Eßbare, was man ihnen gab, es mogte frisch oder eingesalzen, roh oder gekocht seyn, mit großer Gierigkeit verschluckten.

Diese

Diese armen Leute zitterten vor Kälte und waren gleichfalls nur mit einer Seehundshaut bekleidet, die ihnen von den Schultern bis an die Mitte des Leibes reichte. Aber auch diese warfen sie auf die Seite, so oft sie sich ans Ruder setzten, und dann waren sie völlig nackt.

Ihre Jagdgeräthschaft und Waffen bestanden in einem Wurfspiesse, an dem ein spitziger Knochen schlecht genug befestiget war. Damit sahe man sie nach Seehunden, Fischen und Penguins werfen. Einer von ihnen hatte auch ein Stück Eisen, von der Grösse eines Meissels an einen Stock gebunden. Ohne Zweifel hatte er dasselbe von einem europäischen Schiffe erhalten.

Alle diese Leute hatten wunde Augen, vermuthlich weil sie ihre meiste Zeit im Rauche neben ihren Feuern zubringen. Uebrigens stanken sie sämmtlich ärger als die Füchse, welches sowol von ihrer Kost, als auch von ihrer Unreinlichkeit herrühren mag.

Ihre Kähne waren aus Baumrinde gemacht, und entweder mit Sehnen von irgend einem Thiere, oder mit Riemen aus Fellen verbunden. Die Fugen hatten sie mit einer Art von Binsen aus-

ge-

gestopft; und die ganze äussere Seite des Kahns war mit einem Harze überzogen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Die Länge eines solchen Fahrzeuges betrug ohngefähr 15 Fuß, die Breite drei.

Man schenkte ihnen zwei Beile und einige Glaskorallen. Damit zufrieden ruderten sie von dannen und wurden nicht wieder gesehn.

Man schickte hier abermals, wie gewöhnlich, die Böte aus, um überall zu sondiren und Ankerplätze aufzusuchen. Da die Leute des einen Boots sich hierbei bis auf zehn Seemeilen weit von den Schiffen entfernten: so sahen sie sich genöthiget, auf einer Insel zu übernachten. Während ihres Aufenthalts daselbst kamen sechs Kähne mit ohngefähr dreißig Wilden an, die alsobald nach dem Boote liefen, vermuthlich, um sich der darin befindlichen Sachen zu bemächtigen. Allein man merkte ihr Vorhaben früh genug, um es zu vereiteln. Jene eilten darauf nach ihren Kähnen und bewafneten sich mit Spiessen, die mit Fischgräten zugespitzt waren, und nahmen eine drohende Stellung an. Allein da die Bootsleute, deren Zahl sich auf 22 belief, sich in den Grenzen der Vertheidigung hielten und ihnen einige Kleinigkeiten schenkten: so wurden sie bald gute Freunde, und es wurde an keine Feindseligkeit weiter gedacht.

Man hatte jetzt viele Tage hintereinander Hagel, Blitz, Regen und Sturm, und lief daher in jedem Augenblicke Gefahr, daß Wind und Wogen die Schiffe von ihren Ankern losreissen und an Felsen zertrümmern mögten. Sobald das Wetter wieder etwas gelinder wurde, fand man an beiden Schiffen genug zu flicken, und sahe sich daher genöthiget, noch länger liegen zu bleiben. Um die Schmiede, welche gleichfalls schadhaft geworden war, wieder herzustellen, mußte man eine neue Brandmauer aufführen und zu diesem Behufe erst Kalch aus Muschelschaalen brennen. Meine jungen Leser werden wissen, daß man dies auch an andern Orten thut, wo man keine Kalchsteine haben kann.

Die Wilden statteten unterdeß von Zeit zu Zeit wiederholte Besuche bei den Schiffen ab, und führten sich dabei friedlich auf. Eines Tages kamen zwei Kähne mit vier Männern und drei jungen Kindern an Bord. Die erstern hatten etwas mehr Bedeckung, als diejenigen, welche man bisher gesehen hatte; die letztern aber gingen nackt, und waren etwas heller von Farbe, als die Erwachsenen. Diese schienen eine große Sorgfalt für sie zu haben, welches sich dann besonders zeigte, wann sie dieselben in und aus den Kähnen hoben. Man schenkte diesen kleinen Wilden Arm-

und

und Halsbänder, worüber sie eine große Freude äusserten.

Es sollte um diese Zeit ein Boot ans Land gehen, um Holz und Wasser zu holen. So lange die Bootsleute mit der Zurüstung dazu beschäftiget waren, ließen die Wilden sie nicht aus dem Gesichte. Allein sobald jene wirklich abstießen, geriethen sie in die äusserste Bestürzung, sprangen mit ihren Kindern hurtig in die Kähne, ruderten mit der größten Anstrengung dem Boote nach und schrien aus Leibeskräften. Noch wußte man nicht, was dies bedeuten sollte. Aber da das Boot sich dem Strande näherte, erblickten die Leute am Bord desselben einige Weiber, welche zwischen den Felsen Muscheln auflasen. Dies erklärte auf einmal das ganze Räthsel. Die armen Indianer hatten besorgt, daß man ihren wehrlosen Weibern etwas zu leide thun mögte. Um ihnen diese Besorgniß zu benehmen, lag das Boot eine Zeitlang still, damit sie erst vorbei ruderten. Nichtsdestoweniger fuhren sie fort, den Weibern zuzurufen, bis diese es endlich hörten, und davon liefen. Ihre Männer folgten ihnen, sobald sie das Land erreicht hatten, mit großer Eile nach.

Erst am 10ten April klärte sich das Wetter wieder auf, und man lichtete sofort die Anker und ging wieder unter Segel.

Tags darauf verlor man die schwersegelnde Swallow aus dem Gesichte, weil man eines reissenden Seestroms wegen es nicht in seiner Gewalt hatte, auf sie zu warten. Strom und Wind führten noch an eben diesem Tage den Delphin gänzlich aus der Straße hinaus. Man war geneigt, wieder umzukehren und die Swallow nachzuholen; aber da zu eben der Zeit ein Nebel aufstieg und die See anfing sehr hoch aufzuschwellen: so waren alle der Meinung, daß es unumgänglich nöthig wäre, so geschwind als möglich die weite See zu suchen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, an die Küste geworfen und zerschmettert zu werden. Die arme Swallow wurde also ihrem Schicksale überlassen, und zwar in einem Zustande, der in der That bejammernswürdig war, wie wir in der Folge hören werden.

So verließ man also eine der rauhesten und unfreundlichsten Gegenden des Erdbodens, nachdem man vier Monate lang fast in beständiger Gefahr geschwebt hatte, Schiffbruch zu leiden. Am 17ten December 1766 war man in die Meerenge eingetreten, und den 11ten April 1767 legte man sie zurück. So lange hatte man in einer Weltgegend zubringen müssen, wo mitten im Sommer die Witterung kalt, finster und stürmisch war;

war; wo die Erde mehr einem rohen Chaos als der ausgebildeten Natur glich, wo die Thäler meistentheils ohne Kräuter, die Berge ohne Holz waren.

3.

Fahrt von der Magellanischen Straße nach Otaheite, einer neuentdeckten Insel in der Südsee, nebst einem Berichte von der Entdeckung verschiedener andern Inseln.

Jetzt schwam der Delphin auf dem Rücken des unermeßlichen Südmeers, und richtete, wie der junge Leser auf unserer Charte sehen kann, seinen Lauf gegen Westen. Eine Menge von Möven und andern Vögeln flatterten schreiend um die Masten; der Wind wehete heftig; die Wogen gingen hoch und spritzten so viel Wasser auf das Verdeck, daß einige Wochen lang im ganzen Schiffe kein trockener Platz zu finden war.

Das Letztere hatte einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Schifsvolks. Denn da ihre Kleider und Betten beständig naß waren, so erkrankten ihrer viele an Erkältungsfiebern. Erst

den 27sten April, also 16 Tage nach dem Eintritt in die Südsee, änderte sich das Wetter und fing an hell und milde zu werden.

Sogleich ließ der Befehlshaber die Kranken aufs Verdeck bringen, und es ward befohlen, daß jeder seine Kleidungsstücke und Betten trocknen mußte. Jene erhielten alle Morgen Sago und Waitzenmehl, in tragbarer Suppe gekocht, zum Frühstück; und unter die gesammte Mannschaft wurde so viel Essig und Senf vertheilt, als sie nur verzehren konnte. Dies letztere als ein Verwahrungsmittel wider den Schaarbock.

Aber kaum fingen die armen Leute an, sich ein wenig zu erholen: so wurde die Witterung von neuem ungestüm. Es stürmte wieder, wie zuvor, die See schwoll aufs neue zu fürchterlichen Wogen an, und das von ihnen geschaukelte Schiff stürzte oft so schwer der Länge nach hin, daß man den Umsturz der Masten besorgte. Kleider und Betten trieften abermals von Wasser.

Diese ganze Zeit hindurch sahe man sich beständig nach der Swallow um, aber immer vergebens! Man bekam von ihr, während der ganzen übrigen Reise, weder etwas zu sehen noch zu hören,

ren, und konnte weiter nichts dabei thun, als — ihr Schicksal beklagen.

Aller Vorkehrungen ungeachtet, wurde die Schifsgesellschaft immer mehr und mehr von der Plage der Seefahrenden, dem Schaarbock, befallen. Alle hatten ein blasses und kränkliches Ansehn, viele waren bettlägrig. Wie sehnte sich jetzt jeder nach der Entdeckung eines Landes, dessen erfrischende Kräuter und Früchte ihnen Gesundheit und neue Lebenskraft gewähren mögten!

Aber dieser sehnliche Wunsch ward nicht eher als am sechsten Junius erfüllt. An diesem Tage erschallte endlich, Vormittags um 11 Uhr, vom Mastkorbe herab, das freudenreiche Wort: **Land!** und nur diejenigen, welche die Gefahren, die ermattenden Beschwerlichkeiten und Krankheiten einer solchen Seereise aus eigener Erfahrung kennen, sind im Stande, sich die Freude vorzustellen, welche dieses einzige Wort in aller Seelen goß!

Eine Stunde nachher konnte man das entdeckte Land, welches eine Insel war, schon auf dem Verdecke erkennen, und steuerte darauf zu. Nicht lange nachher nahm man eine zweite nicht weit davon gelegene Insel wahr; und da man gegen drei

drei Uhr die erste erreicht hatte: so legte man bei und setzte die Böte aus. Hr. Fourneaux, der zweite Lieutenant des Schifs, erhielt das Commando darüber, und ruderte nach der Küste. Zu eben der Zeit sahe man zwei Kähne vom Lande abstoßen und in großer Eile nach dem andern Eilande rudern; vielleicht um Nachricht dahin zu bringen.

Die Böte kehrten gegen Abend zurück, und brachten, ausser einigen Kokosnüssen, einen hübschen Vorrath an Löffelkraut und aufgelesenen Austern mit. Es hatte ihnen, der hohen Brandung wegen, Mühe gekostet, die Küste zu erreichen; aber einen Platz zum Ankern hatten sie nirgends finden können: weil das Meer überall, wo sie das Senkblei auswarfen, bis nahe an den Strand, unergründlich tief war.

Von den Eingebohrnen war ihnen keiner zu Gesicht gekommen; aber sie hatten drei ihrer Hütten angetroffen, welche die Form unserer Heuschober hatten, oben mit Kokosblättern bedeckt, an den Seiten aber offen waren. In einer derselben fanden sie Fischangel, aus Austerschaalen gemacht, die sie mit sich nahmen: mit welchem Rechte? weiß ich nicht. Ist es nicht sonderbar und ungerecht, daß die nemlichen Europäer, wel-

che

che den Wilden aus jeder kleinen Mauserei ein unverzeihliches Verbrechen machen, sich gleichwol selbst für berechtiget halten, ihnen etwas zu entwenden, dessen Verfertigung ihnen so viel Mühe machen muß und welches ihnen zur Erwerbung ihres Unterhalts so wichtige Dienste leistet? —

Man lavierte die ganze Nacht hindurch ab und zu, und sobald der Tag wieder anbrach, wurden die Böte abermals abgefertiget, um, wo möglich, eine Stelle ausfindig zu machen, an welcher das Schiff vor Anker gehen könnte. Allein sie kamen noch einmal unverrichteter Sache zurück, und hatten überall, entweder eine grundlose Tiefe oder schroffe Felsen gefunden. Man sahe sich also genöthiget, die Hoffnung, von dieser Insel die nöthigen Erfrischungen zu erhalten, aufzugeben, und segelte daher nach der zweiten, indem man dieser den Nahmen der Pfingst-Insel gab, weil es grade der erste Pfingsttag war, an dem man sie entdeckte.

Sobald man an die Leeseite *) der andern Insel gekommen war, schickte man abermals die

*) Die Leeseite oder Leeküste einer Insel ist die entgegengesetzte von derjenigen, auf welche der Wind gerichtet ist.

Böte mit bewafneter Mannschaft und unter Anführung des Lieutenants Fourneaux aus, um einen Ankerplatz zu suchen. Da man zu eben der Zeit sahe, daß ohngefähr funfzig von den Eingebohrnen mit langen Spiessen, zum Theil auch mit Feuerbränden bewafnet, an den Strand liefen: so erhielt dieser Officier Befehl, sich zu bestreben, diesen Leuten friedfertige Gesinnungen einzuflößen und sorgfältig zu vermeiden, daß ihnen nichts zu Leide geschähe.

So wie die Böte sich der Küste näherten, drengten die Indianer sich immer dichter an das Wasser herab, und setzten sich in Verfassung, die Ankommenden mit ihren Spiessen zu empfangen. Diese hielten also ein mit Rudern, machten allerhand Freundschaftszeichen und hielten dabei allerlei Kleinigkeiten, als Glaskorallen, Bänder und Messer in die Höhe. Beim Anblick dieser kostbaren Sachen schienen jene zwar eine lebhafte Begierde darnach zu empfinden: allein sie fuhren demohngeachtet fort, den Leuten im Boote durch Zeichen anzudeuten, daß sie sich zurückziehen sollten.

Nach und nach wagten es gleichwol einige von ihnen, ins Wasser hervorzutreten, und da man diesen zu verstehen gab, daß man Trinkwasser und

Ko=

Kokosnüsse verlangte: so holten sie von beiden einen kleinen Vorrath und kamen damit ans Boot. Man beschenkte sie dafür mit den gezeigten Spielsachen, auch mit einigen Nägeln, die sie höher als alles andere zu schätzen schienen. Unterdeß nahm einer von ihnen der Gelegenheit wahr, ein seidenes Schnupftuch zu mausen, und er hatte sich damit aus dem Staube gemacht, bevor man es bemerkte. Als es endlich vermißt wurde, deutete man zwar den übrigen an, daß etwas gestolen sey: allein diese wollten oder konnten nicht verstehn, was man meinte.

Die Bemühung der Böte, einen Ankerplatz zu finden, war abermals vergebens. Man gab indeß noch nicht alle Hoffnung dazu auf, und kreuzte die Nacht über ab und zu, bis der neue Tag anbrach. Dann wurden die Böte abermals ausgesandt.

Indem sich diese der Küste näherten, sahe man mitten in der Brandung sechs große Kähne mit Masten liegen und nahe dabei die sämmtlichen Bewohner der Insel versammlet, welche sich eben einschiffen wollten und durch Zeichen zu erkennen gaben, daß man sich entfernen mögte. Die Bootsleute ruderten also etwas weiter an der Küste hinauf, und gingen sodann ans Land. Sie bemerkten

ten zu gleicher Zeit, daß die Indianer in ihre Kähne stiegen und gen Westen segelten, indem sich noch zwei andre Kähne dazu gesellten. Wohin ihre Reise galt? das konnte man nicht erfahren. Vermuthlich nach einer benachbarten, vielleicht stärker bevölkerten Insel, weil ihnen bei dem Besuche der Europäer nicht wohl zu Muthe seyn mogte. Jedes ihrer Fahrzeuge war ohngefähr 30 Fuß lang, 4 Fuß breit und viertehalb Fuß tief, und je zwei und zwei derselben waren, wie gewöhnlich, durch Querbalken mit einander verbunden.

Man fand, daß sie auf der Insel nichts, als vier oder fünf Kähne zurückgelassen hatten. Das Eiland war sandig, flach und voller Bäume, unter denen der Boden mit Löffelkraut bedeckt war. Ein erfreulicher Anblick für die armen Schaarbockkranken! Zur Vergrösserung ihres Vergnügens entdeckten sie auch eine Quelle, welche recht gutes Trinkwasser lieferte. Gegen Mittag kehrten sie mit diesen angenehmen Nachrichten und zugleich mit einer vollen Ladung von Kokosnüssen und Löffelkraut nach dem Schiffe zurück. Einen Ankerplatz hatte man leider! abermals nicht finden können.

Sobald die Ladung an Bord gebracht war, wurde Hr. Fourneaux von neuem ans Land geschickt,

schickt, um der schönen Sachen mehr, besonders auch Wasser einzuholen. Der Befehlshaber, welcher selbst krank war, trug ihm zugleich auf, von dieser Insel im Nahmen seiner brittischen Majestät Besitz zu nehmen, und sie der Königin zu Ehren, die Charlotten-Insel zu nennen. Ob zu dieser Besitznehmung des Eilandes die rechtmäßigen Herrn desselben auch ihre Einwilligung geben wollten, darnach wurde, wie gewöhnlich, nicht gefragt.

Man brachte abermals eine Ladung von Löffelkraut und Kokosnüssen an Bord, und es wurde ein Unterofficier nebst zwanzig Mann am Lande gelassen, um Fässer mit Wasser zu füllen und an den Strand zu wälzen. Der Befehlshaber schickte diesen auf acht Tage Lebensmittel, damit sie keinen Mangel litten, wofern die Witterung ihn nöthigen sollte, auf einige Tage ins Meer zu laufen.

Der folgende Tag war ein rechtes Erndtefest. Die Böte gingen ab und zu, und brachten Wasser, Löffelkraut, Kokos- und Palmnüsse an Bord. Alle Kranken wurden gleichfalls ans Land geschaft, um Landluft einzuathmen und sich im Schatten der Bäume zu erquicken. Der Befehlshaber — zu seiner Ehre sey's gesagt — stellte zugleich die strengsten Befehle aus, daß niemand weder die

Hütten der Eingebohrnen, noch die Fruchtbäume beschädigen sollte.

Am nächstfolgenden Tage fuhr man mit Einsammeln fort. Da aber das Meer unruhig zu werden schien: so berief der Befehlshaber alle, welche am Lande waren, zurück: weil er besorgen mußte, bei einem entstehenden Sturme, zu weit von ihnen verschlagen zu werden. Ehe man aber die Insel verließ, pflanzte man eine brittische Flagge an den Strand und schrieb sowol auf ein Brett, als auch in die Rinde verschiedener Bäume, den Nahmen des Schifs, das Datum und die Anzeige, daß man von diesem Eilande, wie auch von der naheliegenden Pfingstinsel im Nahmen Sr. Großbrittanischen Majestät Besitz genommen habe. Noch hatte man die Gefälligkeit, einen kleinen Schatz von Glaskorallen, Beilen, Nägeln, gläsernen Flaschen und kleinen englischen Münzen zurückzulassen, um die Eingebohrnen für die ihnen zugefügte Beunruhigung einigermaaßen schadlos zu halten. Diese Insel ist ohngefähr sechs Meilen lang und eine breit. Meine jungen Leser finden sie auf unserer Charte in der südlichen Breite von 20 Graden und in der westlichen Länge von 138 Graden 4 Minuten.

Indem man mit den Böten abstieß, um durch die Brandung zu fahren, hatte das eine derselben

das

das Unglück, daß eine Welle hineinschlug und es ganz mit Wasser erfüllte. Ein Theil der Mannschaft sprang sogleich in das andre Boot, und die übrigen waren hurtig darüber her, das Wasser wieder auszuschöpfen. Man büßte also weiter nichts dabei ein, als die Kokosnüsse und Kräuter, welche das Boot am Borde hatte.

Man ging hierauf mit günstigem Winde unter Segel, und indem man wiederum gen Westen steuerte, hatte man noch den nemlichen Nachmittag das Vergnügen, eine neue Insel zu entdecken, welche ohngefähr 15 Seemeilen weit davon lag. Gegen vier Uhr erreichte man dieselbe, und fand, daß sie ohngefähr sechs Meilen lang und viere breit sey.

Dieses Eiland sahe dem vorigen zwar ähnlich, aber es hatte keine Kokosbäume wie jenes. Auch schien es unbewohnt zu seyn. Als man aber das westliche Ende desselben erreichte, fand man daselbst die von der Charlotteninsel geflüchteten Indianer, etwan achtzig an der Zahl, zusammt ihren Kähnen. Letztere waren auf den Strand gezogen; neben ihnen standen die Weiber und Kinder; die Männer aber rückten mit ihren Spiessen und mit Feuerbränden bewaffnet, muthig heran, indem sie einen entsetzlichen Lerm erhoben und auf eine possierliche Weise vorwärts tanzten. Man war in-

indeß um so weniger geneigt, ihre Herausforderung anzunehmen, da man weder einen Ankerplatz fand, noch irgend eine Art von Erfrischung entdeckte, um derentwillen es sich der Mühe verlohnt hätte, hier ans Land zu gehen. Man nannte dieses Eiland, indem man weiter segelte, die Egmonts-Insel.

Tags darauf machte man eine neue, aber gleichfalls nicht erhebliche Entdeckung. Es war wieder eine Insel, der vorigen an Ansehn und Größe ziemlich gleich, nur daß sie schmaler war. Sie war zwar voller Bäume, aber man bemerkte darunter keinen einzigen Kokosbaum. An einer Stelle des Strandes bemerkte man zwischen einigen daselbst befindlichen Felsen ohngefähr 16 Eingebohrne, die mit langen Spiessen und Stangen bewaffnet waren. Diese glichen ganz den vorhergesehenen Bewohnern der Charlotten-Insel. Da es schien, daß auch hier nicht viel zu bekommen wäre, und da der Wind sehr heftig wehete: so segelte man, ohne sich länger dabei aufzuhalten, weiter, und nannte diese Insel, dem Herzoge von Gloucester zu Ehren, die Gloucester-Insel.

Ein neues Eiland, welches man am nächstfolgenden Tage erblickte, und welches gleichfalls

un-

unbeträchtlich war, nannte man nach dem Herzoge von Cumberland die Cumberlands-Insel.

Jeder Tag zeichnete sich jetzt durch eine neue Entdeckung aus. Diejenige, welche man an dem nächsten Tage machte, bestand in einem kleinen niedrigen Eilande, welchem man, dem dritten königlichen Prinzen zu Ehren, den Nahmen Prinz Wilhelm Heinrichs-Insel gab.

Wiederum entdeckte man am folgenden Tage ein Land, welches, von fern gesehn, die Gestalt eines runden Hügels hatte. Es wurde Nacht, bevor man sich demselben ganz nähern konnte, und da man nachher Licht erblickte: so schloß man daraus, daß diese Insel bevölkert seyn müsse. Man hofte daher auch, Wasser und Früchte auf ihr zu finden, und steuerte ab und zu, bis der Morgen anbrach.

Sobald es Tag war, wurden die Böte bemannt, und unter Anführung des Lieutenants Fourneaux ausgesandt, um einen Ankerplatz zu suchen und mit den Eingebohrnen Bekanntschaft zu machen, und, wo möglich, Erfrischungen von ihnen einzutauschen. Man nahm zu diesem Be-

huf einen Vorrath von denjenigen Kleinigkeiten mit, auf welche die Wilden, wie wir wissen, fast durchgängig einen eben so unermeßlichen Werth zu setzen pflegen, als die Europäer auf unnützes Gold und Diamanten, welche jene wiederum für Kleinigkeiten halten.

Herr Fourneaux umruderte die ganze Insel; allein er hatte abermals den Verdruß nirgends eine Stelle zu finden, wo man das Schiff hätte vor Anker legen können. Er erblickte eine Menge von Eingebohrnen, und da es ihm, der starken Brandung wegen, nicht möglich war, zu ihnen ans Land zu fahren: so warf er ihnen ein Seil zu, welches sie auffingen und fest hielten. Er ließ zugleich einen kleinen Anker auswerfen, und eröffnete hierauf die Unterhandlung durch Zeichensprache.

Man bemerkte mit Vergnügen, daß diese Leute keine Waffen bei sich hatten. Einige unter ihnen hatten weisse Stäbe in der Hand; und das sollte vermuthlich ein Zeichen von Befehlshaberschaft seyn: denn eben diese wiesen die übrigen, wenn sie sich zu stark vordrängten, zurück, und man sahe, daß ihnen Folge geleistet ward.

Jetzt wurde ein kleiner Tauschhandel zu Stande gebracht. Man kaufte nemlich ein Spanferken und einen Hahn, nebst etlichen Kokosnüssen und andern Früchten ein, wofür man ein Beil nebst etlichen Glaskorallen und Kämmen gab. Kaum hatten die Weiber, welche in einiger Entfernung standen, diese Kleinigkeiten erblickt, als sie mit großer Begierde herbeisprangen: allein sie wurden zu ihrem nicht geringem Verdrusse von den Männern wieder zurück getrieben.

Unterdeß hatte sich einer der Wilden unvermerkt um einen Felsen herumgeschlichen; und indem er hierauf untertauchte, so bemerkte man, daß er den Bootsanker in die Höhe hob. Der Anschlag mußte zwischen ihm und seinen Gefährten verabredet seyn: denn diese fingen zu gleicher Zeit an, das Boot an dem Seile, welches sie hielten, in die Brandung nach der Küste hinzuziehn. Allein ihr Vorhaben wurde kaum bemerkt, als man es durch einen einzigen Flintenschuß über den Kopf des Mannes hin, der den Anker losgemacht hatte, auf einmal vereitelte. Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich beim Knall des Gewehrs der ganzen Gesellschaft, und man ließ augenblicklich Seil und Anker fahren.

Dies waren die ersten Wilden, welche man bekleidet fand. Das Zeug, woraus sie ihre Kleidung verfertigten, werden wir in der Folge kennen lernen.

Da Hr. Fourneaux verschiedene große doppelte Kähne am Strande gesehn hatte: so schloß er daraus, daß es in der Nähe ein größeres Land geben müsse, wohin diese Indianer von Zeit zu Zeit zu segeln pflegten. Der Befehlshaber fand diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich; und beschloß, dieses grössere Land, wo man hoffentlich mehr Gelegenheit finden würde, Erfrischungen einzunehmen, aufzusuchen. Man segelte also weiter, und nannte dieses Eiland, dem Bischoff von Osnabrück, jetzigem Herzoge von York zu Ehren, die Osnabrücks-Insel. Meine jungen Leser werden sie auf unserer Charte in der südlichen Breite von 17 Graden 51 Minuten und in der westlichen Länge von 147 Graden 30 Minuten finden.

Man war in der That noch nicht eine halbe Stunde lang unter Segel, als man das vermuthete Land wirklich zu Gesicht bekam. Es ragte hoch über die Oberfläche des Meers empor, und gab sowol hierdurch, als auch durch seinen ansehnlichen

lichen Umfang, Hoffnung, daß man daselbst einen Ankerplatz, zusammt einem reichlichen Vorrathe von Erfrischungen finden würde. Da man indeß trübes Wetter und heftige Windstöße hatte: so sahe man sich genöthiget, beizulegen und der Erfüllung seiner Hoffnung erst auf den folgenden Tag entgegen zu sehen.

Meine Leser wissen schon, daß dieses Land kein anderes, als die seitdem so berühmt gewordene Insel Otaheite oder Otahiti war. In dem folgenden Abschnitte werden sie mehr davon erfahren.

4.

Nachricht von der Insel Otaheite und von verschiedenen, sowol an Bord des Schiffes, als auch am Lande vorgefallenen Begebenheiten.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meine jungen Freunde zu bitten, ihre Aufmerksamkeit nunmehr zu verdoppeln: weil die grössern und inter-

ressantern Begebenheiten, welche jetzt folgen, schon von selbst ihre eigene Anziehungskraft auf sie äussern werden.

Der Tag, an welchem man die Insel Otaheite zum erstenmale erblickte, war der 18te Junius 1767. Das stürmische Wetter legte sich in der darauf folgenden Nacht, und man steuerte daher mit Anbruch des Tages auf die Insel zu. Allein indem man sich derselben näherte, fiel ein so starker Nebel ein, daß man abermals still liegen mußte.

Der Nebel fiel, und man war, sobald man wieder um sich sehen konnte, nicht wenig erstaunt, sich auf einmal von einigen hundert Kähnen umringt zu sehen, welche sich, während des Nebels, rings um das Schiff herum in einer mäßigen Entfernung versammlet hatten. Die darauf befindliche Menge von Indianern wurde auf 800 Mann geschätzt.

Sie näherten sich dem Schiffe bis auf einen Pistolenschuß; dann hielten sie an, hefteten ihre Blicke mit Erstaunen auf das Schiff, und theilten sich einander ihre Verwunderung mit. Man zeigte ihnen unterdeß allerlei Spielsachen, und lud sie ein an Bord zu kommen.

Nach einer Weile trieben sie ihre Kähne zusammen, und schienen eine Berathschlagung anzustellen. Das Resultat davon war, daß sie sämmt-

sämmtlich an das Schiff heranruderten und Freundschaftszeichen machten. Einer von ihnen hob einen Plantanenzweig in die Höhe, und hielt eine Rede, die ohngefähr eine Viertelstunde lang dauerte, aber leider! nicht verstanden wurde. Als er fertig war, warf er den Zweig ins Meer.

Die Engländer erwiederten dieses mit Freundschaftsbezeigungen, und fuhren fort, sie einzuladen, an Bord zu kommen. Endlich ließ ein ansehnlicher starker junger Mann sich bereitwillig dazu finden. Er kletterte hinauf, und sprang, da er oben war, auf das über dem Verdecke, zur Abhaltung der Sonnenstralen, ausgespannte Segeltuch. Man winkte ihm, daß er auf das Verdeck herabkommen mögte, und reichte ihm allerlei kleine Geschenke hinauf. Diese lächelte er zwar an; allein er war nicht zu bewegen, etwas davon anzunehmen, bis einige seiner Landsleute, unter Hersagung gewisser Worte, einige Plantanenzweige an Bord geworfen hatten. Dies mußte wol auf erklärten Frieden deuten; denn nunmehr nahm er die Geschenke an, und gleich darauf kamen noch mehrere an Bord.

Einer von diesen hatte sich so gestellt, daß ihm eine auf dem Schiffe befindliche Ziege im Rücken

 war.

war. Dieser fiel es ein, ihm von hinten zu einen Stoß mit ihren Hörnern zu versetzen. Erschrocken darüber wandte er sich um, und erblickte das Thier, welches sich eben auf den Hinterfüßen empor richtete, um ihm zum zweitenmale eins zu versetzen. Dieser Anblick jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er augenblicklich über Bord in die See sprang. Alle seine Landsleute, die nicht weniger bestürzt waren, folgten ihm nach.

Es dauerte indeß nicht lange, so erholten sie sich wieder von ihrer Bestürzung, und kehrten beruhiget zurück. Man bemühete sich hierauf, sie an den Anblick der Ziegen und Schaafe zu gewöhnen, und zeigte ihnen nachher auch die Schweine und das Federvieh. Bei den letztern beiden deuteten sie an, daß sie solche Thiere auf ihrer Insel auch hätten, welches den Engländern nicht unlieb zu vernehmen war.

Der Capitain theilte hierauf Nägel und andere Kleinigkeiten unter sie aus, und suchte ihnen verständlich zu machen, daß sie Schweine, Federvieh und Früchte holen mögten; allein es schien, als wenn sie seine Meinung nicht errathen konnten. Dagegen lauerten sie beständig auf Gelegenheit, irgend etwas weg zu stehlen: weil man aber auf sei-

seiner Hut war, so gelang ihnen dieses selten. Einer der Unterofficiere büßte indeß einen neubordirten Hut ein. Denn da er sich mit einem von ihnen durch Zeichensprache unterhielt: so nahm ein anderer der Gelegenheit wahr, riß ihm von hinten den Hut vom Kopfe und sprang damit augenblicklich über Bord.

Man fing jetzt an die Küste zu besegeln, um einen Ankerplatz oder Hafen zu suchen, und schickte die Böte zum Sondiren aus.

Das Land schien eins der anmuthigsten zu seyn, welche man je gesehen hatte. Gegen den Strand hin ist es flach, und mit Fruchtbaumen von allerlei Art, besonders mit Kokosbäumen bewachsen, in deren Schatten die Wohnungen der Eingebohrnen liegen. Weiter hin erheben sich ansehnliche Berge, mit Gehölz bedeckt, und von den steilen Gipfeln derselben stürzen Ströme herab und ergiessen sich ins Meer.

Des Nachmittags war man einem Meerbusen gegen über, und die Böte wurden hineingeschickt, um den Grund desselben zu untersuchen. Indem nun diese damit beschäftiget waren, bemerkte man, daß eine große Menge von Kähnen sich um dieselben versammelte. Aus Besorgniß, daß die Indianer etwas Feindseliges im Schilde führten und um allem Unheil vorzubeugen, gab der Befehlshaber

den Böten das Zeichen, daß sie sich zurückziehen sollten. Er ließ auch, um den Insulanern Ehrfurcht einzuflößen, eine neunpfündige Kugel über ihre Köpfe hinfeuern; und die Böte fingen zu gleicher Zeit an nach dem Schiffe zurück zu rudern.

Der Donner der Kanone hatte die Indianer zwar erschreckt; aber sie erholten sich bald wieder von ihrer Bestürzung, und da sie sahen, daß die Böte nach den Schiffen zurückrudern wollten: so suchten sie ihnen den Weg abzuschneiden. Dies schlug ihnen zwar fehl; indeß fingen verschiedene von ihnen an, mit Steinen zu werfen, wodurch einige Bootsleute wirklich verwundet wurden. Der commandirende Officier hielt sich hierauf für berechtiget, auf denjenigen, der den ersten Stein geworfen hatte, mit einer Flinte zu feuern, die mit Schroot geladen war. Er traf ihn in die Schulter. Plötzlich sahe man alle, welche in dem nemlichen Kahne waren, in die See springen und nach dem Strande schwimmen; und die in den übrigen Kähnen ruderten gleichfalls mit großer Bestürzung und Eilfertigkeit zurück.

Die Böte wurden hierauf wieder an Bord genommen, und man wollte eben weiter segeln, als man einen großen Kahn herzurudern sahe. Man vermuthete, daß vielleicht ein Oberhaupt oder ein

Ab-

Abgeordneter desselben darin befindlich wäre, und wartete seiner Ankunft. Man konnte indeß nachher unter denen, welche darin waren, keinen entdecken, der etwas Unterscheidendes an sich gehabt hätte. Indeß stand einer von ihnen auf, hielt, ohngefähr fünf Minuten lang, eine Anrede, und warf hierauf einen grünen Zweig an Bord. Da man dies für ein Friedenszeichen ansahe, so warf man zur Antwort einen ähnlichen Zweig in den Kahn, den die Indianer bei ihrem ersten Besuche zurückgelassen hatten. Er nahm sowol diesen, als auch einige Kleinigkeiten, welche man ihm schenkte, mit sichtbarem Vergnügen an, und ruderte darauf mit seinem Kahne wieder weg.

Während der Nacht lief man etwas weiter in die See hinaus, um nicht an Klippen geworfen zu werden; mit Anbruch des Tages aber näherte man sich der Insel abermals, und fuhr fort längst der Küste derselben hinzusegeln. Allein so oft man das Senkblei auswarf, fand man das Meer immer grundlos; nicht, als wenn es wirklich keinen Grund gehabt hätte, sondern weil es überall tiefer war, als der Strick des Senkblei's reichte.

Abends um sechs Uhr erreichte man eine Stelle, wo ein sehr schöner Fluß sich in das Meer ergoß.

Hier

Hier hatte auch die Küste ein besseres Ansehn, als an irgend einer andern Stelle. Man hofte daher, daß es hier vielleicht einen Ankergrund geben dürfte, und suchte sich während der ganzen Nacht durch Hin- und Hersteuern in dieser Gegend aufzuhalten. Sobald es finster geworden war, bemerkte man eine Menge Lichter längst der Küste hin.

Mit Anbruch des Tages wurden die Böte zum Sondiren ausgeschickt; und o! wer vermag die allgemeine Freude zu beschreiben, welche sich durch das ganze Schiff verbreitete, da sie bald nachher ein Zeichen gaben, daß sie mit 20 Klaftern Grund gefunden hätten! Das Schiff lief augenblicklich nach dem Orte hin, und — wie jauchzete vor Freuden das Schifsvolk! — es kam mit 17 Kraftern auf einem reinen Sandgrunde vor Anker.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte beordert, die Küste links und rechts zu sondiren und das Wasser des Flusses zu untersuchen. Zu gleicher Zeit schwam eine beträchtliche Anzahl von Kähnen mit Indianern herbei, welche Schweine, Federvieh und Früchte in Menge brachten, und dies alles gegen europäische Spielereien vertauschten.

Man

Man bemerkte indeß vom Schiffe aus, daß viele doppelte Kähne den Böten in einer gewissen Entfernung nachruderten. Nach und nach näherten sich die erstern den letztern immer mehr und mehr, und auf einmal sahe man drei der größten Kähne gegen eins der Böte rennen, um dasselbe mit Keulen und andern Werkzeugen feindlich anzugreifen. Die Mannschaft des Boots glaubte nunmehr in dem Falle der Nothwehr zu seyn, und gab auf die Indianer Feuer. Einer der Angreifenden wurde dadurch getödtet; ein anderer schwer verwundet. Beide stürzten über Bord; alle ihre Landsleute, die in dem nemlichen Kahne waren, sprangen ihnen nach, und die beiden andern Kähne ruderten eiligst davon. Die Böte segelten gleichfalls weiter.

Sobald die schwimmenden Indianer sahen, daß die Böte fortsegelten, hoben sie ihre verwundeten Landsleute aus der See in den Kahn, stellten sie auf die Füße, um zu versuchen, ob sie noch stehen könnten. Da sie dies nicht konnten, versuchten sie, ob sie noch zu sitzen im Stande wären. Einer derselben hatte noch Kraft genug dazu; diesen hielten sie daher in dieser Stellung, und legten den andern, welcher völlig todt war, in dem Kahne nieder. Dieser und einige andere

Kähne ruderten hierauf nach dem Lande; andere aber kamen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an das Schiff, um Handlung zu treiben. Sie zeigten dadurch, daß sie wol wußten, daß sie nichts zu besorgen hätten, so lange sie selbst sich nur ruhig hielten, und daß sie also das, was vorgefallen war, sich selbst beizumessen hätten.

Des Nachmittags wurden die Böte ans Land geschickt, um frisches Wasser einzuholen. Es wurden ihnen zu diesem Behuf verschiedene Barecas d. i. kleine Fäßchen mit einer Handhabe, woran man sie trägt, mitgegeben. Da, wo sie landeten, versammelten sich einige tausend Eingebohrne jung und alt, Männer, Weiber und Kinder. Die Mannschaft der Böte fand es nicht für rathsam, sich unter eine solche Menge zu wagen; man blieb also in den Böten und ersuchte die Indianer, das Wasser herbei zu holen. Diese ließen sich dazu auch bereit finden: allein sie brachten von den kleinen Fässern nur zwei zurück; mit den übrigen glaubten sie sich für die gehabte Mühe bezahlt machen zu dürfen. Sie wandten zugleich alles an, die Bootsleute zu bewegen, ans Land zu kommen; allein dies war umsonst.

Am folgenden Morgen wurden die Böte abermals ausgesandt, um Wasser zu holen; und man

gab

gab ihnen Nägel, Beile und andere dergleichen Dinge mit, um sich die Freundschaft der Eingebohrnen damit zu erwerben. Unterdeß kam vom Lande her eine große Menge von Kähnen an das Schiff, und brachte allerlei Früchte, besonders Brodfrucht und Plantanen, wie auch Federvieh und Schweine, die sie für Glaskorallen, Nägel und Messer verkauften. Man erhielt auf diese Weise so viel Schweinefleisch, daß die ganze Schifsgesellschaft zwei Tage lang reichlich damit versorgt werden konnte. Die Brodfrucht ist das Gewächs einer hier sehr gewöhnlichen Baumart, dem man diesen Nahmen deswegen gegeben hat, weil es hier die Stelle des Brods vertritt. Es ist nemlich mehlicht, etwa wie Kartoffeln, und wird theils geröstet, als Brod, theils mit andern Früchten und Kokosmilch vermischt, wie ein Muß oder Brei genossen. Ein Paar solcher Bäume sind fast hinreichend, einem Menschen auf Zeitlebens Unterhalt zu gewähren.

Die Böte brachten abermals nur sehr wenig Wasser zurück, weil der ungeheure Zulauf von Menschen die Mannschaft auch diesmal abgehalten hatte, ans Land zu gehn. Man hatte wiederum alle mögliche Einladungen angewandt, um sie zu bewegen, die Böte zu verlassen; allein sie wider-

stan-

standen der Versuchung. Endlich, da die Eingebohrnen sahen, daß ihre Bitten umsonst waren, verwandelten sie ihre schmeichelhaften Einladungen in Spott; warfen mit Aepfeln nach ihnen, und ließen alle ersinnliche Merkmale von Verachtung und Hohn gegen sie blicken. Die Engländer ertrugen dies alles mit kalter Großmuth.

Man beschloß hierauf das Schiff, wo möglich, näher am Lande vor Anker zu legen, damit die Böte unter dem Schutze der Kanonen künftig ungehindert landen könnten. Indem man aber in dieser Absicht unter Segel ging, ward man vom Mastkorbe aus in einer Entfernung von 6 = 8 englischen Meilen einen Meerbusen gewahr, der zum Ankern noch weit grössere Bequemlichkeit darzubieten schien. Man segelte also dahin, und die Böte wurden vorausgeschickt, um den Grund zu untersuchen. Man fand hier alles nach Wunsche.

Allein eben da man zwischen zwei Klippenreihen hindurch in die Oefnung des Meerbusens segeln wollte, stieß unglücklicher Weise das Schiff mit dem Vordertheile auf den Grund, und blieb auf demselben sitzen. Augenblicklich wickelte man alle Segel ein und warf, um das gestrandete Schiff zu erleichtern, alles, was von Geräthschaft auf

dem

dem Verdecke war, über Bord. Allein das Schiff blieb unbeweglich sitzen. Nunmehr brachte man das lange Boot in See, versahe es mit Ankern und Tauwerk, und ließ es über die Untiefe laufen, um jenseits derselben die Anker fallen zu lassen; dann hofte man, durch Hülfe der Schifswinde das Schiff über die Felsen hinzuziehen. Allein unglücklicher Weise fand sich jenseits der Untiefe kein Grund zum Ankern. Die Hofnung, das Schiff auf diese Weise zu retten, war also dahin.

Und nun wurde die Lage unserer armen Reisenden mit jedem Augenblicke gefährlicher und hofnungsloser. Jede Woge, welche ans Schiff schlug, warf dasselbe mit Ungestüm gegen die Felsen, und man mußte bei jedem neuen Stoße, den es erhielt, erwarten, daß es in Trümmern zerfallen würde. Viele hundert Kähne der Eingebohrnen umringten dasselbe, nicht um den armen Gestrandeten Hülfe zu leisten, sondern, wie es schien, um den Augenblick abzuwarten, da das Schiff zerschellen würde. In diesem schrecklichen Zustande mußte man eine ganze Stunde lang aushalten.

Endlich sprang zum größten Glück ein rettender Landwind auf, durch dessen Hülfe das Vordertheil des Schiffs von dem Felsen heruntergeblasen ward.

Das Schiff hatte glücklicher Weise noch keinen beträchtlichen Schaden gelitten. Man entfernte sich also von diesem gefährlichen Orte, und bevor man einen neuen Versuch, in den Busen einzulaufen, wagte, ließ man erst überall noch sorgfältiger sondiren; worauf die Böte sich so stellen mußten, daß sie dem Steuermanne zum Wegweiser dienen konnten. So lief man endlich glücklich ein; doch mußte man, weil der Abend einbrach, sich gleich vorn in der Bai vor Anker legen, und es bis auf den folgenden Tag verschieben, eine dem Lande nähere Stellung zu nehmen.

Am folgenden Morgen fing man um sechs Uhr an, das Schiff in dem Hafen hinauf zu ziehen. Zu gleicher Zeit stellte sich eine Menge von Kähnen ein, welche Schweine, Federvieh und Früchte an Bord hatten. Der Capitain beorderte hierauf den Constabel und zwei Officiere, diese Lebensmittel gegen Messer, Nägel, Glaskorallen und andere dergleichen Waaren einzutauschen, und er verbot zugleich, damit der Markt nicht verdorben würde, daß ausser den genannten Personen sich niemand im Schiffe mit dem Handel befassen sollte.

Die Zahl der Kähne wuchs indeß zum Erstaunen. Es erschienen aber nicht bloß immer mehrere,

sondern auch immer grössere, wovon jeder zwölf bis funfzehn starke Männer an Bord hatte; und man sahe mit Misvergnügen, daß die meisten nicht sowol zum Handel, als vielmehr zum Kriege ausgerüstet zu seyn schienen. Capitain Wallis verdoppelte daher die Wache, und befahl, daß sie beständig unter dem Gewehre bleiben mußte; indeß er selbst mit dem übrigen Schifsvolke beschäftiget war, das Schiff in dem Hafen weiter hinauf zu ziehn.

Nach und nach kamen die größten Kähne, welche eine Ladung Kieselsteine an Bord hatten, dem Schiffe immer näher und näher, und ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblicke. Einige darin befindliche Männer sungen mit heiserer Stimme, andere bliesen, theils auf großen Muscheln, theils auf Flöten. Lauter Anzeigen, welche Krieg besorgen ließen!

Mitlerweile gab ein Mann, der auf einer Art von Traghimmel saß, welcher über einem der Doppelkähne befestiget war, ein Zeichen, daß er an die Seite des Schiffs zu kommen wünsche. Dies wurde ihm sogleich bewilliget. Er kam also heran, und überreichte ein Bündel rother und gelber Federn. Der Capitain, welcher dies für ein Friedenszeichen ansah, nahm das Bündel mit vielen Freundschaftsbezeugungen an, und wollte eben

einige Sachen zu einem Gegengeschenke holen lassen, als der Mann auf dem Traghimmel sich schnell wieder entfernte, und zu gleicher Zeit den Zweig eines Kokosbaums in die Luft warf. Auf einmal veränderte sich die Scene. Der in die Höhe geworfene Zweig war ein Zeichen zum Angriff gewesen: denn in dem nemlichen Augenblicke erhoben alle ein lautes Geschrei, ruderten schnell gegen das Schiff an, und ließen von allen Seiten her einen Hagel von Steinen auf dasselbe regnen.

Nunmehr galts, sich seiner Haut zu wehren, so gut man konnte. Der Befehlshaber ließ daher zuvörderst die Wache Feuer geben; dann befahl er zwei auf dem Verdecke befindliche Kanonen abzubrennen, welche mit kleinen Kugeln geladen waren. Dies machte die Indianer zwar bestürzt; aber es währte nicht lange, so hatten sie sich schon wieder erholt, und wagten einen zweiten Angriff. Hierauf ließ der Capitain das schwere Geschütz losbrennen, welches grössere Wirkung that. Die Kähne flogen aus einander, und alle ergriffen die Flucht.

Der Capitain ließ hierauf alsobald mit Schießen einhalten, weil er hofte, daß sie jetzt hinlänglich überzeugt seyn würden, wie sehr man ihnen überlegen wäre. Aber darin irrte er sich. Die zer-

streu-

streuten Kähne stießen in einer gewissen Entfernung wieder zusammen, und lagen eine Zeitlang stille, vermuthlich, um erst Kriegesrath zu halten. Plötzlich sahe man sie weisse Wimpel — vermuthlich ein Kriegeszeichen — aufstecken und von neuem gegen das Schiff heranrudern. Sobald sie nahe genug gekommen waren, fingen sie abermals an, eine Menge Steine auf das Verdeck zu werfen. Jeder dieser Steine wog ein Paar Pfund; mancher wurde dadurch verwundet, und sie würden noch grössern Schaden angerichtet haben, wenn nicht glücklicher Weise ein Segeltuch, um die Sonnenstralen abzuhalten, über das ganze Verdeck ausgespannt gewesen wäre. Man sahe sich also wider Willen abermals genöthiget, das grobe Geschütz spielen zu lassen; und da fügte es sich, daß ein Kanonenschuß grade denjenigen Kahn traf und in Stücken schoß, worauf einer von ihren Anführern stand und das Zeichen zum Angriffe gab. Sobald die übrigen diesen Unfall sahen, ergriffen sie augenblicklich die Flucht, und zwar so eilig, daß nach einer halben Stunde kein einziger Kahn und kein einziger Mensch mehr zu sehen war.

Nunmehr konnte man das Schiff in Ruhe vor Anker legen.

Sobald dies geschehen war, ließ der Capitain die sämmtlichen Böte bemannen, und befahl ihnen un-

unter der Anführung des Lieutenants Fourneaux dem Schiffe gegen über zu landen und von der Insel im Nahmen seiner brittischen Majestät Besitz zu nehmen. Dies geschahe, indem Hr. Fourneaux eine Stange mit einem Wimpel aufrichtete, einen Rasen umkehrte, aus dem Flusse, welcher sich hier in den Busen ergoß, Wasser schöpfte, etwas Rum darunter goß, und dann nebst allen Anwesenden auf die Gesundheit seines Königs trank. Dadurch ward nach einem, aber wohlverstanden! nur unter Königen üblichen Rechte, welches für uns andere Erdensöhne keinesweges gültig ist, Se. Majestät der König von Großbritanien der rechtmäßige Besitzer dieses Landes!

Der Fluß, bei welchem dieses vorfiel, war nur ohngefähr 36 Fuß breit, und so seicht, daß man hindurch waden konnte. Jenseits desselben erblickte man zwei alte Männer, die, sobald sie sich entdeckt sahen, eine flehentliche Stellung annahmen und sehr erschrocken zu seyn schienen. Man winkte ihnen, daß sie herüber kommen sollten, und einer derselben ließ sich bereit dazu finden. Sobald er den Fuß aus dem Flusse setzte, kroch er auf Händen und Füßen gegen Hrn. Fourneaux heran, welcher ihn aufhob, und ihm einige von den Steinen zeigte, die man ins Schiff ge-

schleu-

schleudert hatte. Er bemühete sich dabei, ihm begreiflich zu machen, daß seine Landsleute das, was vorgefallen wäre, sich selbst zuzuschreiben hätten, und daß ihnen keiner etwas zu Leide thun würde, wenn sie selbst sich nur ruhig halten wollten.

Der alte Mann hatte sich unterdeß von seiner Furcht erholt, und Hr. Fourneaux schenkte ihm, zur Bestätigung seiner Freundschaftsversicherungen, ein Beil, etliche Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten. Dann stieg er mit seinen Leuten wieder in die Böte, und ließ den Wimpel wehend am Lande zurück.

Sie hatten sich kaum davon entfernt, so sahe man den alten Mann verschiedene mal um die Stange herumtanzen. Hierauf entfernte er sich, kehrte aber in kurzer Zeit mit einigen grünen Zweigen zurück, die er neben die Stange warf; worauf er abermals fortlief, und nach einiger Zeit mit zwölf andern Insulanern zurückkehrte, welche sämmtlich sich dem Wimpel in einer demüthigen Stellung näherten. Zufälliger Weise setzte grade ein aufstoßender Wind denselben in Bewegung, so daß er anfing zu flattern. Hierüber — ich weiß nicht warum — bestürzt, flohen sie alle erschrocken zurück, und standen eine Zeitlang von fern. Dann lie-

liefen sie hin, zwei lebendige Schweine zu holen, die sie gebunden unter die Stange legten; und hierauf fingen sie an zu tanzen. Nachdem auch diese Ceremonie, deren Bedeutung nicht füglich zu errathen ist, geendigt war, brachten sie die Schweine an den Strand, und legten sie in einen Kahn. Der Alte, welcher, im Vorbeigehn gesagt, einen großen weissen Bart hatte, setzte sich daneben, und brachte sie an das Schiff.

Als er bei demselben ankam, hielt er eine, freilich unverständliche, aber feierliche Anrede, überreichte alsdann einige grüne Plantanenblätter, eins nach dem andern, und sprach jedesmal in einem langsamen feierlichen Tone ein Paar Worte aus; worauf er die Schweine selbst übergab. Er drehete sich hierauf um, und wies aufs Land. Man wollte ihm ein Gegengeschenk machen, allein er war nicht zu bewegen, etwas anzunehmen. Er stieß vielmehr vom Schiffe ab und ruderte wieder zurück ans Land.

Es war hierüber Abend geworden, und sobald die Finsterniß eintrat, hörte man das Getöse vieler Trommeln, Muscheln und anderer Blasinstrumente. Auch sahe man längst der Küste hin eine

Men=

Menge Lichter zum Vorschein kommen. Uebrigens blieb das Schiff die ganze Nacht hindurch in Ruhe.

Gegen Morgen war alles still, und von den Eingebohrnen keiner weiter zu sehen. Man bemerkte indeß, daß die Stange mit dem Wimpel weggenommen war. Der Capitain schickte hierauf abermals die Böte ans Land, um Wasser einzuholen; er selbst, der seit vierzehn Tagen so krank und schwach war, daß er kaum auf das Verdeck kriechen konnte, nahm ein Fernglas zu Hülfe, um vom Schiffe aus zu beobachten, was auf dem Lande vorginge.

Gleich anfangs erschien der Greis, den man gestern kennen gelernt hatte, jenseits des Flusses mit einigen seiner Landsleute. Letztere blieben daselbst stehn, er selbst aber wadete durch den Fluß, und brachte einige Früchte und etwas Federvieh. Ausser diesen ließ sich lange keiner von den Eingebohrnen blicken. Allein gegen neun Uhr veränderte sich die Scene.

Der Capitain nahm nemlich durch Hülfe seines Fernglases wahr, daß eine große Menge Menschen über einen Berg hermarschirt kam, der von dem Wasserplatze kaum eine Viertelmeile entfernt seyn mogte. Zu eben der Zeit entdeckte er eine große Anzahl von Kähnen, welche um die westliche Landspitze herumkamen und sich dicht an der Küste hielten.

Er blickte hierauf nach dem Wasserplatze hin; und bemerkte hinter demselben, wo die Aussicht frei war, einen Zusammenlauf von Eingebohrnen, welche sich hinter dem Gebüsche hinschlichen. An einer andern Stelle erblickte er gleichfalls einige tausend Menschen, die durch die Waldung nach der Wasserstelle eilten; und um die östliche Landspitze herum sahe er noch mehr Kähne mit großer Eilfertigkeit herbeirudern. Er erschrack über die sichtbare Gefahr, worin seine Leute auf dem Lande schwebten, und schickte augenblicklich ein Boot ab, um den commandirenden Officier davon zu benachrichtigen.

Dieser hatte indeß schon selbst bemerkt, was vorging; und da keine Zeit zu verlieren war, so zog er sich mit seinen Leuten in größter Eile und mit Zurücklassung der Wassergefäße nach den Böten zurück. Die Indianer stürzten zu gleicher Zeit aus dem Gebüsch und aus den Wäldern hervor, die herzueilenden Kähne beschleunigten ihren Lauf, und eine unzählbare Menge von Weibern und Kindern liefen einen Berg hinan, von wannen sie den Meerbusen und den Strand übersehen konnten. Hier setzten sie sich, um dem Schauspiele des bevorstehenden Treffens beizuwohnen. Die Böte waren unterdeß glücklich nach dem Schiffe zurückgekommen.

Jetzt sahe man die Kähne immer mehr und mehr Indianer aufnehmen, deren viele mit Säcken beladen waren, worin sie, wie sich nachher fand, Steine herbeischleppten. Und nunmehr näherte sich die ganze indianische Seemacht dem Schiffe, um das beschlossene Treffen anzufangen.

Capitain Wallis sahe nun wol, daß es ohne Blutvergießen nicht abgehen würde, und beschloß daher, die thörigten Insulaner ihre eigene Schwäche und seine Uebermacht ein vor allemal so stark empfinden zu lassen, daß ihnen die Lust, den ungleichen Kampf zu erneuern, für immer vergehen mögte. Er ließ daher zuvörderst unter die Menge der sich nähernden Kähne mit solchem Nachdrucke feuern, daß diese augenblicklich zur Flucht genöthiget wurden. Dann ließ er die Kanonen auf den Wald richten, welches die darin befindlichen Indianer zwang, ihre Sicherheit auf dem Berge zu suchen, wo die Weiber und Kinder sich gelagert hatten. Um sie aber zu überzeugen, daß man sie, selbst in dieser Entfernung, sobald man wollte, ablangen könnte, befahl der Capitain, einige Kanonenschüsse auch noch dahin zu richten. Diese machten unter allen den stärksten Eindruck. Zwei der dahin abgefeuerten Kugeln schlugen nahe bei einem Platze nieder, wo eine Menge von ihnen

sich gelagert hatte, und erfüllte dieselben mit Schrecken und Entsetzen. Eine solche Wirkung in einer solchen Entfernung ging über alle ihre Vorstellungen. Sie ergriffen daher alle augenblicklich die Flucht; und nach einigen Minuten war keine Seele mehr von ihnen zu sehen.

5.

Aufenthalt zu Otaheite. Fortgesetzte Beschreibung merkwürdiger Vorfälle.

Eine friedliche Stille herrschte nunmehr zu Lande und zu Wasser. Die Eingebohrnen waren verschwunden, und hatten ihre Kähne zum Theil am Strande zurückgelassen. Um ihnen das Mittel zu einem neuen Angriffe zu benehmen, falls sie jemals wieder Lust dazu bekommen sollten, schickte der Befehlshaber die Zimmerleute in wohlbemannten Böten aus, und gebot ihnen, die Kähne sämmtlich in Stücken zu hauen. Der Befehl wurde ausgeführt, und in kurzer Zeit lagen über funfzig Fahrzeuge, deren viele 60 Fuß lang und 3 breit waren, in Stücken da. Die meisten waren mit Steinen und Schleudern angefüllt; nur in zweien fand man einige Früchte, etwas Federvieh und ein Paar Schweine.

Erst

Erst um zwei Uhr Nachmittags sahe man ohngefähr zehn Indianer aus dem Walde gegen die Küste hervortreten. Sie trugen grüne Zweige in den Händen, die sie in die Erde steckten, und alsdann wieder zurückgingen. Es dauerte nicht lange, so erschienen sie zum zweitenmale und brachten etliche Schweine und einige andere Thiere, die man vom Schiffe aus nicht unterscheiden konnte, mit gebundenen Füßen; worauf sie abermals zurückgingen und einige Bündel von einem Zeuge holten, wovon in der Folge mehrmals die Rede seyn wird. Dies alles legten sie am Strande nieder, riefen und winkten hierauf, daß man kommen mögte, um es abzuholen, und traten sodann zurück.

Denjenigen Thieren, welche man vom Schiffe aus nicht erkennen konnte, waren nur die Vorderfüße über den Hals zusammengebunden. Man sahe sie daher auf die Hinterfuße treten und, gleich tanzenden Affen, eine kleine Strecke forthüpfen. Man hielt diese Geschöpfe für eine ganz unbekannte Art von Thieren, und war begierig, sie kennen zu lernen. Es wurde daher sogleich ein Commando in einem Boote ans Land geschickt, um sich ihrer zu bemächtigen; aber da man hinkam, fand es sich, daß es Hunde waren. Ausserdem lagen neun wohlgemästete Schweine und die obenerwähnten Stücke von otaheitischem Zeuge da.

Die

Die Engländer, welche nicht wußten, was sie mit den Hunden machen sollten, löseten ihnen die Vorderfüße und ließen sie laufen. Die Schweine hingegen, die sie gar wohl zu brauchen wußten, brachten sie ins Boot, und bei das Zeug, welches sie gleichfalls zurückließen, legten sie ein Gegengeschenk von Beilen, Nägeln und andern Kleinigkeiten. Sie winkten hierauf den Indianern, welche von fern standen und zusahen, daß sie dies alles nehmen mögten, und brachten die Schweine nach dem Schiffe.

Nach einer Weile sahe man die Indianer abermals zwei Schweine bringen, und abermals winken, daß man sie abholen mögte. Dies geschahe; aber die hingeschickten Leute fanden, daß ihr Gegengeschenk noch unangerührt da lag. Man schloß hieraus, daß sie empfindlich darüber wären, daß man das Zeug nicht auch genommen habe. Der Capitain ließ daher auch dieses abholen; und gleich darauf sahe man die Indianer ein Gleiches mit demjenigen thun, was man ihnen zum Geschenk zurückgelassen hatte, und welches ihnen recht große Freude zu machen schien.

Am folgenden Morgen wurde eine Wache ans Land geschickt, um diejenigen zu bedecken, welche Wasser schöpfen sollten. Der erste von den Eingebohrnen, den diese wieder zu Gesicht bekamen,

war

war ihr guter Freund, der Alte, der jenseits des Flusses erschien, und eine lange Anrede in seiner Landessprache hielt. Nach Endigung derselben kam er, voll Zutrauen, durch den Fluß und nahete sich dem Officier. Dieser zeigte ihm die Steine, die seine Landsleute, wie Kanonenkugeln am Strande anfgehäuft hatten, auch einige mit Steinen angefüllte Säcke, die man in den Kähnen gefunden hatte, und bemühete sich, dem Alten begreiflich zu machen, daß seine Landsleute der angreifende Theil gewesen wären, und daß sie also die Schuld von dem, was vorgefallen wäre, sich selbst zuzuschreiben hätten. Der Greis schien in Ansehung des angreifenden Theils nicht einerlei Meinung mit ihm zu seyn; doch wandte er sich gegen seine Landsleute, welche von fern standen, hielt eine affectvolle Anrede an sie, zeigte auf die Steinklumpen und Schleudern, seine Gebehrden und seine Stimme wurden dabei einige mal ganz wüthend und fürchterlich. Der Officier reichte ihm hierauf die Hand, und indem er ihn mit verschiedenen Kleinigkeiten beschenkte, suchte er ihm begreiflich zu machen, daß man Lebensmittel von ihnen einzutauschen wünschte. Auch gab er ihm durch Zeichen zu verstehn, daß es gut seyn würde, wenn seine Landsleute nicht in zu großer Anzahl herbeikämen und beständig jenseits des Flusses blieben.

ben. Beides wurde begriffen; der Alte begab sich vergnügt hinweg, und nicht lange, so sahe man beide Partheien in vollem Handel begriffen, indem die Eingebohrnen Schweine, Federvieh und Früchte brachten, und von den Engländern dafür solche europäische Kleinigkeiten empfingen, welche, wie wir wissen, die Begierde der Indianer am meisten zu erregen pflegen.

Am folgenden Tage schickte der Befehlshaber die Kranken ans Land, und übergab sie der Aufsicht des Schiffarztes und des Constabels. Es wurden zu diesem Behuf Gezelte aufgeschlagen; und um alle Unordnungen und Ungerechtigkeiten beim Tauschhandel mit den Eingebohrnen zu vermeiden, erhielt der Constabel ausschliessend den Auftrag, alles allein einzukaufen. Wer von dem Schifsvolke überwiesen werden konnte, diese Anordnung übertreten zu haben, der wurde nachdrücklich dafür bestraft; und dadurch erreichte man in der That den Zweck, daß alles so ruhig und friedlich zuging, als wenn Freunde mit Freunden handelten.

Während dieses Geschäfts sahe der Constabel eine wilde Ente herbeifliegen. Flugs ergriff er seine Flinte, schoß, und die Ente fiel mitten unter die Indianer herab. Dieser Anblick verursachte ihnen eine solche Bestürzung, daß sie alle davon lau-

laufen wollten. Aber der Constabel bedeutete ihnen, daß sie bleiben und ihm die Ente bringen mögten. Endlich wagte es einer von ihnen, sein Verlangen zu erfüllen, indem er über den Fluß kam, und die Ente, wiewol mit Zittern und Beben, zu seinen Füßen niederlegte. In eben dem Augenblicke sahe man verschiedene andere Enten herbeifligen. Der Constabel schoß abermals, und hatte das Glück, drei derselben herunter zu schiessen. Dieser Vorfall machte auf die Indianer einen erstaunlichen Eindruck. Sie lernten daraus die großen und wunderbaren Wirkungen eines Feuergewehrs noch deutlicher kennen; und das flößte ihnen eine solche Furcht davor ein, daß nachher tausende von ihnen, wie eine Heerde wehrloser Schaafe die Flucht ergriffen, so oft man ihnen eine Flinte wies.

Es zeigte sich indeß immer mehr und mehr, daß die Eingebohrnen von der Schändlichkeit und Strafbarkeit des Diebstals ganz und gar keine Begriffe hatten. So oft sie konnten, entwandten sie alles, was ihnen vorkam; aber gemeiniglich war eine bloße Drohung mit der Flinte hinreichend, sie zu bewegen, das Gestohlne wiederzubringen.

Eines Tages schlich einer von ihnen sich unvermerkt durch den Fluß und stahl ein Beil. Der aufmerksame Constabel bemerkte den Verlust des-

selben bald, gab dem Alten, den er fast immer bei sich hatte, Nachricht davon, und schickte sich zu gleicher Zeit an, mit seiner ganzen Mannschaft auszugehn, um den Dieb zu suchen. Der Alte bedeutete ihm, daß er diese Mühe sparen könnte, lief selbst augenblicklich fort, und kehrte nach einer kleinen Weile mit dem entwandten Beile zurück. Allein der Constabel drang darauf, daß auch der Dieb ihm ausgeliefert werden müßte. Dazu konnte der ehrliche Alte sich zwar anfangs nicht entschließen; endlich aber, als er sahe, daß man durchaus darauf bestand, bequemte er sich doch, ihn herbei zu schaffen.

Der Constabel erkannte in demselben einen Kerl, der sich schon mehrerer Verbrechen dieser Art schuldig gemacht hatte. Er glaubte daher, daß eine exemplarische Strafe an ihm vollzogen werden müßte, und schickte ihn gefangen an Bord. Allein der Capitain war großmüthig genug, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Die Eingebohrnen, welche ihn schon für verloren gehalten hatten, waren eben so erstaunt als erfreut, da sie ihn zurückkehren sahn, und führten ihn unter lautem Frohlocken mit sich fort in die Wälder. Er selbst kehrte am folgenden Tage zurück, und brachte dem Constabel einen ansehnlichen Vorrath von Brodfrucht und ein gebratenes Schwein, zum Beweise, daß

er

er sein Vergehn bereue und eine völlige Verzeihung desselben zu erhalten wünsche.

Nachdem der Handel mit den Eingebohrnen mehrere Tage hinter einander ruhig und glücklich von statten gegangen war, fingen sie nach und nach an, weniger Lebensmittel zu Markte zu bringen, und statt derjenigen Nägel, womit sie sich bisher begnügt hatten, grössere zu verlangen. Man forschte lange umsonst nach der Ursache hiervon; endlich fand man sie in folgender unangenehmen Entdeckung.

Die Matrosen, denen alles Handeln mit den Indianern scharf verboten war, hatten gleichwol Mittel gefunden, die Wachsamkeit ihrer Vorgesetzten zu vereiteln, indem sie so viel Nägel, als sie nur konnten, aus dem Schiffe zu ziehn suchten, um dafür irgend etwas heimlich einzutauschen. Hieraus entstand ein doppelter Schaden, nemlich der, daß das Schiff dadurch litte, und der, daß die Indianer durch die größern Nägel, die sich auf diese Weise unter sie verbreiteten, die kleineren verachten lernten. Der Capitain stellte die genaueste Untersuchung darüber an, allein vergebens! vermuthlich weil das gesammte Schifsvolk in einerlei Schuld war, und daher keiner den andern verrathen durfte.

Capitain Wallis, der bis dahin immer krank gewesen war, fing um diese Zeit an zu genesen; allein er war so schwach, daß er noch immer nicht ans Land gehen konnte. Eines Tages besuchten ihn verschiedene Indianer, die ihrer Kleidung und ihrem Betragen nach, Leute von Stande zu seyn schienen. Er nahm sie höflich auf, und da er ihnen gern etwas schenken wollte, was ihnen angenehm wäre: so legte er ihnen einige Goldmünzen, ein Paar Thalerstücke, etwas Scheidemünze und einige große Nägel vor, und gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß sie davon nehmen mögten, was ihnen am meisten gefiele. Und wornach griffen jene? Zuerst und am begierigsten nach den Nägeln, dann nach den Halbpfennigstücken; die goldenen und silbernen Münzen hingegen — ließen sie liegen.

Am folgenden Tage führte der Constabel ihm eine indianische Dame zu, die unter allen, die man bis dahin gesehen hatte, die vornehmste zu seyn schien. Man hatte bemerkt, daß alle andere Indianer ihr die größte Ehrfurcht erwiesen, und der Constabel hatte daher geglaubt, ihr Verlangen, an Bord zu gehn und das Schiff in Augenschein zu nehmen, erfüllen zu müssen.

Sie war von großer Statur, und schien in einem Alter von ohngefähr 45 Jahren zu seyn.

Mit

Mit einer angenehmen Gesichtsbildung verband sie einen wirklich majestätischen Anstand, und sie äusserte bei ihrem Eintritt ins Schiff weder Mistrauen, noch Aengstlichkeit. Ihr Betragen war vielmehr so ungezwungen und freimüthig, wie man es an Personen gewohnt ist, welche sich ihrer Würde und ihres Uebergewichts über andre Menschen bewust sind. Der Capitain beschenkte sie mit einem großen blauen Mantel, den er ihr selbst umhing und mit Bändern festband. Ausserdem gab er ihr einen Spiegel, Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, die sie auf eine anständige Weise annahm und ihr Vergnügen darüber bezeugte. Sie bemerkte, daß der Capitain krank gewesen war, und wies nach dem Lande hin; vermuthlich, um ihm zu verstehen zu geben, daß er sich dahin begeben mögte, um sich völlig wiederherzustellen. Wallis erwiederte, gleichfalls durch Zeichen, daß er ihren Rath befolgen, und am nächsten Morgen sich dahin verfügen wolle. Der Constabel mußte sie hierauf wieder ans Land begleiten. Er führte sie sogar bis nach ihrer Wohnung zurück, die er größer und schöner, als die übrigen und mit einer Art von Leibwache und Bedienten angefüllt fand.

Der Befehlshaber kam am folgenden Morgen seinem Versprechen nach, und ließ sich ans Land setzen.

zen. Nicht lange, so erschien auch die Königin (denn dafür hielt man nunmehr die ihn gestern besuchende Dame) und zwar mit einer zahlreichen Begleitung. Da sie bemerkte, daß der Capitain noch sehr schwächlich war: so befahl sie ihren Leuten, daß sie ihn auf die Arme nehmen und so nach ihrer Wohnung hintragen sollten. Eine gleiche Ehre widerfuhr auch dem ersten Lieutenant und dem Schifszahlmeister, welche gleichfalls krank gewesen waren. Eine Wache von Schifssoldaten folgte nach.

Unterwegens drängte sich eine Menge Volks heran, um dem Schauspiele dieses sonderbaren Zuges beizuwohnen: allein die Königin brauchte nur mit der Hand zu winken, und augenblicklich wichen alle ehrerbietig zurück. Man kam bei ihrer Wohnung an; und hier trat eine Menge von Leuten beiderlei Geschlechts hervor, welche sie dem Capitain als ihre Verwandtschaft vorstellte. Sie ergriff dabei die Hand desselben, und ließ sie von der ganzen Gesellschaft küssen.

Ihr Haus hatte 327 Fuß in der Länge und 42 in der Breite. Es bestand aus einem Dache von Palmzweigen, welches auf Pfosten ruhete, die von der Erde bis zum Dache ohngefähr zwölf Fuß hoch waren. Die Fächer zwischen diesen Pfosten waren offen. Man sieht aus dieser Beschrei-

bung,

bung, daß dieses Haus, in Vergleichung der viel kleineren Hütten der übrigen Eingebohrnen, den Nahmen eines Pallastes verdiente.

Sobald man hineingetreten war, nöthigte sie ihre Gäste zum niedersitzen. Sie rief hierauf einige ihrer Leute, und ließ sich von ihnen helfen, dem Capitain Schuhe, Strümpfe und den Rock auszuziehn. Dann befahl sie jenen, daß sie ihm die Haut hinabwärts streichen und sanft reiben sollten. Dem Lieutenant und dem Schifszahlmeister ließ sie ein Gleiches thun; die übrigen von der Gesellschaft hatten das Zusehn. Unsere Reisenden rühmen, daß ihnen dieses Reiben ausnehmend wohl gethan habe.

Während dieser Handlung fiel eine lächerliche Zwischenscene vor. Der Schifsarzt, welcher vom Gehen erhitzt war, nahm, um sich ein wenig abzukühlen, die Peruk vom Kopfe. Einer der Eingebohrnen, welcher dieses zuerst bemerkte, erhob ein lautes Geschrei; und augenblicklich waren aller Augen dahin gerichtet, und alle starrten vor Erstaunen ob dem Wunder, daß ein Mensch sich das Haar vom Kopfe nehmen könnte. Die Verwunderung dieser Leute über ein für sie so sonderbares Schauspiel hätte nicht größer seyn können, wenn der Mann ein Glied nach dem andern von seinem Körper abgelegt hätte. Es währte lange, ehe

man sich von seinem Erstaunen darüber erholen konnte. Endlich fing man wieder an zu reiben und zu streicheln, und nachdem man diese Arbeit eine halbe Stunde lang fortgesetzt hatte: suchte man diejenigen, welche man so bedient hatte, wieder anzukleiden. Man kann denken, wie ungeschickt sie sich dabei anstellten!

Jetzt ließ die gütige Königin ein Stück von demjenigen Zeuge bringen, welches diese Indianer aus Baumbast zu verfertigen wissen, und bekleidete sowol den Capitain, als auch seine Gesellschaft, nach der Mode ihres Landes d. i. mit einem weiten Umwurfe von diesem Zeuge. Man ließ sich auch dieses gefallen, um ihr nicht zuwider zu seyn.

Da man endlich wieder zurückkehren wollte, ließ sie eine große trächtige Sau nach dem Boote schaffen. Sie befahl hierauf ihren Leuten, daß sie den Capitain zurücktragen sollten; da dieser aber, sowol durch das Reiben, als auch durch die heilsame Landluft sich so gestärkt fühlte, daß er lieber gehen wollte: so führte sie selbst ihn beim Arme, und hob ihn, so oft sie an eine Pfütze kamen, eben so leicht hinüber, als bei uns ein Mann ein Kind zu heben pflegt.

Am folgenden Morgen schickte ihr der Capitain durch den Constabel sechs Beile, eben so viele

Schnittmesser und verschiedene andere Dinge zum Geschenk. Er traf sie bei einem großen Gastmale an, welches sie eben einer erstaunlichen Menge von Menschen gab. Seiner Aussage nach waren der Gäste nicht weniger als tausend. Die Bedienten, welche die Speisen zubereitet hatten, trugen dieselben in Kokosschalen herbei; sie selbst aber vertheilte sie unter ihre Gäste, welche rund im Hause herum in Reihen saßen. Nachdem sie hiermit fertig war, setzte sie sich selbst auf einen etwas höheren Sitz, und ließ sich hierauf von zwei Frauenspersonen, die sich ihr zu beiden Seiten hinstellten, dergestalt füttern, daß sie selbst nur den Mund eröfnete, um die ihr gereichten Speisen anzunehmen.

Sobald sie den Constabel erblickte, ließ sie auch ihm sogleich eine Mahlzeit bringen. Er konnte nicht recht unterscheiden, was es war; er hielt es indeß für klein gehacktes Hühnerfleisch mit geschnittenen Aepfeln und Salzwasser zugerichtet, und fand es ungemein schmackhaft. Sie nahm die Geschenke, die er ihr brachte, mit vielem Vergnügen an.

6.

Fortsetzung von Otaheite. Abreise von da.

Eines Tages, da der Constabel auf seinem gewöhnlichen Handelsplatze war, erblickte er jenseits des Flusses eine alte Frau, welche einen Strom von Tränen vergoß Sobald sie merkte, daß man die Augen auf sie gerichtet hatte, schickte sie einen Jüngling mit einem Plantanenzweige in der Hand durch den Fluß. Dieser näherte sich dem Constabel, hielt eine lange Anrede, und legte alsdann den Zweig zu seinen Füßen. Hierauf kehrte er wieder zurück, und brachte die alte Frau auch herüber. Ein anderer junger Mann schleppte zu gleicher Zeit zwei gemästete Schweine herbei. Die alte Frau sahe jedem nach der Reihe ins Gesicht, und brach hierauf von neuem in bittre Tränen aus; und als der Jüngling, welcher sie herbeigeführt hatte, in des Constabels Gesicht Mitleid und Erstaunen bemerkte, hielt er eine zweite noch längere Anrede, wodurch man aber nicht mehr belehrt wurde, als durch die erste. Die Alte bemühete sich hierauf selbst, durch Zeichen zu verstehn zu geben, daß ihr Mann und drei von ihren Söhnen in dem neulichen Gefechte mit dem Schiffe umgekommen wären.

Wäh-

Während dieser Erklärung wurde sie so stark bewegt, daß sie den beiden jungen Männern, die vermuthlich ihre noch übrigen Söhne, wenigstens sehr nahe Blutsverwandte von ihr waren, ohnmächtig in die Arme sank. Diese schienen beinahe in eben dem Zustande zu seyn. Der Constabel gab sich alle ersinnliche Mühe, sie zu trösten, und wollte ihr, da sie wieder zu sich selbst gekommen war, ein Gegengeschenk machen, welches zehnmal mehr werth war, als die Schweine auf dem Markte gekostet haben würden; allein sie war durchaus nicht zu bewegen, das geringste von ihm anzunehmen. Sie reichte ihm bloß zum Zeichen ihrer Freundschaft die Hand, und ließ sich wieder fortführen.

Wie gefällt meinen jungen Lesern dieses Betragen einer Indianerin gegen Leute, die ihr das allerbitterste Herzeleid zugefügt hatten? War es nicht schön und liebenswürdig?

Um das Land an mehreren Stellen kennen zu lernen, schickte der Capitain einen Officier mit 60 Mann in den Böten aus, mit dem Auftrage, eine gewisse Strecke lang die Küste zu befahren und alsdann zu landen. Da, wo dies geschahe, fand man das Land eben so anmuthig, als bei dem Wasserplatze, und eben so sehr bevölkert; aber obgleich die Bewohner dieser Gegend einen

Ne=

Ueberfluß an Schweinen, Federvieh und Früchten hatten: so schienen sie doch eben nicht geneigt zu seyn, etwas davon zu verkaufen. Zuletzt bequemten sie sich indeß, neun Schweine, etwas Federvieh und einige Kokosnüsse abzustehn. Man fand verschiedene derselben beschäftiget, Kähne zu bauen, und die Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienten, bestanden bloß aus Steinen, Muschelschalen und Knochen. Metall und metallene Werkzeuge fand man nirgends unter ihnen. Alle vierfüßige Thiere dieser Insel scheinen in Schweinen und Hunden zu bestehn, und das Fleisch dieser Thiere zu backen oder zu braten scheint ihre ganze Kochkunst auszumachen. Geschirre, worin sie Wasser sieden konnten, fehlen ihnen gänzlich: sie haben daher eben so wenig einen Begriff von heissem als von gefrornem Wasser. Ihre Unwissenheit in diesem Stücke veranlaßte eines Tages ein gar possierliches Schauspiel.

Der Capitain hatte die Königin zum Frühstück an Bord geladen. Da nun die Gesellschaft in der Kajüte versammelt war, bemerkte einer von ihrem Gefolge, den man für einen Priester hielt, daß der Schifsarzt den Hahn an einer Theemaschine umdrehete, um einen Theetopf anzufüllen. Nachdem er dies mit großer Aufmerksamkeit und Neugierde angesehn hatte, ging er, um die Sache

noch

noch näher zu untersuchen selbst hin, drehete den Hahn um, und ließ sich das siedende Wasser in die Hand laufen. Schmerz, Erstaunen und Schrecken bemächtigten sich seiner in dem nemlichen Augenblicke in einem solchen Grade, daß er schreiend und springend die ausschweifendsten und lächerlichsten Gebehrden machte. Die übrigen Indianer, welche schlechterdings nicht begreifen konnten, was ihm fehlte, standen, wie versteinert, vor Verwunderung und Entsetzen, und es währte lange, ehe sie davon zurückkommen konnten. Der Wundarzt, welcher die unschuldige Ursache dieses Unfalls gewesen war, legte dem armen Verbrannten ein kühlendes Mittel auf, und besänftigte dadurch nach und nach seinen Schmerz und seine schreckhaften Empfindungen.

Man fuhr nun fleißig fort, so viel Lebensmittel einzukaufen, als der tägliche Markt gewährte, und die Geschenke der Königin trugen nicht wenig dazu bei, den Vorrath davon ansehnlich zu vermehren. Denn so oft sie einen Besuch ablegte, ermangelte sie niemals, ein Geschenk an Schweinen und Früchten darauf folgen zu lassen, welches von dem Capitain jedesmal durch ein Gegengeschenk erwiedert wurde. Eines Tages schickte sie sogar acht und vierzig große und kleine Schweine,

vier Dutzend Stück Federvieh und eine fast unzähliche Menge von Früchten auf einmal. Etwas zu verkaufen schien sie unter ihrer Würde zu halten.

Einmal, da sie ein Verlangen bezeigte, daß der Capitain sie nach ihrer Wohnung begleiten mögte, schien sie recht darauf studirt zu haben, wie sie ihm eine auszeichnende Ehre erweisen mögte. Sobald sie nemlich angekommen waren, hieß sie ihn und die ihn begleitenden Officiere sich niedersetzen, nahm ihm hierauf den Hut ab und steckte einen Busch von bunten Federn darauf, dergleichen ausser ihr, so weit man beobachten konnte, auf der ganzen Insel niemand trug, und welcher wirklich nicht häßlich stand. Auch band sie um eben diesen Hut, wie auch um die Hüte der übrigen, eine geflochtene Haarschnur, wobei sie zu verstehen gab, daß sowol das Haar, als auch die Arbeit von ihr selbst wären. Zu diesem feinen Geschenke fügte sie noch einige künstlich geflochtene Matten, nebst einer großen trächtigen Sau und eine Menge von Früchten hinzu. Gegen Abend begleitete sie selbst die Gesellschaft an den Strand zurück.

Beim Abschiednehmen gab der Capitain ihr durch Zeichen zu verstehn, daß er in sieben Tagen abzureisen gedächte. Sie begriff seine Meinung alsobald, und erwiederte, gleichfalls durch Zeichen,

daß

daß er wenigstens noch zwanzig Tage bleiben mögte. Jener aber bedeutete ihr abermals, daß das nicht thunlich wäre; worüber sie plötzlich in eine solche Tränenfluth ausbrach, daß es Mühe und Kunst kostete, sie wieder zu beruhigen.

Am folgenden Tage schickte der Constabel nicht weniger, als zwanzig eingekaufte Schweine und einen beträchtlichen Vorrath von Früchten an Bord. Die Verdecke waren nunmehr ganz mit Schweinen und Federvieh angefüllt. Man schlachtete nur die kleinsten davon, weil man die größern lebendig mitzunehmen wünschte; allein man hatte bald den Verdruß zu sehen, daß diese Thiere nicht leicht etwas anders, als die dasigen Landesfrüchte fressen wollten. Man mußte sich also bequemen, die meisten abzuschlachten und einzusalzen; indeß brachte man doch zwei dieser Thiere, eine Sau und einen Eber, glücklich nach England, wo die erstere Junge warf und bald darauf verschied.

Um das Innere des Landes etwas genauer kennen zu lernen, beorderte der Capitain einen seiner Officiere mit einer guten Parthei bewafneter Leute, längst dem Flusse, so weit er konnte, hinzumarschiren, und über alles, was ihm vorkommen würde, sorgfältige Beobachtungen anzustellen. Auf den Fall, daß er von den Eingebohrnen angegriffen würde, sollte er alsobald ein Feuer anzün-

zünden lassen, dessen aufsteigender Rauch dem Capitain zum Signale dienen sollte.

Den Tag vorher schickte man der Königin ein ansehnliches Geschenk, welches aus zwei welschen Hähnen, drei chinesischen Fasanen, zwei Gänsen, einer trächtigen Katze, etwas Porcellau, einigen Spiegeln, gläsernen Flaschen, Hemden, Nadeln, Zwirn, Tuch, Erbsen, Bohnen, verschiedenen Arten von Gartensämereien, nebst einer Schaufel, und einer großen Menge von Messern, Scheeren, und ähnlichen Eisenwaaren bestand. Es erfolgte dafür ein Gegengeschenk von achtzehn Schweinen und verschiedenen Früchten.

Am folgenden Tage, da das Commando seinen Marsch anstellen sollte, verfügte sich der Capitain selbst zur Königin, um sie, nebst andern Standespersonen einzuladen, den Tag an Bord des Schiffes zuzubringen. Er that dies vornemlich zur Sicherheit des ausgesandten Trupps, weil er hoffen durfte, daß man gegen diesen nichts unternehmen würde, sobald man wüßte, daß die Königin und die Vornehmsten des Landes in seiner Gewalt wären.

Da er so eben eine, früh Morgens sich ereignende Sonnenfinsterniß beobachtet hatte: so nahm er das dazu gebrauchte Fernrohr mit. Er zeigte es der Königin, und nachdem er ihr den Gebrauch

da-

davon durch Zeichen begreiflich gemacht hatte: so richtete er es auf verschiedene weit entfernte Gegenstände, die ihr zwar bekannt waren, aber welche sie mit bloßen Augen von ihrer Wohnung ab nicht unterscheiden konnte. Er ließ sie hierauf durch dasselbe hinsehn. Sobald sie jene Gegenstände so nahe und so deutlich vor sich sahe, sprang sie vor Erstaunen zurück. Sie richtete hierauf ihre Augen nach der Gegend hin, wo jene Dinge sich befanden, und stand eine Zeitlang unbeweglich still. Dann sahe sie zum zweitenmale hindurch, und bemühete sich von neuem, wiewol abermals vergeblich, die Gegenstände, welche sie durch das Fernglas erblickt hatte, mit bloßen Augen ausfindig zu machen. Ihre Mienen und Gebehrden drückten dabei ein Gemisch von Erstaunen und Entzücken aus, welches keine Sprache beschreiben kann.

Man verfügte sich hierauf nach dem Schiffe. Hier ließ der Capitain eine gute Mahlzeit zurichten, wovon die ganze Gesellschaft mit Appetite aß; nur die Königin nicht. Diese war nicht zu bewegen, irgend etwas zu genießen; vermuthlich, weil die Betrübniß über die nahe Abreise ihrer Freunde, der Engländer, ihr alle Eßlust benommen hatte.

Gegen Abend kehrte das ausgeschickte Commando zurück; und die Königin wurde mit ihren Begleitern nun auch wieder ans Land geschickt.

Beim Weggehen fragte sie den Capitain durch Zeichen: ob er seinen Vorsatz, schon so bald abzureisen, noch nicht geändert habe? und da dieser erwiederte, daß er zu der einmal festgesetzten Zeit die Insel nothwendig verlassen müßte: so brach sie in einen Strom von Tränen aus, und konnte lange nicht beruhiget werden. Endlich, da sie sich ein wenig gefaßt hatte, gab sie durch Zeichen zu verstehn, daß sie Morgen wiederum an Bord kommen wollte; und darauf ließ sie sich ans Land rudern.

Der mit dem Commando ausgeschickt gewesene Officier stattete dem Capitain über den Erfolg seiner Unternehmung folgenden Bericht ab:

"Bei unserer Abreise, welche des Morgens um vier Uhr geschahe, ging ich zuerst zu unserm alten Manne, und bat ihn, uns zu begleiten. Dann theilte ich meine Leute in zwei Partheien, und ließ die eine disseits, die andere jenseits des Flusses gehn. Wir kamen bald in ein breites und langes Thal, wo wir viele Wohnungen mit Gärten fanden. Die letztern waren mit einem Walle

von

von Erde umgeben, und um die erstern wimmelte es überall von Schweinen und Federvieh. Das Erdreich dieser Gegend schien ungemein fett und fruchtbar zu seyn.,,

"Nachdem wir zwei englische Meilen zurückgelegt hatten, wurde das Thal sehr enge; das eine Ufer des Flusses erhob sich zu einer schroffen Anhöhe, und wir sahen uns daher genöthiget, alle auf dem andern Ufer zu marschiren. An einem Orte, wo der Fluß von einem Berge herabstürzte, hatten die Eingebohrnen Wasserleitungen angelegt, um ihre Gärten und Obstwälder zu bewässern. Das Erdreich war hier in gewissen Abtheilungen ordentlich umzäunt, welches die Aussicht über diese Gegend hin gar sehr anmuthig machte. Die Apfel- und Brodtfruchtbäume standen an den abhängigen Seiten der Berge in schönen Reihen, die Kokos- und Plantanenbäume hingegen, welche einen feuchteren Boden erfordern, in der Ebene. Ueberall wuchs sehr gutes Gras, aber kein Gesträuch.,,

"Weiter hin machte der Fluß unzähliche Krümmungen, und die Hügel erhoben sich nunmehr an beiden Seiten desselben zu hohen Bergen, aus denen überall große Felsenklumpen hervorragten und über unsern Köpfen hingen. Das Marschiren wurde von da an sehr beschwerlich, weil man fast

unaufhörlich klimmen mußte. Wir wurden dadurch so abgemattet, daß wir uns niedersetzen mußten, um ein wenig auszuruhen, und uns erst durch ein gutes Frühstück zu erquicken.„

“Aber kaum hatten wir uns gelagert, als wir durch einen großen Lärm und durch ein lautes Geschrei vieler vereinigten Stimmen erschreckt wurden. Wir sprangen auf, griffen nach den Waffen, und erblickten eine Menge von Männern, Weibern und Kindern oberhalb auf einem Berge, an dessen Fuße wir uns gelagert hatten. Unser Alter lief augenblicklich nach ihnen hin, indem er uns zuwinkte, daß wir ruhig sitzen bleiben sollten. Sobald er zu ihnen kam, legte sich der Lärm augenblicklich, und es währte nicht lange, so waren alle verschwunden.„

“Sie kehrten indeß nach einiger Zeit zurück, und brachten ein großes gebratenes Schwein, nebst einem reichlichen Vorrathe von Brodfrucht und andern Erfrischungen. Dies alles überlieferten sie dem Alten, und dieser theilte es unter unsere Leute aus. Ich hingegen beschenkte sie dafür mit Nägeln, Glaskorallen und ähnlichen Sachen, welche ihnen viel Vergnügen machten.„

"Wir verfolgten hierauf das Thal, so weit wir konnten, indem wir alle Wasserbäche, die aus den Bergen flossen, auf das sorgfältigste untersuchten, ob wir etwan irgend eine Spur finden könnten, daß es hier Metalle oder Erze gebe. Allein unsere Nachforschungen blieben fruchtlos.„

"Als wir im Fortgehn einen Berg erreicht hatten, den wir ersteigen mußten, gab unser alter Führer uns zu verstehn, daß er müde sey, und nun wieder nach Hause zu gehen wünsche. Aber ehe er uns verließ, bewog er einige Eingebohrne, uns statt seiner zu begleiten und unser Gepäck zu tragen. Dann trat er seinen Rückweg an; wir aber begannen, den Berg hinaufzusteigen.„

"Wir bemerkten, daß der ehrliche Alte sich von Zeit zu Zeit nach uns umsahe; und als wir an eine Stelle gekommen waren, wo Gesträuch und Dornen das Hinanklettern äusserst beschwerlich machten: so sahen wir ihn bis so weit zurückkommen, daß er uns mit seiner Stimme erreichen konnte. Hier rief er seinen Landsleuten zu; und diese liefen hierauf alsobald voran, um uns erst den Weg zu bahnen. Sie reichten uns auch von Zeit zu Zeit Erfrischungen, bald an Wasser, bald an Früchten, und erleichterten uns das Klettern,

indem sie uns an den steilsten Orten die Hände boten. So sehr mußte der gute Alte uns ihnen empfohlen haben!,,

"Als wir den Gipfel erreicht hatten, setzten wir uns abermals nieder, um ein wenig auszuruhen. Wir hatten gehoft, an dieser Stelle die ganze Insel übersehen zu können: aber jetzt, da wir da waren, sahen wir uns mit andern, ungleich höhern Bergen umringt, in Ansehung welcher wir nur in einem Thale zu seyn schienen. Nach derjenigen Seite hin, wo das Schiff vor Anker lag, war die Aussicht bis zum Entzücken schön. Die Berge rund umher waren mit Holz bewachsen; sie hatten ein malerisches Ansehn, und die Seiten derselben waren überall mit Dörfern besetzt. Einen noch reitzendern Anblick gewährten die noch stärker bevölkerten Thäler zwischen den Bergen; und so weit unser Auge reichte, sahen wir nirgends einen unfruchtbaren oder öden Fleck.,,

"Wir fanden hie und da Zuckerrohr, welches wild wuchs; auch Ingwer. Ausserdem bemerkte ich einen Baum, der einem Strunke von Farrenkraute ähnlich, aber dabei vierzehn bis funfzehn Fuß hoch war. Um den natürlichen Reichthum dieser anmuthigen Insel an Früchten und Gewächsen

sen vermehren zu helfen, steckte ich hie und da Kerne von Pfirsichen, Kirschen, Pflaumen, Citronen und Pommeranzen in die Erde, und streuete allerlei Gartensämereien an solchen Stellen aus, wo ich glaubte, daß sie am besten fortkommen würden.„

“Bei unserer Rückkehr nach dem Schiffe machten wir je zuweilen einen kleinen Abstecher in anmuthige Thäler, und wurden von unsern indianischen Führern überall begleitet. Gegen Abend kamen wir wohlbehalten zurück; beschenkten unsere Wegweiser reichlich, und entließen sie hierauf mit großer Zufriedenheit von beiden Seiten.„

Am folgenden Morgen gegen zehn Uhr kam die Königin mit einem Geschenke von Schweinen und Federvieh an Bord; hielt sich aber diesmal nicht lange auf, sondern kehrte bald wieder zurück ans Land. Auch der Markt auf dem Wasserplatze war an diesem Tage sehr ergiebig; und der Constabel sahe sich im Stande, ohngefähr dreissig Schweine, eine Menge Federvieh und sehr viel Früchte an Bord zu schicken. Man sammelte jetzt auch fleißig Holz und Wasser ein, und machte alles fertig, um wieder in See zu gehn.

Nachmittags um drei Uhr kam die Königin abermals und zwar im größten Staate und in Begleitung eines sehr zahlreichen Gefolges, an Bord. Sie brachte auch einige vortrefliche Früchte mit, und als sie dieselben übergeben hatte, erneuerte sie ihre Bitte, daß der Capitain seine Abreise noch um zehn Tage aufschieben mögte; wobei sie zu verstehen gab, daß sie alsdann ins Land reisen und eine Menge von Schweinen, Federvieh und Früchten mitbringen wollte. Der Capitain bezeugte ihr für so viel Freundschaft und Güte die größte Dankbarkeit, fügte aber hinzu, daß er den folgenden Morgen unfehlbar abreisen müsse. Darüber brach sie abermals in bittere Tränen aus.

Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, erkundigte sie sich durch Zeichen, wann er wieder zurückkommen würde? und der Capitain bedeutete ihr die Zahl von 50 Tagen. Sie gab hierauf durch Gegenzeichen zu verstehn, daß er doch nur 30 Tage ausbleiben mögte; da aber jener unerbittlich war, und immer bei der Zahl funfzig blieb: so schien sie endlich damit zufrieden zu seyn. Sie blieb, bis es Nacht wurde, an Bord; und auch da kostete es noch Mühe, sie zu bewegen, sich wieder ans Land zu verfügen. Als man ihr sagte, daß das Boot auf sie warte, warf sie sich auf eine Kiste hin und

weinte lange mit so unmäßiger Betrübniß, daß sie auf alle Bemühungen, sie zu beruhigen, gar nicht zu achten schien. Endlich bequemte sie sich, wiewol höchst ungern, ins Boot zu steigen, und man brachte sie ans Land.

Der alte Mann, dieser treue und behülfliche Freund unserer Reisenden, hatte oft den Wunsch geäussert, daß sein Sohn, ein Bursche von ohngefähr 14 Jahren, sie bei ihrer Abreise begleiten mögte, und dieser schien es auch zufrieden zu seyn. Allein seit zwei Tagen war er nunmehr unsichtbar gew rden. Man erkundigte sich nach ihm, und der Alte gab zu verstehn, daß er ihn ins Land geschickt habe, um ihn von seinen Freunden Abschied nehmen zu lassen. Allein dies mogte wol eine Ausrede seyn. Vermuthlich war dem Vater, da die Stunde der Trennung sich nahete, das Herz schwer geworden; und er hatte den Knaben auf die Seite geschaft, um sein Wort mit guter Manier zurückzunehmen. Und wer konnte dem väterlichen Herzen das verübeln?

Beim Anbruch des folgenden Tages schickte man die Böte zum letztenmal ans Land, um noch diejenigen Wasserfässer anzufüllen, welche etwa wieder mogten leer geworden seyn. Als sie sich

Küste näherten, sahen sie mit Erstaunen den ganzen Strand mit Eingebohrnen bedeckt. Man fand es bedenklich, sich unter eine solche Menge zu wagen, und wollte schon wieder umkehren, als die Königin hervortrat, der Menge ein Zeichen gab, daß sie sich über den Fluß zurückziehn sollten, und hierauf den Leuten in den Böten winkte, daß sie landen mögten. Man folgte ihr.

Unterdeß, daß die Leute die Wassergefäße füllten, ließ sie Schweine und Früchte in die Böte bringen; und als man wieder abstoßen wollte, verlangte sie noch einmal mit an Bord genommen zu werden. Allein der commandirende Officier hatte gemessenen Befehl, keinen der Eingebohrnen zurückzuführen, und mußte ihr also eine abschlägige Antwort geben. Sogleich ließ sie einen ihrer eigenen Kähne aufs Wasser bringen, und ihre Leute mußten sie nach dem Schiffe hinrudern. Eine Menge anderer Kähne folgten ihr nach.

Sobald sie beim Schiffe angelangt war, stieg sie sogleich an Bord; sie konnte aber vor Wehmuth nicht sprechen, sondern setzte sich nieder und weinte bitterlich. Diese tragische Scene dauerte ohngefähr eine Stunde; worauf sich ein günstiger Wind erhob und man die Anker lichtete. Als sie nun sahe, daß es nothwendig geschieden seyn müsse, umarmte sie alle auf das zärtlichste, und unter vie-

vielen Tränen; worauf sie in ihren Kahn geführt wurde. Ihr ganzes Gefolge stimmte in ihre Betrübniß ein.

Kaum hatte man die Segel ausgespannt, als der Wind sich schon wieder legte, und das Schiff auf seiner Stelle liegen blieb. Der Capitain ließ hierauf die Böte vorspannen, um das Schiff zu bugsiren (meine Leser wissen aus dem Vorhergehenden, was dies sagen will.) Als die Indianer in den Kähnen dies bemerkten, kehrten sie wieder zurück, und die Königin ließ ihren eigenen Kahn an das Schiff befestigen. Dann setzte sie sich selbst vorn in ihrem Kahne nieder, und weinte ganz untröstlich.

Der Capitain beschenkte sie noch mit allerhand Sachen, von denen er glaubte, daß sie ihr angenehm seyn würden. Sie nahm alles stillschweigend hin, sahe aber nichts davon mit Aufmerksamkeit an. Gegen zehn Uhr hatten die Böte das Schiff glücklich über die Reihe von Klippen hinausgeschlept; und als sich zu gleicher Zeit ein frischer Wind erhob: so nahmen die Indianer und besonders die Königin noch einmal einen so beweglichen Abschied, daß alle dadurch gerührt wurden. Der Capitain selbst mußte sich eine Träne der Wehmuth aus den Augen wischen.

7.

Fahrt von Otaheite nach Tinian; von da über Batavia nach dem Vorgebürge der guten Hofnung. Rückreise nach England.

Ich übergehe, was unsere Reisenden von den Sitten, Gebräuchen und Künsten der Bewohner von Otaheite aufgezeichnet haben, um nicht in den Fall zu gerathen, einerlei Sachen zweimal erzählen zu müssen. Denn da ich nächstens Gelegenheit haben werde, meine jungen Leser noch einmal nach dieser merkwürdigen Insel und zwar in einer Gesellschaft zurückzuführen, welche mehr Zeit und Gelegenheit haben wird, interressante Bemerkungen zu machen: so sey es mir vergönnt, alles, was die Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Bewohner betrift, bis dahin zurückzubehalten. Es war mir dermalen bloß darum zu thun, meine Leser nur erst vorläufig aufmerksam darauf zu machen, und ihnen den Wunsch einzuflößen, künftig umständlicher darüber unterhalten zu werden. Diese Absicht aber glaube ich durch das Gesagte schon erreicht zu haben. Ich verlasse daher für diesmal Otaheite, und fahre fort zu erzählen,

was

was unsern Reisenden auf ihrer fernern Fahrt begegnet ist.

Es war am 27sten Julius 1767 als man wieder unter Segel ging, nachdem man bei dieser eben so angenehmen als geseegneten Insel etwas über einen Monat vor Anker gelegen hatte. Man steuerte, um den Lauf um die Erdkugel zu vollenden, von neuem gegen Westen, und entdeckte nach und nach verschiedene andere, aber größtentheils so unbeträchtliche Inseln, daß ich es nicht der Mühe werth achte, meine jungen Leser mit einer Beschreibung derselben aufzuhalten.

Nur einer Bemerkung muß ich erwähnen, welche man bei der fünften neuentdeckten Insel, die Keppelsinsel genannt, zu machen Gelegenheit hatte, weil sie einen Umstand betrift, der in die Geschichte der Menschheit gehört. Man beobachtete nemlich allda, daß den sämmtlichen Einwohnern, welche übrigens denen auf Otaheite völlig ähnlich zu seyn schienen, das vordere Gelenk des kleinen Fingers fehlte, und man glaubte deutlich wahrzunehmen, daß es durch einen Schnitt absichtlich abgenommen wäre. Die Ursache davon konnte man nicht erfahren. Vielleicht war es bloß eine von jenen albernen und ungereimten Moden, wodurch man den menschlichen Körper in verschiedenen Ländern und auf verschiedene Weise

zu verunstalten die Thorheit hat, in der Meinung, ihn dadurch schöner zu machen, als der Schöpfer ihn zu bilden wußte; vielleicht auch, daß der Grund dieses unvernünftigen Gebrauchs in gewissen religiösen Vorurtheilen lag, wodurch die Menschen oft zu noch viel grössern Ungereimtheiten und Abscheulichkeiten verleitet worden sind. So wie es Zeiten gab, wo man dem Gott der Liebe einen Dienst zu erweisen glaubte, wenn man ihm zu Ehren seine Brüder schlachtete oder lebendig verbrannte: so mogten jene armen Insulaner vielleicht auch in dem kindischen Wahne stehn, daß ihrer Gottheit ein Gefalle damit geschähe, wenn sie ihren eigenen Körper verstümmelten. Wer vermag die Grenze der tollen Ausschweifungen anzugeben, zu welchen Aberglaube und Schwärmerei die armen unerleuchteten Menschen zu verleiten pflegen! O meine jungen Freunde! beklagt, so oft euch künftig Beispiele dieser Art vorkommen werden, die unglücklichste aller Verirrungen des menschlichen Geistes, die, daß er grade das, was unser größter Segen seyn könnte, die Religion, durch Zusätze von Irthum und verderblichen Vorurtheilen oft in den größten Fluch für uns verwandelt hat! Bestrebet euch, so viel an euch ist, eure Begriffe von dem höchsten Wesen durch vernünftiges Nachdenken von allen unwürdigen menschlichen Vorurtheilen zu läutern;

legt

legt dabei beständig die unwidersprechlich wahre Hauptidee zum Grunde, daß dieses erhabene Wesen die allumfassende Liebe sey, und also nichts von uns fordern könne, als was auf unsere eigene und unserer Brüder wahre Glückseligkeit abzweckt. Dann werdet ihr Verirrungen jener Art für euch selbst zu vermeiden wissen und, wenn ihr sie an andern bemerkt, es für eure heilige Pflicht halten, solche unglückliche Menschen, wofern ihr könnt und dürft, eines Bessern zu belehren. —

Jetzt wieder zurück zu unsern Reisenden!

Da man den 176sten Grad der westlichen Länge zurückgelegt hatte, steuerte man, wie meine Leser auf unserer Charte sehen können, gen Nordwesten, weil man die Absicht hätte, die uns schon bekannte Insel Tinian aufzusuchen, um allda wieder neue Erfrischungen einzunehmen, und das Schiff, welches all nach gerade baufällig zu werden anfing, so viel möglich auszubessern. Man erreichte dieselbe den 19ten September und warf daselbst die Anker aus.

Sobald das Schiff gehörig gesichert war, wurden die Böte ans Land geschickt, um Gezelte aufzuschlagen, und einige Erfrischungen zu holen. Die-

Diese kehrten gegen Mittag zurück, und brachten Kokosnüsse, Citronen und Pommeranzen mit. Hierauf wurden zuvörderst die Kranken, vierzig an der Zahl, nebst dem Schifsarzte ans Land gebracht. Der Capitain selbst und sein erster Lieutenant gehörten mit dazu. Auch die Schmiede nebst den Werkzeugen der Zimmerleute wurden dahingeschaft, um alles, was zur Ausbesserung des Schifs erforderlich war, mit größerer Bequemlichkeit auf dem Lande zu verarbeiten. Von den Gesunden nahm der Capitain zwölf Mann, nebst einem Officier mit, um dieselben tiefer ins Land auf die Büffeljagd zu schicken. Denn, daß es auf dieser Insel wildes Rindvieh und wilde Schweine giebt, das haben wir schon durch die vorhergehende Erzählung erfahren.

Schon am folgenden Tage, da die Jäger einen schönen jungen Stier erlegt hatten, der ohngefähr vier Centner schwer seyn mogte, sahe man sich im Stande die ganze Mannschaft zu Lande und an Bord mit frischem Fleische, Brodfrucht, Citronen und Pommeranzen zu versorgen. Diese erfrischenden Nahrungsmittel, verbunden mit dem Genuß der Landluft, äusserten bald eine heilsame Wirkung auf die Kranken und machten sie genesen. Man war nun auch fleißig darüber her, die bau-

fäl-

fälligen Stellen des Schifs aufzusuchen und auszubessern. Ein Theil der Mannschaft war täglich mit Jagen beschäftiget, und ein anderer mußte Früchte, Holz und Wasser einsammlen. Die Jagd war indeß mit großer Beschwerlichkeit verbunden: denn das Vieh war so scheu geworden, daß es Künste kostete, ihm nahe zu kommen; und die Insel war an den meisten Stellen mit so dichtem Gesträuche bewachsen, daß man unbeschreiblich viel Mühe hatte, sich hindurch zu arbeiten. Man denke sich die brennende Sonnenhitze, welcher man dabei ausgesetzt war, hinzu; und man wird sich ohngefähr einen Begriff von den Mühseligkeiten machen können, die mit dieser Jagd verbunden waren.

Man blieb beinahe einen vollen Monat hier, weil die nöthigen Schifsausbesserungen nicht früher vollendet werden konnten. Dann ging man neugestärkt wieder unter Segel, und machte zum nächsten Bestimmungsorte die Hauptstadt Batavia auf der den Holländern gehörigen Insel Java in Ostindien.

Diese neue Fahrt war mit neuen, sehr großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Man hatte häufig mit den fürchterlichsten Stürmen zu kämpfen; und es fand sich bald, daß das Schiff, der sorgfältigsten Ausbesserung ungeachtet, noch

mehr Wasser einließ, als zuvor. Ungeheure Wogen brachen sich zuweilen über dem Verdecke des Schifs, führten manches, sogar eins der Böte, hinweg, und zerbrachen das Steuerruder zusammt den Klappen an den Schießscharten. Es regnete dabei heftig; der Donner brüllte, die Blitze leuchteten, und oft war der Himmel in so schwarze Wolken gehüllt, daß man mitten am Tage nicht von einem Ende des Schiffes zum andern sehen konnte. An einem dieser grauenvollen Tage wurde der Schifsschneider vermißt; und es blieb unentschieden, ob der Sturm ihn hinweg geblasen hatte, oder ob er vielleicht, um sich Herz zu machen, ein wenig zu viel getrunken haben mogte und in diesem Zustande über Bord getaumelt war.

Nach unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren erreichte man endlich den 30sten November Batavia, und legte sich daselbst vor Anker.

Der Capitain schickte alsobald ans Land, und ließ den Statthalter um die Erlaubniß bitten, Erfrischungen einkaufen zu dürfen, wobei er sich erbot, ihn zu begrüßen, wenn er das Compliment mit einer gleichen Anzahl von Kanonenschüssen erwiedern wollte. Der Statthalter willigte in beides ein. Man begrüßte ihn daher mit dreizehn Kanonenschüssen, welche von der Festung aus mit vierzehn beantwortet wurden. Meine jungen Leser

müs-

müssen nemlich wissen, daß die seefahrenden Nationen in Ansehung dieses Ceremoniels höchstpünctlich und auf die Beobachtung derselben äusserst aufmerksam sind. Ein Ehrenschuß mehr oder weniger wird für eine Sache von großer Wichtigkeit gehalten, und es kann darüber oft zu Feindseligkeiten kommen; so wie mitten auf dem Meere zwischen zweien oder mehreren sich einander begegnenden Kriegesschiffen von verschiedenen Nationen oft unangenehme Auftritte wegen der Frage entstehn: welche Nation die andere zuerst begrüßen soll?

Der Capitain berief hiernächst das Volk aufs Verdeck, und belehrte sie, welche gefährliche Folgen in dem ungesunden Clima dieser Gegend Unmäßigkeit und Trunkenheit zu haben pflegen. Er machte hierauf den Befehl bekannt, daß keiner, der ans Land geschickt werden würde, sich daselbst betrinken oder irgend ein starkes Getränk mit an Bord bringen sollte; und er setzte auf die Uebertretung dieses Gesetzes eine schwere Strafe.

Unter andern zur Fortsetzung der Reise unentbehrlichen Sachen, welche man hier einzukaufen wünschte, war auch ein Anker, weil man deren zwei verloren hatte. Allein diejenigen in Batavia, welche dergleichen zu verkaufen hatten, wollten sich der Noth, worin sie den Capitain glaubten, zu Nutze machen, und forderten so unbescheiden, daß

dieser es für schimpflich hielt, sich einen solchen Tribut von ihnen auflegen zu lassen, und sich lieber ohne den Anker behelfen wollte. Er kaufte also gar keinen, und jene verloren dadurch einen billigen Gewinn, weil sie nach einem unbilligen getrachtet hatten.

Man fand zu Batavia ein englisches Schiff, Falmouth genannt, welches schon seit vielen Jahren in den kläglichsten Umständen hier gelegen hatte und gänzlich unbrauchbar geworden war. Es hatte immer auf Verhaltungsbefehle aus England gewartet, und diese waren immer ausgeblieben. Die Officiere wandten sich jetzt an den Capitain Wallis, und baten ihn inständigst, daß er sie und die übrige Equipage ihres verfallenen Schifs doch mit nach England nehmen mögte. Sie stellten vor, daß sie hier doch schlechterdings nichts thun könnten, was den Dienst des Königes beträfe; daß der Constabel des Schifs seit geraumer Zeit todt sey; daß sie ihr Pulver auf Befehl der Holländer hätten in die See werfen müssen; daß ihre übrigen Vorräthe verdorben wären; daß der Oberbootsmann vor Kummer und Aerger wahnsinnig geworden sey, und in einem holländischen Hospitale sich befinde; daß der Schifszimmermann todt krank und der Schifskoch ein verwundeter Krüppel wäre. Man sey ihnen, fügten sie hinzu, nun schon seit zehn

Jah-

Jahren ihren Sold schuldig, und sie wären unter dieser Zeit alt und elend geworden: allein sie wollten jetzt lieber alles einbüßen und in den niedrigsten Diensten nach Hause gehn, als das Elend ihres jetzigen Zustandes noch länger ertragen; weil sie auf Befehl der Holländer nicht eine einzige Nacht am Lande verweilen dürften, sondern immer auf dem Wrack ihres Schiffes bleiben müßten, wo, wenn sie krank wären, niemand sie besuchte, und wo sie in beständiger Gefahr stünden, von den Malaien ermordet zu werden.

Der Capitain wurde von Mitleid gegen diese seine unglücklichen Landsleute stark gerührt: allein, da ein Mann im Dienst des Staats bei Vorfällen dieser Art nicht sein Herz, sondern seine Verhaltungsbefehle zu Rathe ziehen muß; und da die seinigen ihm nicht zu erlauben schienen, das von ihm begehrte Werk der Menschlichkeit zu verrichten: so antwortete er mit Bedauern, daß es nicht in seinem Vermögen stünde, ihren Wunsch zu erfüllen; daß er aber bei seiner Zurückkunft in England nicht ermangeln würde, ihre traurige Lage dringend vorzustellen, um ihnen schleunige Hülfe auszuwirken. Die Unglücklichen verließen ihn hierauf mit weinenden Augen.

Ich habe dieses Vorfalls deswegen hier erwähnt, damit meine jungen Leser, deren viele

vermuthlich auch zu wichtigen Staatsämtern gelangen werden, frühzeitig lernen mögen, daß es Fälle giebt; wo man den Antrieb der schönsten Tugend, der des Mitleids und der Menschlichkeit, bei sich unterdrücken und sich lediglich auf das einschränken muß, was unser bestimmter Beruf von uns fordert. Es ist für ein empfindliches Herz immer schwer und höchsttraurig, diese harte Forderung in Erfüllung zu bringen: aber eben deswegen muß man zum voraus darauf gefaßt seyn, und sich geübt haben, in Fällen dieser Art mehr seiner Vernunft, als seinen Empfindungen Gehör zu geben, so wohlgegründet die letztern auch immer seyn mögen.

Da der Befehl des Capitains in Ansehung der Enthaltsamkeit von starken Getränken strenge befolgt wurde: so hatte er das Vergnügen nach acht Tagen, da man wieder unter Segel ging, sein gesammtes Schifsvolk, bis auf einen schon lange kränkelnden Matrosen, völlig gesund zu sehen.

Die nächste Fahrt ging nun nach dem Vorgebirge der guten Hofnung; und auf dieser erfuhren sie verschiedene sehr unangenehme Widerwärtigkeiten. Ein Matrose stürzte von der Raa *) des großen Masts herab, und verwundete im Herabfallen zwei andere dergestalt, daß einer davon

starb,

*) Queerstange.

starb, der andere aber mit einer leichten Quetschung davon kam. Er selbst blieb auf der Stelle todt.

Auch Krankheiten und zwar von der gefährlichsten Art, nemlich Durchfälle und Faulfieber nahmen nunmehr auf dem Schiffe überhand. Drei wurden davon nach einander hingeraft, und nicht weniger, als vierzig andere lagen gefährlich darnieder. Der Gehülfe des Schifsarztes war selbst unter dieser Zahl, und diejenigen Matrosen, welche man zu Krankenwärtern ernannte, wurden nach einigen Tagen gemeiniglich selber krank. Zur Vergrößerung dieses Unglücks wurde das Schiff jetzt so leck, daß es während jeder Schifswache, das ist, alle vier Stunden, mehr als drei Fuß hoch Wasser einließ, so daß fast unaufhörlich gepumpt werden mußte, um das Schiff nur flott zu erhalten und nicht sinken zu lassen. Auch das ganze Obergebäude desselben war sehr lose und leck, so daß das Wasser, so oft die See hoch ging, an mehreren Orten zugleich eindrang.

Dennoch ließ man den Muth nicht sinken, sondern fuhr unverdrossen fort, jedes Hülfsmittel anzuwenden, welches die Vernunft ersann und die Umstände an die Hand gaben. Die Vorsehung seegnete ihre ausdauernde Geduld; es gelang ihnen, sich und das Schiff zu erhalten, und nach einer Fahrt von acht Wochen hatten sie das Vergnügen, das

Cap zu erreichen und in dem dabei befindlichen Busen, die Tafelbai genannt, vor Anker zu kommen.

Um dasjenige zu bestätigen, was ich oben von der See-Etiquette in Ansehung der Begrüßung durch Kanonenschüsse sagte, kann ich nicht umhin anzumerken, daß unser Capitain Wallis es hier abermals der Mühe werth hielt, in sein Tagebuch einzutragen: wie viel Ehrenschüsse er beim Vorgebirge gethan und wie viel man ihm dafür zurückgegeben habe. Es lagen nemlich in der Tafelbai verschiedene andere Schiffe vor Anker, worunter ein französischer Ostindienfahrer und ein englisches Paketboot oder Postschiff war. Wallis begrüßte also zuvörderst den Statthalter mit dreizehn Kanonen, und dieser erwiederte das Compliment mit eben so vielen Gegenschüssen. Dann begrüßte das englische Paketboot, als ein kleineres Schiff, den Delphin mit eilf Schüssen, und Wallis dankte ihm mit neun. Hierauf kam die Reihe an das französische Schiff, welches gleichfalls zuerst, und zwar mit neun Schüssen salutirte, und dafür eine Danksagung, aber nur von sieben Gegenschüssen erhielt, vermuthlich weil es kein eigentliches Kriegsschiff, sondern nur ein Kauffahrtheischiff war.

Nachdem man diese wichtige Angelegenheit in Ordnung gebracht hatte, ließ Wallis den Statthalter um die Erlaubniß ersuchen, sich hier mit

Er-

Erfrischungen versehen zu dürfen, und er erhielt dieselbe ohne Umstände. Auch vergönnte ihm der höfliche Statthalter an einem von der Stadt etwas entlegenen Orte Gezelte aufzuschlagen und seine Kranken dahin schaffen zu lassen, damit sie der heilenden Landluft genießen mögten. Der Capitain war abermals selbst unter dieser Anzahl. Er ließ sich daher auch ans Land bringen, und blieb daselbst, jedoch ohne Erleichterung, so lange das Schiff hier vor Anker lag. Alle andere Kranken genasen in kurzer Zeit, und die gesunde Luft dieser Gegend bekam vielen so wohl, daß sie ein besseres Ansehen erhielten, als sie damals hatten, da sie aus England reiseten.

Man war nun fleißig darüber aus, das Schiff zu kalfatern, *) und jede schadhafte Stelle desselben, so weit es thunlich war, auszubessern. Auch versorgte man sich mit jeder Art von Schifsbedürfnissen; und da man mit allem fertig war, ging man neugestärkt und voll Hofnung, den Rest ihrer langen Reise glücklich zu endigen, wieder unter Segel.

Nach einer glücklichen Fahrt von vierzehn Tagen erreichte man die englische Insel St. Helena, die meine jungen Leser entweder schon kennen, oder

*) Die Ritzen mit Werg auszustopfen, und dann mit Pech und Theer zu überschmieren.

auf jeder Charte von Afrika, dem untern Theile dieses Landes gegenüber, leicht werden finden können. Der Capitain wurde hier von dem Statthalter sehr liebreich aufgenommen; und das Schifsvolk hatte Gelegenheit, ausser verschiedenen andern Erfrischungen, auch einen ansehnlichen Vorrath von Portulak einzusammeln, welcher auf dieser Insel in großer Menge wächst.

Man verweilte allda nur bis zum dritten Tage, und nach einer abermaligen Reise von acht Wochen, auf welcher sich eben nichts ereignete, welches erzählt zu werden verdiente, kam das Schiff den 20sten Mai 1768 bei den Dünen wohlbehalten vor Anker, nachdem man die ganze lange und gefahrvolle Reise in 637 Tagen glücklich zurückgelegt hatte.

III.

Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel,
angestellt
von dem brittischen Schifscapitain
Philip Carteret,
in dem Jahre 1766, und vollendet im
Jahre 1769.

I.

Fahrt von Plymouth nach Madera und von da durch die magellanische Straße.

Diese Reise zeichnet sich von den vorhergehenden durch eine Kette von Gefahren und Mühseligkeiten aus, welche meine jungen Leser nicht ohne mitleidige Theilnehmung, hin und wieder nicht ohne Erstaunen werden lesen können. Aber Begebenheiten dieser Art hört man, wenn ich von meinem eigenen Gefühle auf die Empfindungen anderer schliessen darf, am liebsten von denjenigen erzählen, welche selbst darin verwickelt waren. Ich finde daher für gut, mich diesmal hinter den Schirm zu stellen, und den Held dieser Geschichte persönlich vortreten zu lassen. Aufmerksamkeit wird er sich wol

wol ohne mein Zuthun zu erregen wissen; er mag also nur sogleich das Wort nehmen. Capitain Carteret redet.

Bald nachdem ich von der Reise um die Welt zurückgekommen war, auf welcher ich den Commodore Byron begleitet hatte, wurde ich zum Befehlshaber der königl. Schaluppe Swallow (die Schwalbe) ernannt; und erhielt Befehl, mich zu einer abermaligen Reise anzuschicken. Diese Schaluppe war ein altes Schiff; sie hatte bereits dreißig Jahre lang gedient und war daher schon so baufällig geworden, daß sie zu einer langen Reise nicht mehr tauglich zu seyn schien.

Ohne mir den Ort und die Gegend meiner Bestimmung anzuzeigen, hatte man mir bloß zu verstehn gegeben, daß ich mit dem Delphin aussegeln sollte. Wohin? und auf wie lange? das blieb mir ein Geheimniß. Ich schloß indeß aus der sorgfältigen Ausrüstung des Delphins, daß dieser zu einer abermaligen Reise um die Welt bestimmt seyn dürfte. Allein die klägliche Beschaffenheit der Swallow und der geringe Vorrath von alltäglichen Nothwendigkeiten, womit man dieselbe versahe, machten es in hohem Grade unwahr-

scheinlich, daß auch sie zu einer so langen und gefährlichen Reise ausersehen wäre.

Ich versuchte indeß auf allen Fall, was ich durch eine Vorstellung ausrichten könnte, und hielt um eine Schmiede, um einen kleinen Vorrath von Eisen, um ein kleines Boot, und um verschiedene andere Dinge an, von denen ich aus eigener Erfahrung wußte, daß sie auf einer langen Reise unentbehrlich wären. Allein mein Gesuch wurde abgewiesen, und ich erhielt bloß zur Antwort, daß das Schiff für seine Bestimmung hinreichend ausgerüstet wäre und weiter nichts bedürfte. Dies mußte mich nothwendig in der Meinung bestärken, daß ich den Delphin nur bis zu einer gewissen Höhe begleiten und alsdann wieder umkehren sollte.

In dieser Ungewißheit segelte ich den 22sten August 1766 in Begleitung des Delphins und eines Proviantschiffes, Prinz Friedrich genannt, von Plymouth ab. Unser nächster Bestimmungsort war die Insel Madera. Diese erreichten wir, ohne merkwürdige Vorfallenheiten, den 7ten September, an welchem Tage wir auf der dortigen Rhede die Anker fallen ließen. Aber noch erfuhr ich nicht, wohin ich eigentlich bestimmt war.

Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft allhier meldete mir der Lieutenant, daß während der Nacht, neun unserer besten Leute das Schiff heim-

heimlich verlassen hätten und ans Land geschwommen wären. Sie hatten ihre Kleider zurückgelassen und nur ihre Baarschaft in einem um den Leib gebundenen Schnupftuch mitgenommen. Die ganze Gesellschaft war auf diese Weise bis an die Brandung geschwommen, welche sich hier sehr hoch gegen den Strand bricht. Durch das Getöse derselben erschreckt, war einer von ihnen wieder umgekehrt und nach dem Schiffe zurückgekommen. Die übrigen hatten es gewagt, sich durch den Wogenbruch hindurch zu arbeiten und waren fort.

Der Verlust dieser Leute würde mir sehr empfindlich gefallen seyn. Ich setzte mich daher augenblicklich hin, um den auf der Insel befindlichen englischen Consul zu schreiben, mir zur Wiedererlangung derselben behülflich zu seyn. Allein noch ehe ich den Brief geendiget hatte, ließ mir dieser bereits melden: daß man meine Abentheurer zum großen Erstaunen der Einwohner nackt am Strande gefunden und sie in Verhaft genommen habe, um sie mir wieder auszuliefern. Ich fertigte also gleich ein Boot ab, und ließ sie holen.

Sobald mir gemeldet wurde, daß sie wieder an Bord wären, ging ich aufs Verdeck. Hier hatte ich das Vergnügen, in ihrem ganzen Anstande so viel Schaam und Reue zu bemerken, daß ich

in

in meinem Herzen ihnen alsobald vergab, und nur die Sache so zu finden wünschte, daß ich ihnen auch die Strafe erlassen könnte. Ich fragte sie: was sie doch immer habe bewegen können, das Schiff und den Dienst ihres Vaterlandes zu verlassen, und sich in Gefahr zu begeben, entweder von Haifischen verschlungen oder von der Brandung an der Küste zerschmettert zu werden? und sie antworteten: es wäre ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, davon zu laufen; sie wären vielmehr fest entschlossen, das Schiff, so lange es nur noch schwimmen könnte, nie zu verlassen. Aber weil zu vermuthen stünde, daß sie eine lange und gefährliche Reise vor sich hätten, und doch niemand sagen könnte, wer unterdessen leben oder sterben mögte: so wäre es ihnen sehr hart vorgekommen, daß sie nicht wenigstens Freiheit und Gelegenheit haben sollten, ihr eigenes Geld nach Belieben zu verzehren. Sie hätten daher den Anschlag gefaßt, sich die Haut nur noch einmal recht voll zu trinken, dann aber auch nach dem Schiffe zurückzuschwimmen; und sie hätten gehoft, dies früher zu bewerkstelligen, als man sie auf dem Schiffe vermissen würde.

Da ich, wie gesagt, schon vorher gewünscht hatte, ihnen die Strafe erlassen zu können: so untersuchte ich ihre Entschuldigung eben nicht sehr

strenge. Ich stellte ihnen bloß vor, wie unbedachtsam sie gehandelt hätten, und daß ich hofte, sie würden ihr Leben künftig nur bei wichtigern Gelegenheiten aufs Spiel setzen, und mir durch ihre Aufführung nicht noch einmal Ursache geben, über sie zu klagen; in dieser Hofnung wollte ich ihnen diesmal die verdiente Strafe schenken, und mich mit der Reue und Beschämung begnügen, die sie, wie ich merkte, über ihr Vergehen fühlten. Uebrigens, fügte ich hinzu, da ich auf dieser Reise vermuthlich gute Schwimmer nöthig haben würde: so wäre es mir lieb, nunmehr zu wissen, an wen ich mich bei vorfallender Gelegenheit zu wenden hätte.

Das gesammte Schifsvolk gab mir durch ein lautes Murmeln seinen Beifall zu erkennen; und ich fand mich in der Folge für die diesmal bewiesene Gelindigkeit reichlich belohnt. Denn unter allen Beschwerlichkeiten und Gefahren unserer nachherigen Reise konnte ich von diesen Leuten alles fordern, und sie thaten es mit einem Eifer, der ihnen selbst zur Ehre, mir aber zum größten Nutzen gereichte. Ein abermaliges Beispiel, daß Gelindigkeit auf gutgeartete Gemüther besser als Strenge wirkt.

Am 12ten September gingen wir wieder unter Segel, und nun erst eröfnete mir der Capitain

Wal.

Wallis die Absicht unserer Reise, indem er mir eine Abschrift von seinen Verhaltungsbefehlen mittheilte. Ich sahe nunmehr mit Bedauern, daß ich wirklich auf eine Unternehmung ausgeschickt war, zu welcher weder das Schiff, noch die Ausrüstung desselben im geringsten taugten. Allein was war zu thun? Wir mußten Folge leisten und es darauf ankommen lassen, wie und wo wir unsern Untergang finden würden. Ich sahe uns nunmehr als wahrscheinliche Opfer des Gehorsams an, beschloß indeß, meine Schuldigkeit zu thun, so lange ich könnte.

Ich übergehe, was von den Vorfällen auf unserer ferneren Reise schon in der vorhergehenden Erzählung gemeldet worden ist. Als wir die magellanische Straße erreicht hatten, wurde ich beordert, vor dem Delphin hinzusegeln, um die Untiefen zu erforschen und ihm den Weg zu weisen, weil ich diese Reise schon einmal gemacht hatte. Allein mein Schiff segelte so erbärmlich, daß dies äusserst langsam von statten ging; und der Delphin durfte meistentheils nur die eingerefften Topsegel *) gebrau-

*) Die obersten kleinen Segel an den Spitzen der Masten. Einreffen heißt das Segel von unten auf zusammen ziehn, damit es weniger Wind fasse.

brauchen, indeß die Swallow mit allen Segeln, die sie nur aufspannen konnte, sich schwerfällig und langsam fortarbeitete.

Nachdem wir auf diese Weise unter unbeschreiblich vielen Mühseligkeiten und Gefahren ohngefähr die Hälfte der Straße zurückgelegt hatten, versuchte ich es, dem Capitain Wallis über die erbärmliche Beschaffenheit meines Schiffes Vorstellungen zu thun. Ich zeigte ihm, wie sehr er selbst dadurch aufgehalten würde, und wie unvermögend wir wären, irgend etwas zu thun, was die Absicht seiner Reise befördern könnte; und ich ersuchte ihn daher, zu überlegen, was für den Dienst des Königs am besten seyn dürfte, uns weiter mit sich zu nehmen, oder zu entlassen? Ich that den Vorschlag, daß er die Swallow in irgend einer Bucht zurücklassen mögte, und ich erbot mich auf diesen Fall, ihn mit den Böten derselben durch die Straße zu begleiten, welches, allem Ansehen nach, geschwinder und besser von statten gehn würde, als wenn er sich durch mein Schiff noch ferner aufhalten ließe. Um diesen Vorschlag noch annehmlicher zu machen, setzte ich hinzu: er könnte seinen Vorrath an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen aus meinem Schiffe ersetzen. Ja ich erbot mich sogar, ihm die besten meiner Leute gegen diejenigen von den seinigen abzutreten, welche

etwa

etwa Krankheitshalber zu der bevorstehenden Reise untüchtig wären. Sollte er es aber durchaus für nöthig halten, daß ich selbst, wegen der auf meiner ersten Reise erlangten Kenntniß von der Südsee, die Reise mitmachte: so ersuchte ich ihn auf diesen Fall, das Commando der Swallow seinem ersten Lieutenant zu übergeben, und erbot mich, alsdann unter ihm an Bord des Delphins zu dienen, und die Stelle des Lieutenants zu vertreten. Endlich fügte ich hinzu, wofern er selbst Lust hätte, die Swallow nach Europa zurückzuführen: so wäre ich auch bereit, das Commando des Delphins zu übernehmen, und die Reise allein zu vollenden.

Alle diese Vorschläge wurden verworfen. Capitain Wallis setzte ihnen jedesmal die Antwort entgegen: die Admiralität habe einmal befohlen, daß beide Schiffe diese Reise in Gesellschaft machen sollten; dieser Befehl müßte also befolgt werden, so lange es möglich wäre. — Und so setzten wir also unsere mühselige Reise in Gesellschaft fort.

Bisher war ich immer voraus gesegelt. Jetzt aber, da wir uns dem westlichen Ende der Straße näherten, kam uns der Delphin vor. Es war grade Abend, da dies geschahe; und ohngeachtet ich die ganze Nacht über unter Segel blieb, so

gefährlich dies auch für uns war: so lief der Delphin gleichwol so weit vor uns voraus, daß wir am andern Morgen nur noch die Topsegel desselben am fernen Horizont entdecken konnten. Gegen neun Uhr war er endlich ganz verschwunden. Von diesem Augenblicke an gab ich alle Hoffnung auf, ihn vor unserer Rückkunft in England jemals wieder zu sehn; und der Erfolg zeigte, daß ich mich darin nicht geirrt hatte.

Unsere Lage war nunmehr in der That höchsttraurig. Alles, was zu einer solchen Reise, als die unsrige war, nothwendig erfordert wird, war am Bord des Delphins, und dieser war damit in die weite Welt gesegelt. Ausser den übrigen Schifsbedürfnissen hatte er auch unsern Antheil von wollenen Tüchern und andern Zeugen, von Leinwand, Glaskorallen, Scheeren, Messern und andern Eisenwaaren an Bord, und es war mir noch nichts davon ausgeliefert worden, ohngeachtet wir beinahe neun Monate mit einander in Gesellschaft gesegelt waren. Alle diese Dinge waren uns gleichwol unentbehrlich, wenn wir von den Indianern Erfrischungen eintauschen wollten. Nicht einmal mit einer Schmiede und mit einem Vorrathe von Eisen waren wir versehn, ohngeachtet wir wahrscheinlicher Weise in Umstände gera-

then

then mußten, worin wir zur Erhaltung des Schifs weder des einen noch des andern entrathen konnten. Man denke sich zu diesem Mangel noch die klägliche Verfassung des Schifs hinzu: und man wird sich ohngefähr einen Begriff von der Mißlichkeit unserer Lage machen.

Ich hatte indeß bei allen diesen Widerwärtigkeiten den Trost, daß meine braven Leute nicht die geringsten Merkmale von Niedergeschlagenheit blicken ließen. Indem ich ihnen meinen Beifall darüber zu erkennen gab, suchte ich sie noch mehr aufzumuntern, und sagte ihnen: daß ich in ihrem Muthe, in ihrer Geschicklichkeit und in ihrem Wohlverhalten einen hinlänglichen Ersatz für die Gebrechen und den Mangel des Schifs fände. Und so setzten wir unsere Reise in Gottes Nahmen fort.

Die nächste Nacht brachten wir unter beständigem Sturm und in steter Gefahr hin, gegen die Küste geworfen und zertrümmert zu werden. Erst am folgenden Abend glückte es uns, eine Stelle zu finden, wo wir das Schiff vor Anker legen konnten. Sobald dies geschehen war, ging ich in meine Kajüte hinab, um ein wenig auszuruhen. Aber kaum hatte ich mich niedergelegt: so entstand ein allgemeines lautes Geschrei auf dem Verdecke, welches mich nicht wenig erschreckte. Ich sprang

augenblicklich zum Bette hinaus, und als ich aufs Verdeck kam, hörte ich das Volk mit vereinigtem Jubelgeschrei mir entgegen rufen: der Delphin! der Delphin! Alle waren vor Erstaunen und Freude ausser sich und schienen fast von Sinnen gekommen zu seyn. Allein was wars? Nachdem das allgemeine Entzücken einige Minuten gewährt hatte, fand sichs, daß dasjenige, was sie für ein Segel gehalten hatten, weiter nichts, als Wasser war, welches durch einen heftigen Windstoß in die Höhe getrieben und in der Luft umhergeschleudert wurde. Auf eine so große, aber ungegründete Freude folgte etwas Niedergeschlagenheit; aber nicht lange, so kehrte ihre gewöhnliche Standhaftigkeit zurück, und noch ehe ich wieder in meine Kajüte hinabging, waren schon alle wieder so aufgeräumt und lustig, als zuvor.

Noch zwei Tage mußten wir mit allen Gefahren und Mühseligkeiten kämpfen, welche die Schiffahrt unter einem so rauhen Himmelsstriche und in einer so gefährlichen Meerenge mit sich führt. Am dritten erreichten wir endlich das letzte südliche Vorgebirge. Die See ging eben sehr hoch, und der Wind, der bisjetzt östlich gewesen war, drehete sich plötzlich nach Süden. Er blies mit einem male so ungestüm, und die plötzliche Wendung desselben verursachte so fürchterlich

hohle

hohle Wogen, daß eine Menge Wasser auf das Verdeck stürzte und wir dadurch in die äusserste Gefahr geriethen zu sinken. Dabei mußten wir aus allen Kräften arbeiten, um zu verhindern, daß das Schiff nicht gegen die nördliche Küste getrieben würde, in welchem Fall unser Untergang unvermeidlich gewesen wäre. Allein so sehr wir uns auch bestrebten, dieser drohenden Gefahr auszuweichen: so trieben Wind und Wellen das Schiff doch sehr schnell gegen jene Küste hin. In dieser dringenden Noth ließ ich allen unsern Wasserfässern, welche auf und zwischen den Verdecken standen, die Böden einschlagen, damit das Schiff ein wenig leichter würde und dann etwas besser segeln mögte. Durch diese Aufopferung einer der ersten und unentbehrlichsten Nothwendigkeiten gelang es uns endlich, wiewol nur mit genauer Noth, der Gefahr zu entkommen und uns aus der Straße endlich ganz hinaus zu arbeiten.

Unsere Rettung ereignete sich grade in dem entscheidendsten Augenblicke. Ein Paar Minuten später, und wir wären ohne Rettung verloren gewesen. Denn kaum hatten wir die Mündung der Straße zurückgelegt, so drehete sich der Wind abermals und lief nach Südwesten. Wäre dies einige Augenblicke früher geschehn, so war unser Unter-

gang unvermeidlich, weil wir in diesem Falle ohnmöglich hätten verhindern können, gegen die Küste geworfen zu werden und unser Schiff zertrümmert zu sehn. Aber es gefiel der Vorsehung, unser Leben diesmal für noch größere Mühseligkeiten zu erhalten, die unserer in der Ferne warteten.

2.

Fahrt von der westlichen Mündung der magellanischen Straße nach der Insel Masafuero.

Jetzt segelten wir in die unermeßliche Südsee hinein; wir konnten etwas freier athmen, und ich fing an, über unsern bedenklichen Zustand ernsthafte Betrachtungen anzustellen.

Die meisten Sorgen machte mir der Mangel an Wasser. Wir hatten einen ansehnlichen Vorrath desselben, um das Schiff zu erleichtern, auslaufen lassen; und was uns von demselben nun noch übrig war, das schien zu einer so weiten Reise, als uns nunmehr bevorstand, nicht hinlänglich zu seyn. Ich beschloß daher, erst die Inseln Juan Fernandes und Masafuero aufzusuchen,

um

um bei diesen, wo möglich, einen grössern Vorrath davon einzunehmen. Wir steuerten also nordwärts.

Aber es sollte nun einmal unser Schicksal auf dieser ganzen Reise seyn, daß wir theils mit dem Mangel, theils mit den Elementen, theils mit andern Widerwärtigkeiten unaufhörlich kämpfen mußten. Der Wind lief plötzlich nicht nur nach Nord-Nord-Westen um, und blies uns also grade entgegen; sondern es stürmte nun auch fast ununterbrochen, und die ungestümen Windstöße, denen wir ausgesetzt waren, wurden nicht bloß von einem starken Regen, sondern auch von einer Menge Hagel oder vielmehr Stücken halbgeschmolzenen Eises und von Blitzen und Donnerschlägen begleitet, die wir so fürchterlich noch nie erlebt hatten. Die Wogen schwollen dabei zu einer unglaublichen Höhe an, und brachen sich von Zeit zu Zeit über dem Verdecke des Schiffes mit solcher Wuth, daß wir jedesmal ganz unter Wasser gesetzt wurden und mehr als einmal schon verzweifelten, daß wir das Tageslicht je wieder erblicken würden. Dieser gräuliche Zustand dauerte vom 18ten April bis zum 8ten Mai fast unaufhörlich fort. Um diese Zeit bekamen wir endlich die Insel Masafuero und bald nachher auch die Insel Juan Fernandes zu Gesicht.

Wir

Wir steuerten auf die letztere zu. Allein bei unserer Annäherung fand ich, daß die Spanier daselbst ein Fort und eine Niederlassung angelegt hatten. Da ich es nun für bedenklich hielt, mich diesen Leuten zu erkennen zu geben, so gab ich lieber den Wunsch, uns hier mit Erfrischungen zu versorgen, auf, und segelte nach Masafuero.

Hier waren wir zwar anfangs so glücklich vor Anker zu kommen: allein kaum hatten wir ein Boot ans Land geschickt, um Trinkwasser zu holen, als ein heftiger Sturmwind uns schon wieder losriß und in die See trieb. Es fehlte wenig, so hätten wir unsere Anker dabei eingebüßt. Wir versuchten verschiedene Tage hintereinander, aber immer vergebens, noch einmal zu ankern, und mußten daher alle unsere Bemühungen nur darauf einschränken, uns an jedem Tage so sehr wie möglich dem Strande zu nähern, um es den Böten zu erleichtern, uns von Zeit zu Zeit eine Ladung Wasser zuzuführen. Auf diese Weise erhielten wir, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe, einen ziemlichen Vorrath davon; doch immer noch nicht so viel, als wir bei der Ungewißheit, ob und wann wir wieder Land erreichen würden, nöthig hatten.

Es erbot sich daher der Lieutenant Gower, dessen Muth und Geschicklichkeit in allen unsern Gefahren und Nöthen ich nicht genug preisen kann, noch einmal mit dem Boote in einer Gegend ans Land zu rudern, wo das Regenwasser sich in Lachen gesammelt hatte, weil wir von dem eigentlichen Wasserplatze, wo man einige unserer Leute zurückgelassen hatte, jetzt gar zu weit weggetrieben waren. Der Tag fing um diese Zeit schon an sich zu neigen, und kaum war das Boot eine Stunde abwesend gewesen, als das fürchterlichste Gewitter, dergleichen man in Europa gar nicht kennt, mit einem wüthenden Sturme einbrach und uns allen den Untergang drohete. Die Nacht rückte indeß heran, und ein ununterbrochener Platzregen stürzte aus der Luft herab. Ich ließ zu wiederholten malen Kanonenschüsse thun und Feuersignale machen, um das Boot dadurch zu leiten, dessen zweifelhaftes Schicksal mir die größte Angst verursachte. Umsonst! Das unglückliche Boot blieb aus, und es war nur gar zu wahrscheinlich, daß es, zusammt der darauf befindlichen wackern Mannschaft, zu Grunde gegangen sey. Meine Betrübniß darüber war sehr groß.

Aber noch größer war denn auch meine Freude, als es endlich gegen sieben Uhr, da wir bereits alle Hofnung, es wieder zu sehn, aufgegeben hatten,

dem

dennoch wieder zu uns kam. Mit unbeschreiblichem Entzücken eilten wir, Mannschaft und Boot sogleich an Bord zu nehmen, und wohl bekam es uns und ihnen, daß wir damit geeilt hatten! Denn man war kaum damit zu Stande gekommen, als ein so fürchterlicher Windstoß uns erreichte, daß, wenn wir nur eine Minute gezaudert hätten, Boot und Mannschaft ohne Rettung verloren gewesen wären.

Herr Gower erzählte mir hierauf, daß, da er nicht habe landen können, drei seiner Leute mit Wasserfässern ans Land geschwommen wären, um sie anzufüllen; daß aber gleich darauf der Wogenbruch am Strande so stark geworden wäre, daß sie sich nicht getraut hätten, wieder nach dem Boote zurück zu schwimmen. Da er nun sich nicht habe entschließen können, die armen Leute, besonders da sie vom Kopf bis zu den Füßen nackt gewesen wären, in einer so fürchterlichen Nacht zurückzulassen; so hätte er so lange auf sie gewartet, bis die augenscheinlichste eigene Gefahr ihn endlich bewogen hätte, nach dem Schiffe zurückzukehren.

Das Schicksal dieser armen Leute war jetzt ein neuer Gegenstand der Sorge und der Beängstigung für uns. Sie waren nackt; auf einer unbewohnten Insel, weit von der Wasserstelle weg, wo einige

nige ihrer Kameraden wenigstens ein Gezelt zur Bedeckung hatten, und ohne alle Lebensmittel! Es war überdem Nacht und unter heftigen und anhaltenden Regen donnerte und blitzte es dermaaßen, daß meine europäischen Leser sich gewiß keine Vorstellung davon machen können. Aber Noth ist sinnreich. Die armen Nackten hatten das einzige ihnen noch übrige Mittel, sich vor einer gänzlichen Erstarrung zu sichern, angewandt, indem sie wechselsweise sich einander mit ihren Körpern deckten. Auf diese Weise hatten sie die fürchterlichste Nacht ihres Lebens glücklich überstanden; und sobald es Tag geworden war: hatten sie, bald durch Laufen, bald durch Schwimmen, denjenigen Platz erreicht, wo einige unserer Leute mit dem Gezelte zurückgeblieben waren.

Diese ihre Gefährten nahmen sie mit Erstaunen und Freude auf, und theilten augenblicklich ihre Lebensmittel und ihre Kleider mit ihnen. Sobald sie von da aus an Bord kamen, befahl ich, sie aufs beste zu erquicken, und ich ließ sie die die ganze folgende Nacht hindurch ungestört in ihren Hängematten *) bleiben. Sie sahen hierauf wie-

*) Auf den Schiffen schlafen die Leute nicht in Bettstellen, sondern auf einem in der Luft schwebenden Stück Leinwand, welches mit seinen vier Zipfeln an Stricken hängt, und deswegen eine **Hängematte** genannt wird.

wieder so gesund und munter aus, als ob ihnen nichts begegnet wäre. Dies waren übrigens drei von denen, welche bei Madera von dem Schiffe ans Land geschwommen waren, um sich noch einmal die Haut voll zu trinken.

Wir hielten uns fast unter beständigen Stürmen und Windstößen noch einige Tage an der Küste dieses Landes auf, und es glückte uns, wiewol mit unbeschreiblicher Mühe und Gefahr, fast alle unsere Wasserfässer nach und nach voll zu bekommen. Diejenigen unserer Leute, welche am Lande waren, versorgten uns auch einigemal mit einer Menge von gewissen Vögeln, die sie auf eine sonderbare Weise fingen. So oft sich nemlich des Nachts ein Sturm erhob, kamen diese Vögel schaarenweise nach dem Feuer hingeflogen und stürzten sich blindlings in dasselbe hinein. Auf diese Weise hatte man deren in einer Nacht nicht weniger als 700 Stück bekommen.

Der letzte Tag unsers hiesigen Aufenthalts wäre beinahe der unglücklichste für uns geworden. Die Böte waren nemlich zum letztenmale ans Land gegangen, um das daselbst gefällte Holz nebst dem Gezelte abzuholen, als auf einmal ein so heftiger Sturmwind erwachte, daß es unmöglich war, ihm zu widerstehen, und wir in die See getrieben wurden. Die Gewalt des Windes war so

groß,

groß, daß er das Wasser häufig in die Höhe führte und es weit über unsere Mastkörbe hin durch die Luft schleuderte. Die Nacht brach darüber ein, und von unsern Böten war noch nichts zu sehn; ein Umstand, der mich sehr bekümmert machte, weil, ausser dem Lieutenant, 28 meiner besten Leute sich darin befanden. Endlich, da es schon finster zu werden begann, hatten wir die unverhofte Freude, das eine derselben in der Dämmerung durch die hohen Wogen nach uns her arbeiten zu sehen. Wir bemüheten uns, es in einem günstigen Augenblicke an Bord zu nehmen; allein so sorgfältig wir auch dabei zu Werke gingen, so wurde es dennoch sehr beschädiget.

Dieses Boot hatte nur zehen von meinen Leuten an Bord, die sich dadurch noch gerettet hatten, daß sie die eingenommene Ladung von Holz über Bord warfen. Was aus dem andern Boote mit dem Officier und den übrigen 18 Mann geworden sey, das wußten sie nicht. Wir zitterten für ihr Leben. Die Nacht war nun schon völlig eingebrochen, und es war daher mehr als wahrscheinlich, daß sie entweder schon zu Grunde gegangen wären, oder, wenn sie noch auf dem Meere herumschwankten, in der Finsterniß der Nacht zuverläßig untergehen würden.

 Um

Um indeß von meiner Seite nichts unversucht zu lassen, wodurch ein so schmerzlicher Verlust noch verhindert werden könnte: ließ ich die ganze Nacht hindurch gegen das Land hin arbeiten. Es wurde wieder Tag, und da wir um diese Zeit der Küste ziemlich nahe gekommen waren: so sahen wir uns mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem Boote um: aber ach! zu unserer unaussprechlichen Betrübniß war es leider! nirgends zu sehen. Wir ließen indeß nicht nach, sondern bemüheten uns, der Küste immer näher zu kommen. Endlich, da es schon Mittag war, hatten wir die unbeschreibliche Freude, es hart am Lande vor einem kleinen Anker liegen zu sehn; und durch Hülfe unserer Ferngläser bemerkten wir, daß die Mannschaft in dasselbe einstieg. Um drei Uhr kam es endlich glücklich bei uns an Bord; aber die Leute waren so entkräftet, daß sie kaum in das Schiff hinaufsteigen konnten.

Sie hatten während der Nacht versucht, das Schiff zu erreichen, aber kaum hatten sie sich von der Küste entfernt, als ein plötzlicher Windstoß das Boot mit Wasser anfüllte, und sie in die größte Gefahr setzte unterzusinken. Mit genauer Noth waren sie dieser Gefahr entgangen; und hatten hierauf die Nacht in großer Noth und

Angst am Lande zugebracht. Mit Anbruch des Tages hatten sie sich fleißig nach dem Schiffe umgesehn; aber da sie dasselbe nirgends entdecken konnten, so hatten sie vermuthet, daß es im Sturme zu Grunde gegangen wäre. So schrecklich indeß diese Vorstellung auch für sie war: so hatten sie doch noch Gegenwart des Geistes genug behalten, um solche Maaßregeln zu nehmen, welche ihrer Lage angemessen waren. Sie fingen nemlich an, das Erdreich am Strande hin von Gesträuch zu reinigen und einige Bäume umzuhauen, um Walzen daraus zu machen, durch welche sie das Boot leichter ans Land zu ziehen hoften, um es in Sicherheit zu bringen. Dann war ihr Plan, den Sommer zu erwarten, und hiernächst zu versuchen, ob sie die Insel Juan Fernandes erreichen könnten. Nunmehr aber, da sie sich wieder bei uns befanden, war ihnen besser zu Muthe, und über die Freude, einer so großen Gefahr glücklich entkommen zu seyn, vergaßen sie eine Zeitlang, daß wir deren wol noch mehrere vor uns haben könnten.

Ich eilte nunmehr, diese stürmische Gegend zu verlassen, und schätzte mich sehr glücklich, daß ich hier weiter nichts, als das Brennholz, eingebüßt hatte.

Die Insel Masafuero ist bergigt und hoch. Sie hat eine dreieckige Gestalt und ohngefähr sieben bis acht Seemeilen im Umkreise. Es kostet unglaubliche Mühe, bei ihr zu landen, weil überall sehr viel Steine und große Felsenklumpen von den Bergen herabgestürzt sind, an denen die Wellen sich mit großem Ungestüm zu brechen pflegen. Man kann deswegen hier nicht anders ans Land kommen, als daß man das Boot ausserhalb der Brandung vor Anker legt und alsdann hindurch schwimmt. Holz und Wasserfässer, welche man einnehmen will, muß man vom Lande bis ans Boot mit Seilen ziehn.

Die Insel ist mit wilden Ziegen bevölkert. Die See ist rings um die Insel ungemein fischreich, so daß man mit einigen Angeln in kurzer Zeit Fische genug fangen kann, um die ganze Schifsmannschaft damit zu speisen. Wir schossen hier auch einen Wasservogel, der seines großen schönen Ansehns und seiner Nahrung wegen der Königsfischer genannt worden ist. Er wog nicht weniger, als 87 Pfund, und war fünf und einen halben Fuß lang. Die Haifische waren hier so gefräßig, daß, da einsmals das Senkblei ausgeworfen wurde, einer derselben es verschluckte, und es nicht eher wieder von sich gab, als bis wir ihn

da-

damit aus dem Wasser zogen. Es giebt hier auch eine entsetzliche Menge von Seekälbern, und man könnte einige Tausende derselben tödten, ohne daß der Abgang merklich wäre. Wir mußten eine Menge von ihnen umbringen, um nur Ruhe vor ihnen zu haben; denn so oft wir am Strande gingen, liefen sie beständig mit einem gräulichen Getöse auf uns zu. Diese Thiere geben vortreflichen Thran; ihre Herzen und Geschlinge sind sehr gut zu essen und schmecken fast eben so als diese Theile von einem Schweine. Ihre Haut ist mit dem feinsten Haar bedeckt.

3.

Fahrt von Masafuero nach den Charlotten-Inseln und von da nach Neu-Brittanien.

Wir steuerten bei unserer Abfahrt von Masafuero anfangs etwas nördlich, dann westlich. Es war nunmehr in dieser Weltgegend um die Mitte des Winters, und wir hatten heftige Winde und hohe Wogen. Das Wetter war dabei fast immer trübe, nebelicht und kalt. Donnerwetter, Schnee und Regen wechselten mit einander ab. Die Nächte waren, des trüben Wetters wegen, fürch-

fürchterlich finster; ein Umstand, der nicht bloß unangenehm, sondern auch sehr gefährlich war, weil er uns hinderte, astronomische Beobachtungen anzustellen, um die jedesmalige Gegend unsers Aufenthalts zu bestimmen. Demohngeachtet mußten wir Tag und Nacht so viel Segel führen, als wir nur aufspannen konnten, wenn wir bei unserm knappen Vorrathe von Lebensmitteln nicht Gefahr laufen wollten, in Hungersnoth zu gerathen.

Wir segelten auf diese Weise bis in die sechste Woche, bevor wir wieder Land erblickten. Das erste, welches uns zu Gesicht kam, war eine kleine Insel, bei der wir aber, ihrer hohen Brandung wegen, nicht landen konnten.

Um diese Zeit fing unser Schiff, welches immer baufälliger wurde, an, eine Menge Wasser einzulassen. Unsere Segel waren gleichfalls schon so abgenutzt, daß sie alle Augenblicke rissen, und daß der Segelmacher mit der Ausbesserung gar nicht mehr fertig werden konnte, sondern unaufhörlich zu thun hatte. Das Volk war bisjetzt gesund geblieben; nunmehr aber fing es an, am Schaarbock zu erkranken. Unsere Drangsal nahm daher mit jedem Tage zu.

Wir entdeckten nach und nach einige unbeträchtliche Inseln; aber bei keiner derselben wollte

es

es uns gelingen, einen Ankerplatz zu finden. Der Schaarbock nahm unterdeß immer mehr und mehr überhand, und selbst diejenigen von unsern Leuten, welche noch nicht krank waren, fühlten sich so matt und kraftlos, daß sie kaum mehr Dienste thun konnten. Das Schiff segelte nicht bloß elend und langsam, sondern es war auch durch die häufigen Stürme so erbärmlich zugerichtet, daß es sich fast gar nicht mehr wollte regieren lassen.

Am 10ten August, ohngefähr zwei und einen halben Monat nach unserer Abreise von Masafuero, wurde unser Zustand noch drohender und betrübter; das Schiff bekam nemlich einen neuen starken Leck, und zwar an einer Stelle unter Wasser, wo wir demselben auf offener See unmöglich beikommen konnten. Unsere armen abgematteten Leute mußten also wechselsweise unaufhörlich pumpen.

So sahe es mit uns aus, als wir bei Anbruch des Tages Land entdeckten. Die plötzliche Entzückung, in welche dieser Anblick uns versetzte, kann nur der begnadigte Missethäter schätzen, dem in dem Augenblicke, da er den letzten Streich erwartet "Gnade!" zugerufen wird.

Das Land bestand in mehreren zusammenliegenden Inseln, denen ich in der Folge den Nahmen der Konigin Charlotten Inseln gab, und die man auf der, diesem Werke beigefügten Charte unter dem 11ten und 12ten Grade der südlichen Breite und in der westlichen Länge von 195 Graden finden wird.

Wir kamen bald bei einer derselben vor Anker. Da aber die Küste in dieser Gegend dicht verwachsen war und keine eßbare Früchte oder Kräuter zu versprechen schien: so schickte ich den Schiffer nebst 15 Mann, sämmtlich wohlbewafnet, in einem Boote aus, um einen bequemen Ankerplatz zu suchen. Ich gab ihm einige Glaskorallen, Bänder und ähnliche Kleinigkeiten, die sich von ohngefähr an Bord befanden, auf den Fall mit, daß er etwa mit den Eingebohrnen zusammentreffen sollte; wobei ich ihm auf das nachdrücklichste befahl, jeden Anlaß zu Feindseligkeiten, so wie jede Gefahr, auf das sorgfältigste zu vermeiden; nie mehr, als zwei Leute, auf einmal ans Land gehen zu lassen, und mit den übrigen immer bereit zu seyn, diesen vom Boote aus den nöthigen Beistand zu leisten. Ihm selbst gebot ich auf jeden Fall, das Boot nie zu verlassen, es mögte seyn, aus welcher Ursache es immer wollte. Endlich empfahl ich ihm auf das drin-

dringendste, daß er bloß auf seinen Dienst bedacht seyn und sich um nichts anders bekümmern sollte; und ich beschwor ihn, daß er, sobald er sich seines Auftrages entledigt haben würde, mit der größten Eilfertigkeit an das Schiff zurückkehren mögte.

Durch diese Verhaltungsbefehle glaubte ich allem Unheile, welches etwan entstehen könnte, hinlänglich vorgebaut zu haben; aber darin hatte ich mich geirrt. Denn als das Boot nach einigen Stunden zurückkam, so zeigte es sich gleich beim ersten Anblicke, auf eine für mich sehr traurige Weise, daß man meine Befehle schlecht beobachtet habe: denn das erste, welches mir in die Augen fiel, war der Schiffer selbst, dem drei lange Pfeile im Leibe steckten. Es bedurfte keiner andern Anklage gegen ihn.

Drei seiner Gefährten waren leider! gleichfalls auf eben die Weise und zwar tödtlich verwundet. Er selbst suchte sich zwar zu rechtfertigen und die größte Schuld auf die Eingebohrnen zu schieben: aber von der übrigen Mannschaft erhielt ich folgenden Bericht, welcher seine Verschuldung ausser Zweifel setzte. Man war gelandet, und hatte sich einigen in der Nähe befindlichen Wohnungen genährt. Die Indianer begegneten ihnen mit Zu-

trauen und Freundschaft, bis ihnen von Seiten des Schiffers eine gerechte Ursache zur Unzufriedenheit gegeben wurde. Er befahl nemlich einen Kokosbaum umzuhauen, ohngeachtet sie ihr Misvergnügen darüber zu erkennen gaben. Sobald der Baum niederfiel, liefen die Indianer bis auf einen, der eine Person von Wichtigkeit zu seyn schien, alle davon. Bald darauf bemerkte ein Unterofficier, der gleichfalls mit ans Land gegangen war, daß eine große Anzahl der Eingebohrnen sich zwischen den Bäumen versammelte; er machte den Schiffer aufmerksam darauf, und äusserte die Besorgniß, daß diese Menge vielleicht etwas Feindseliges im Sinne haben dürfte. Allein der unvorsichtige und bethörte Mann schlug diese Warnung in den Wind, und anstatt, daß er sogleich nach dem Boote hätte zurückkehren sollen, schoß er noch mit einer seiner Pistolen nach einem gewissen Ziele hin; worauf denn auch derjenige Indianer, welcher bis dahin bei ihnen geblieben war, sich augenblicklich zu den übrigen verfügte.

Dem allen ohngeachtet fuhr der Schiffer in einer fast unbegreiflichen Verblendung fort, seine Zeit am Lande zu vertändeln, und es fiel ihm nicht eher ein, nach dem Boote zurückzukehren, bis die Indianer, drei bis vierhundert an der Zahl

von

von allen Seiten angreifend hervorsprangen. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, wovon jene über sechs, diese über vier Fuß lang waren. Sie schossen damit Truppweise und beinahe eben so regelmäßig, als wohlgeübte Soldaten in Europa zu feuern pflegen. Jetzt galt es, sich zu wehren, so gut man konnte. Das Feuer unserer Leute, die sich nach dem Boote zurückzogen, tödtete ihrer viele: aber jene ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern fuhren fort, den Unsrigen tapfer zuzusetzen. Zum Unglück fand man, da man das Boot erreichte, den Anker in das Tau verwickelt; dies hielt abermals auf, und bei dieser Gelegenheit wurden die meisten von der Gesellschaft und zwar einige tödtlich verwundet. Man hieb endlich den Strick ab und eilte, so geschwind man konnte, davon: aber auch das machte dem Kampfe noch kein Ende. Die Indianer sprangen bis an den Hals in die See und schickten ihnen einen Regen von Pfeilen nach, ohngeachtet man unabläßig mit großen Musketen unter sie feuerte, in welche der Schiffer jedesmal acht bis zehn Pistolenkugeln einladen ließ. Viele verfolgten die Unsrigen in Kähnen, bis diese endlich einen derselben in Grund bohrten und auf die andern so heftig feuerten, daß viele von den darin befindlichen Indi-

dianern todtgeschossen wurden: worauf sie denn endlich alle nach dem Lande zurückkehrten.

Der Schiffer und drei meiner besten Matrosen starben nachher an ihren Wunden; ein Verlust, den die ganze traurige Lage, worin wir uns befanden, doppelt schmerzhaft machte.

Durch diesen unglücklichen Versuch, einen bessern Ort für das Schiff zu finden, abgeschreckt, beschloß ich, eine Probe zu machen, was an dem Orte, wo wir vor Anker lagen, ausgerichtet werden könnte. Ich ließ zuvörderst das Schiff auf die Seite legen, um es, so gut es gehen wollte, zu kalfatern; und am folgenden Tage schickte ich eins der Böte wohlbemannt und bewafnet ans Land, um dem Schiffe gegen über aus einem daselbst befindlichen Bache Wasser zu schöpfen. Es stand zu erwarten, daß die Eingebohrnen, die wir die Nacht zuvor zwischen den Bäumen wahrgenommen hatten, auch heute nicht weit seyn würden; und ich ließ daher, um sie fortzuscheuchen, erst einige mal vom Schiffe aus in den Wald feuern. Hierauf ließ ich den Lieutenant mit einer Anzahl bewafneter Leute in das andere Boot steigen, um die Wasserholer zu bedecken. Diesem befahl ich, daß er mit seiner Mannschaft

nicht

nicht aus dem Boote gehn, sondern sich hart an die Küste legen sollte, um jene zu beschützen; und dieser Befehl wurde genau vollzogen.

Das Gestade war so steil, daß die Böte ganz nahe bei dem Orte, wo das Wasser geschöpft wurde, liegen konnten; aber noch ehe jemand ans Land stieg, ließ der Officier die ganze Mannschaft drei oder viermal in den Wald feuern. Dann erst landeten die aus dem ersten Boote und gingen an ihre Arbeit.

Aber kaum waren diese eine Viertelstunde am Lande gewesen, als plötzlich und noch ehe sie das geringste gemerkt hatten, ein Hagel von Pfeilen aus dem Gebüsch auf sie abgedrückt wurde. Einer von ihnen wurde dadurch gefährlich in die Brust verwundet. Augenblicklich ließ der Lieutenant verschiedene Salven nach derjenigen Gegend des Waldes feuern, aus welcher die Pfeile kamen; ich aber ließ vom Schiffe aus die Kanonen, die mit Trauben *) geladen waren, nach der nemlichen Gegend richten und mehrmals abbrennen. Wir

*) Traubenschüsse sind eilf zusammengestrickte Kugeln in einem Sacke von Segeltuche, in Gestalt einer Traube.

Wir sahen hierauf ohngefähr 200 Mann in der größten Eile aus dem Walde hinaus längst dem Strande hinrennen. Eine große Anzahl derselben versammelte sich bald nachher von neuem auf der westlichen Spitze der Bai, wo sie vermuthlich sicher zu seyn glaubten. Um sie nun vom Gegentheile zu überzeugen, ließ ich eine große Kugel dahin abfeuern. Diese strich hart am Wasser hin, erhob sich alsdann und fiel mitten unter sie. Hierdurch erschreckt, rannten sie in großer Eile und Bestürzung aus einander, und wurden nachher nicht wieder gesehn.

Ohngeachtet ich schon lange an einem hitzigen Gallenfieber krank gewesen war: so hatte ich doch bisher mich noch immer auf dem Verdecke aufgehalten. Jetzt aber nahm meine Krankheit überhand, und ich mußte mich bequemen das Bett zu hüten. Der Lieutenant wurde gleichfalls gefährlich krank, und dreißig andere meiner Leute nebst dem Konstabel lagen auch darnieder. In so traurigen Umständen mußten wir diese Insel verlassen, ohne irgend eine andere Erfrischung, als einige Tonnen Wasser, von ihr erhalten zu haben. Man denke sich unsere ganze Lage, und man wird sie schauderhaft finden. Der Lieutenant und ich waren jetzt, nach dem Tode des Schiffers, die einzigen

gen Personen an Bord, die so viel Kenntniß von der Schiffahrt hatten, daß sie sich getrauen durften, das Schiff nach Europa zurückzuführen: und wir waren beide gefährlich krank! Was sollte, wenn wir mit Tode abgingen, aus den übrigen werden? So viel niederschlagende Widerwärtigkeiten, welche unsern Muth nun schon so lange auf die grausamste Probe stellten, brachten unsere Leute endlich beinahe zur Verzweifelung. Allein was war zu thun? Geduld, Hoffnung und Muth waren die einzigen Mittel zu unserer Erhaltung, die uns noch übrig gelassen waren; wir bemüheten uns, dieselben anzuwenden, und segelten weiter.

Indem wir längst der Küste hinfuhren, kamen wir derjenigen Stelle gegen über, wo die Indianer den Schiffer angegriffen hatten, und ich nannte den daselbst befindlichen Busen die Blutbai. Wir sahen allda viele regelmäßig gebaute Wohnungen der Eingebohrnen. Hart am Gestade stand ein Gebäude, welches viel länger und zugleich schöner gebaut war, als die übrigen alle. Wir hielten es für ein öffentliches Versammlungshaus. Dies war eben das Haus, worin die Indianer unsere Leute aufgenommen hatten. Sowol die Wände, als auch der Fußboden desselben waren mit einer Art feiner Matten bedeckt gewesen, und es hatte

in demselben eine große Menge von Pfeilen, in Bündeln zusammengebunden, umhergehangen.

In eben dieser Gegend sahe man auch viele Gärten, die mit steinernen Mauern umgeben und mit Kokos- und andern Fruchtbäumen besetzt waren. Ohngefähr drei Seemeilen westwärts von diesem Dorfe lag eine ziemlich weitläuftige Stadt, welche gegen die Küste hin mit einer steinernen Brustwehre versehen war, die meist fünf Fuß hoch zu seyn schien und nicht in grader Linie gebaut war, sondern aus lauter Winkeln bestand, und daher eine Aehnlichkeit mit unsern europäischen Festungswerken hatte.

An einer andern Stelle sahen wir eine zweite, gleichfalls weitläuftige Stadt, welche von Einwohnern zu wimmeln schien. Als das Schiff bei derselben vorbeisegelte, kam eine unglaubliche Menge derselben an den Strand gelaufen. Sie hielten etwas in den Händen, welches einem Büschel grünen Grases ähnlich sahe; mit diesem schienen sie einander zu streicheln, wobei sie tanzend im Kreise herumrannten. Vermuthlich war diese Ceremonie ein Kriegestanz, wodurch sie uns zum Kampf herausforderten.

Die

Die Bevölkerung dieser Insel muß erstaunlich groß seyn: denn ein wenig weiter hin erblickten wir abermals eine ansehnliche Stadt, welche gleichfalls mit einer Brustwehre umgeben war. Auch hier rannten die Eingebohrnen gegen den Strand herab, und tanzten auf die eben beschriebene Weise. Es währte nicht lange, so stießen sie einige ihrer Kähne in See und ruderten gegen uns heran. Wir legten augenblicklich bei, in der Hoffnung, daß es zu einer freundschaftlichen Unterhaltung mit ihnen kommen dürfte. Aber diese Hoffnung schlug fehl; denn in einer gewissen Entfernung hielten sie still, staunten uns mit großen Augen an, und waren nicht zu bewegen, näher zu kommen. Wir segelten also weiter.

Die letzte Gegend der Insel, welche wir im Vorbeifahren zu beobachten Gelegenheit hatten, schien unter allen am meisten bevölkert zu seyn. Die ganze Küste machte hier gleichsam nur Eine große Stadt aus. Da wir in dieser Gegend ein Boot zum Sondiren ausgeschickt hatten: so stießen viele bewafnete Indianer in Kähnen ab, um dasselbe anzugreifen, und drückten, sobald sie sich bis auf einen Bogenschuß genähert hatten, ihre Pfeile darauf ab. Man erwiederte diesen Angriff vom Boote aus mit einer Salve aus dem kleinen Ge-

wehr; einer der Indianer ward dadurch getödtet, und ein anderer verwundet. Zu gleicher Zeit wurde vom Schiffe aus ein Traubenschuß aus einer Kanone dahin gethan; und dieser brachte sie augenblicklich zum Weichen. Derjenige Kahn, welcher den ersten Angriff gemacht hatte, fiel mit dem darin befindlichen Verwundeten den Unsrigen in die Hände, und sie brachten ihn ans Schiff.

Ich ließ den verwundeten Indianer an Bord nehmen und seine Wunden durch den Schifsarzt besichtigen. Dieser fand, daß er einen Schuß in den Kopf bekommen, und daß der andere ihm den Arm zerschmettert hatte. Er erklärte die erste Wunde für tödtlich. Ich ließ hierauf den Unglücklichen wieder in seinen Kahn setzen, worauf er, so elend er auch war, wieder nach dem Lande zurück ruderte.

Dieser Indianer war ein junger Mann von schöner Gesichtsbildung, der übrigens einem africanischen Schwarzen glich. Sein Haar war nemlich wollicht, seine Haut schwarz; aber an seinem Kinne keimte ein wenig Barthaar hervor. Er war dabei von gewöhnlicher Leibesgröße, und ging, wie seine übrigen Landsleute, so viel wir deren gesehen hatten, durchaus nackt. Uebrigens sind die-

se Leute ungemein hurtig, stark und geschäftig; und es schien, als wenn sie eben so gut im Wasser, als auf dem Lande, leben könnten. Denn sie sprangen alle Augenblicke, bald aus den Kähnen in die See, bald aus dieser wieder in die Kähne. In dem eroberten Kahne fanden wir zwei Bogen und einige Bündel von Pfeilen. Mit diesen wissen sie in einer unglaublichen Entfernung zu treffen; und die Gewalt, womit die Pfeile abgeschnellt werden, kann man daraus abnehmen, daß einer derselben durch ein Brett flog, und demohngeachtet noch Kraft genug hatte, einen Unterofficier gefährlich in den Schenkel zu verwunden. Diese Pfeile waren mit Feuersteinen zugespitzt.

Wir verließen nunmehr dieses für uns so unglückliche Land, welches einen gar großen Reichthum an Schweinen, Federvieh und Früchten zu haben schien, mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen.

Das widrige Schicksal, welches uns bisher verfolgt hatte, begleitete uns noch immer. Einer unserer Leute, und zwar grade einer von den wenigen, die noch gesund und stark genug waren, ihren Dienst zu verrichten, hatte das Unglück, vom Schiffe hinab in die See zu fallen. Man

warf ihm zwar augenblicklich den von den Wilden erbeuteten Kahn nach, legte bei und setzte, um ihn zu retten, so geschwind als möglich, eins der Böte aus: aber umsonst! Der arme Kerl ging plötzlich zu Grunde, und ward nicht wieder gesehn. Vielleicht, daß ein Haifisch ihn verschlungen hatte.

Wir entdeckten verschiedene Inseln hinter einander; allein wir waren nicht so glücklich, bei einer einzigen derselben vor Anker gehn oder irgend eine Erquickung davon erlangen zu können. Endlich erreichten wir Neu-Brittanien, ein Land, welches ich auf der beigelegten Charte nachzusehen bitte; und kamen daselbst den 28sten Aug. vor Anker.

4.

Aufenthalt bei Neu-Brittanien. Entdeckung einer Straße, welche dieses Land in zwei Inseln theilt. Fahrt von da bis nach Mindanao.

Die ausgesandten Böte kehrten zu unserer großen Freude mit 150 Kokosnüssen und mit der Nachricht zurück, daß sie einen für unsere Absichten

ten bequemeren Hafen gefunden hätten. Um nun dahin zu segeln, wollten wir den ausgeworfenen Anker wieder einnehmen: aber die vereinigten Kräfte des gesammten Schifsvolks reichten dazu nicht hin. Mit Bekümmerniß über diesen auffallenden Beweis unserer Schwäche nahmen wir unsere Zuflucht zu einem mechanischen Hülfsmittel: allein ohngeachtet ein jeder, der sich nur noch rühren konnte, mit Hand anlegte und aus allen Kräften arbeitete: so konnten wir doch den Anker nicht aus der Stelle bringen. Das Kabeltau *) zu kappen wäre das letzte Mittel gewesen: aber Anker und Tau waren ein zu unersetzlicher Verlust für uns. Ich konnte mich daher unmöglich dazu entschließen. Wir hörten also, obgleich sehr ungern, für diesmal auf zu arbeiten, um erst neue Kräfte zu sammeln. Am folgenden Morgen erreichten wir endlich unsere Absicht; aber da der Anker zum Vorschein kam, fand es sich, daß der eine Zahn desselben abgebrochen und er also nicht weiter zu gebrauchen war.

Sobald wir den neuen Ankerplatz erreicht hatten, fingen wir alsobald an, Holz und Wasser einzunehmen. Es gab hier Schildkröten und die

*) Dickes Ankerseil.

See wimmelte von Fischen; aber wir hatten den Verdruß, keine davon fangen zu können. Ob die Schuld an unserer Ungeschicklichkeit, oder vielmehr daran lag, daß das Wasser hier ausserordentlich klar und der Grund felsigt war, lasse ich unentschieden. Es ging uns daher, wie dem Tantalus in der Fabel; wir sahen die Gegenstände, nach denen wir schmachteten, beständig vor Augen, aber wir konnten sie nicht erreichen.

Auf dem Lande wurde mehr ausgerichtet. Man holte von daher Kokosnüsse und den Gipfel dieser Baumart, welcher Kokoskohl genannt wird. Dieser Kohl ist eine weisse, krause und saftige Substanz, die, roh genossen, fast wie Kastanien schmeckt, wenn sie aber gekocht wird, einen noch viel lieblichern Geschmack erhält. Wir schnitten sie klein und vermischten sie mit der Brühe, die wir aus tragbarer Suppe machten, und verdickten solche alsdann mit etwas Habermehl. Dies gab ein eben so wohlschmeckendes als nahrhaftes Gericht. So oft wir indeß dergleichen Kohl zu haben wünschten, sahen wir uns genöthiget, den Baum, worauf er war, umzuhauen. Dies that uns unendlich leid; allein die Noth hat kein Gesetz, und die unsrige war in der That sehr hoch gestiegen.

Der

Der Genuß dieses Krauts und besonders der in der Kokosnuß befindlichen Milch that unsern Kranken unbeschreiblich wohl. Sie gelangten dadurch bald wieder zu Gesundheit und Kräften. Eben so sehr kam uns auch die gesunde und wohlschmeckende Frucht eines andern Baums zu statten, der eine Art von Pflaumen trug. Schade, daß es deren nur sehr wenige gab.

Das Land ist hoch und bergig, und mit mancherlei Arten von Bäumen bedeckt. Unter diesen fanden wir auch den Muskatenbaum und zwar in großer Menge. Dagegen waren ganz und gar keine Kräuter zu finden, die genießbar gewesen wären. In den Wäldern giebt es eine Menge von Tauben, Dohlen, Papagaien, einen großen schwarzgefiederten Vogel, dessen Geschrei dem Bellen eines Hundes gleicht, und noch viele andere Arten, die ich weder nennen noch beschreiben kann. Von vierfüßigen Thieren sahe man nur zwei, die unsere Leute für Hunde hielten. Sie sagten, daß diese Thiere ungemein scheu gewesen und in dem Augenblicke, da man sie wahrgenommen hätte, davon gelaufen wären. Wir sahen auch allerhand giftiges Ungeziefer und Schlangen; aber keine Menschen. Zwar stießen wir auf einige verlassene Hütten, woneben Schaalen von Muschelfischen lagen:

aber die Bewohner derselben bekamen wir nicht zu sehen. Wenn man indeß von der elenden Beschaffenheit ihrer Wohnungen auf sie selbst schließen darf: so müssen sie zu der niedrigsten und armseligsten Klasse von Wilden gehören; denn es waren die erbärmlichsten Hütten, die wir je gesehen hatten.

Ich ließ unser Schiff jetzt auf die Seite legen, um dem Leck beizukommen, und der Zimmermann verstopfte denselben so gut er konnte. Der ganze Schifsboden war sehr übel zugerichtet, und von Würmern ganz zerfressen. Man kalfaterte denselben, so weit man ihm beikommen konnte.

Gern wäre ich hier so lange geblieben, bis meine Leute durch Ruhe und Erfrischung wieder gänzlich wären hergestellt gewesen: allein je länger ich mich hier aufgehalten hätte, desto mislicher und gefährlicher würde es mit unserer Rückreise ausgesehen haben. Unser aller Leben hing leider! davon ab, ob wir in der Zeit, daß der Passatwind*) noch von Osten herwehete, nach Batavia kom-

*) In gewissen Gegenden wehet zu gewissen Jahrszeiten der Wind allemal aus einer und eben derselben Himmelsgegend, und solche periodische und regelmäßige Winde nennt man Passatwinde.

kommen würden oder nicht. Ich mußte daher eilen, so sehr ich immer konnte, mir diesen Wind zu Nutze zu machen. Nachdem ich also im Nahmen Sr. Großbrittanischen Majestät von diesem Lande Besitz genommen hatte: so lichtete ich den 9ten September die Anker, um unsere mühselige Reise fortzusetzen.

Ich machte bei unserer Abreise die Entdeckung, daß Neubrittanien durch einen Kanal in zwei Inseln getheilt wird, deren eine gegen Norden die andere gegen Süden liegt. Wir schiften durch diesen Kanal hin, und ich nannte die nördliche Insel zur Unterscheidung von der südlichen, Neu-Irrland (*Nova Hibernia.*)

Des Nachts hörten wir ein unaufhörliches Getöse am Lande, welches dem Lerm vieler Trommeln glich; und am andern Morgen sahen wir von der Küste von Neu-Irrland ohngefähr zehn Kähne abstoßen und nach uns herrudern. Sie hatten etwa 150 Mann an Bord, und kamen uns so nahe, daß wir einige Kleinigkeiten mit einander tauschen konnten; aber zu uns in das Schiff wollte keiner von ihnen kommen.

Ihre Kähne waren sehr lang und schmal, und dabei ziemlich zierlich gebaut. Einer konnte nicht

weniger als 90 Fuß lang seyn; denn er war nicht viel kürzer, als unser Schiff: demohngeachtet schien er nur aus einem Baume gemacht zu seyn. Diese Leute sind, gleich den Negern, schwarz; ihr Haar ist auch eben so wollicht, aber die platte Nase und die dicken Lippen haben sie nicht. Sie gingen übrigens durchaus nackt, nur daß sie einige aus Muscheln verfertigte Zierathen um die Arme und um die Beine trugen.

Eins fanden wir an ihrem Putze sehr merkwürdig, dieses nemlich: daß sie nicht bloß ihr schwarzes wollichtes Haar, sondern auch zugleich den Bart weiß gepudert hatten. Ausserdem hatten sie den Kopf mit einer Feder, die den Schwanzfedern eines Hühnerhahns glich, geziert, indem sie dieselbe grade über dem einen Ohre befestiget hatten. Ihre Waffen schienen bloß in langen Spießen zu bestehn. Nachdem sie sich eine Zeitlang bei uns aufgehalten hatten, erhob sich ein Wind, worauf sie nach dem Lande zurückkehrten.

Nachdem wir den Kanal, welchen ich den Georgenkanal nannte, zurückgelegt hatten, stießen wir nach und nach auf verschiedene Inseln, deren Bewohner ausserordentlich streitsüchtig seyn müssen, weil sie, ohne die mindeste Veranlassung, Händel mit

mit uns suchten, ob wir gleich in einer beträchtlichen Entfernung bei ihnen ruhig vorbeisegelten. Etliche hundert von ihnen kamen in Kähnen herbeigerudert, und weil sie uns allerhand Zeichen machten, so ahmten wir dieselben sorgfältig nach, um ihnen zu verstehen zu geben, daß wir eben so gegen sie gesinnt wären, wie sie gegen uns. Sie ruderten hierauf dem Schiffe näher, und ich schmeichelte mir schon, daß sie an Bord kommen würden. Aber sobald sie uns nahe genug gekommen waren, warfen sie ihre Wurfspieße mit großer Gewalt grade nach dem Orte auf dem Verdecke hin, wo wir am dicksten standen.

Um des Menschenbluts nicht mehr zu vergießen, als zu unserer Vertheidigung nöthig war, ließ ich nur aus kleinem Gewehr unter sie feuern; und als sie sahen, daß einige von ihnen dadurch getödtet oder verwundet wurden: so zogen sie sich zurück. Ich ließ hierauf, um ihnen noch mehr Ehrfurcht einzuflößen und sie von einem zweiten Angriffe abzuschrecken, eine sechspfündige Kugel dergestalt über sie hinschießen, daß sie über ihre Kähne fliegen und jenseits derselben ins Wasser schlagen mußte. Dies hatte die gehofte Wirkung.

Es dauerte indeß nicht lange, so kam eine andere Anzahl von Kähnen aus einer noch entlegenern Gegend sehr schnell gegen uns herangerudert. Da sie in einer kleinen Entfernung von unserm Schiffe Halt machten: so gaben wir uns alle ersinnliche Mühe, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, indem wir ihnen allerlei zeigten, was unserer Meinung nach ihnen angenehm seyn konnte, dabei die Arme gegen sie ausbreiteten, und sie einluden, bei uns an Bord zu kommen. Aber alle unsere Bemühungen waren umsonst! Denn sobald sie sich dem Schiffe bis auf einen Steinwurf genähert hatten, ließen sie einen Hagel von Wurfspießen auf uns regnen, welche jedoch glücklicher Weise keinen Schaden anrichteten. Wir feuerten hierauf mit Musketen unter sie, wodurch wir einen von ihnen tödteten. Die übrigen, welche mit diesem in Einem Kahne waren, sprangen hierauf vor Bestürzung ins Wasser, und schwammen nach den anden hin. Alle ruderten hierauf mit größter Eilfertigkeit wieder dahin zurück, wo sie hergekommen waren. Wir aber bemächtigten uns des zurückgelassenen Kahns.

Dieser war über 50 Fuß lang, ohngeachtet er einer der kleinsten unter denen war, die wir gesehn hatten. Er bestand aus einem einzigen ausge-

gehöhlten Baume. In demselben fanden wir sechs schöne Fische und eine Schildkröte, einige Nammwurzeln, *) eine Kokosnuß und einen Beutel voll von einer Art von Pflaumen, welche süßlich von Geschmack, aber nicht groß und sehr mehlig waren. Noch fanden wir in demselben zwei irdene Töpfe, worin sie an einem in dem Kahne gemachten Feuer ihre Speisen gesotten hatten. Dieser Umstand schien uns sehr merkwürdig, weil die Wilden sonst gar keinen Begriff vom Kochen zu haben pflegen. Als wir unsere Neugierde mit Besichtigung des Kahns hinlänglich befriedigt hatten, hieben wir ihn zu Brennholz in Stücken.

Diese Indianer waren übrigens von der Art, als die auf Neu-Irrland. Auch waren sie, gleich jenen, gepudert, und sie hatten sich überdem das Gesicht mit weißen Streifen bemahlt; so viel ich aber sehen konnte, hatten sie keine Bärte. Ihre Lanzen waren mit Feuersteinen zugespitzt.

Indem wir hierauf unsern Lauf fortsetzten, stießen wir auf eine neue Gruppe von Inseln, deren wir zwischen zwanzig und dreißig zählten. Sie sind

*) Ein indianisches Wurzelgewächs, welches geröstet die Stelle des Brodts vertritt.

sind von beträchtlicher Größe; besonders eine darunter, die für sich allein ein Königreich ausmachen könnte; denn die südliche Seite derselben, an der wir hinsegelten, fanden wir 18 Seemeilen lang. Wie weit sie sich gegen Norden erstrecke, kann ich nicht bestimmen. Ich nannte diese Inseln alle mit einander die Admiralitäts-Inseln.

Sie gewähren einen sehr reitzenden Anblick, und ich würde sie nur gar zu gern näher in Augenschein genommen haben, wenn die elende Beschaffenheit des Schiffs und der gänzliche Mangel an allen denjenigen Dingen, womit man sich die Freundschaft der Indianer erwerben kann, mich nicht daran gehindert hätten. Das Land ist mit dem schönsten Grün bekleidet; die Wälder sind hoch und groß; zwischendurch sahe man Stellen, wo das Holz ausgereutet und das Erdreich angebauet war. Die Zahl der Eingebohrnen scheint sehr groß zu seyn, und ihre Wohnungen lagen in anmuthigen Wäldern von Kokosbäumen.

Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Inseln schätzbare Handlungswaaren, besonders Gewürze, hervorbringen. Denn sie liegen in eben der Breite und unter eben dem Himmelsstriche, worin die Moluckischen Inseln liegen; und da ich

ich den Muskaten Nußbaum schon auf der Küste von Neu-Irrland fand: so vermuthe ich, daß er hier noch viel besser gedeien muß.

Ich übergehe einige unbeträchtliche Entdeckungen, und will nur einer davon erwähnen, bei der wir zum erstenmale das Glück hatten, von den Eingebohrnen auf einen freundschaftlichen Fuß besucht zu werden. Es war nemlich am 25sten September, als wir kurz vor Abend drei kleine und niedrige Inseln bemerkten. Es währte nicht lange, so ruderten verschiedene Kähne, mit Indianern stark bemannt, gegen uns heran. Sie machten Zeichen, daß sie nichts Böses im Sinne hätten, und kamen hierauf alsobald, ohne Furcht und Mistrauen, bei uns an Bord.

Alles, was sie bei sich hatten, bestand in einigen Kokosnüssen, die sie uns gegen ein Stückchen von einem alten eisernen Reife mit tausend Freuden überließen. Man konnte wol sehen, daß ihnen dieses Metall nicht unbekannt war; sie nannten es Parram, und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß ein Schiff, wie das unsrige, je zuweilen zu ihnen käme, um Erfrischungen einzunehmen.

Ich

Ich schenkte einem von ihnen drei Stückchen eines alten eisernen Reifs, deren jedes ohngefähr vier Zoll lang war; darüber gerieth er in eine Entzückung, die ihn fast närrisch machte. Ich konnte mich nicht enthalten, an dieser Freude Theil zu nehmen; und es war ein wahres Vergnügen zu sehen, wie sonderbar seine Gesichtszüge sich dabei veränderten und durch was für seltsame Gebehrden er seine Wonne auszudrücken suchte. Ich bin überzeugt, daß diese Leute uns für Eisen, wenn wir damit versehen gewesen wären, alles gegeben haben würden, was ihre Insel hervorbringt: so ausserordentlich hoch schienen sie ein Metall zu schätzen, welches an Nutzbarkeit jedes andere übertrift.

Diese Leute waren von der unter jenem Himmelsstriche gewöhnlichen Kupferfarbe. Sie hatten dabei schönes langes Haar, aber nur wenig von einem Barte; vermuthlich deswegen, weil sie, wie wir bemerkten, das Haar von dem Kinne von Zeit zu Zeit mit sammt der Wurzel ausrissen. Ihre Gesichtszüge sind angenehm; ihre Zähne ungemein weiß und eben. An Hurtigkeit und Geschäftigkeit hatten wir kaum ihres Gleichen gesehen. Sie rannten z. B. viel geschwinder, als unsre eigenen Leute, bis zum Mastkorbe hinauf. Ihre Gemüthsart war offenherzig und ohne Mistrauen;

sie

sie aßen und tranken alles, was man ihnen gab; giengen ohne Bedenken überall in dem Schiffe herum, und thaten mit dem Schifsvolke so aufgeräumt und vertraut, als wenn sie alte Bekannte gewesen wären. Sie gingen zwar nackt, doch hatten sie den Unterleib mit einem schmalen Stücke feiner Matten bedeckt.

Ihre Kähne sind gut und zugleich sehr artig gebaut; der Boden besteht aus einem ausgehöhlten Baume, und die Seitenwände sind ordentlich aus Brettern verfertiget. Sie führen auch Segel von feinen Matten; und sowol ihre Stricke, als auch ihre Fischnetze, waren gut gearbeitet.

Diese guten Leute baten uns sehr, daß wir mit ihnen ans Land gehen mögten; und sie erboten sich, versteht sich durch Zeichen, daß sie eine gleiche Anzahl von ihren Leuten, als Geisseln, an Bord des Schiffes lassen wollten. Gern hätte ich diese Einladung angenommen, aber es stand nicht in meiner Macht: denn der Seestrom, welcher in dieser Gegend sehr stark nach Westen lief, trieb mich in kurzer Zeit weit von ihrer Insel weg.

Da sie endlich Abschied von uns nahmen, bestand einer von ihnen auf der Bitte, daß wir ihn mit-

mitnehmen mögten. Alle Gegenvorstellungen, die wir ihm deswegen machten, blieben fruchtlos. Da ich es nun eben nicht für unwahrscheinlich hielt, daß dieser Indianer uns zu anderweitigen Entdeckungen nützlich werden könnte: so gab ich endlich meine Einwilligung dazu. Wir erfuhren nach und nach von ihm, daß es nach Norden hin noch andere Inseln gebe, deren Bewohner Eisen hätten, und seine Landsleute, so oft sie dieselben auf der See anträfen, allezeit ermordeten. Weil dieser ehrliche Kerl so viel Bereitwilligkeit, mit uns zu gehen, geäußert hatte: so nannte ich ihn Josef Freewill (Freiwillig). Ich hatte aber bald Ursache, es zu bereuen, daß ich ihn mitgenommen hatte. Der arme Schelm wurde nemlich bald krank und immer kränker, je weiter wir fuhren. Endlich starb er zu unser aller herzlichem Leidwesen.

Da uns die Sonne jetzt senkrecht über dem Kopfe stand; so steuerte ich, um der brennenden Sonnenhitze etwas auszuweichen, nordwärts. Wir entdeckten auf dieser Fahrt noch ein Paar andere Inseln, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften. Am 27. October bekamen wir endlich die schon längst bekannte Insel Mindanao zu Gesicht; ein Land, welches gegen 200

deutsche

deutsche Meilen im Umfange hat, und auf welcher die Spanier verschiedene Niederlassungen angelegt haben.

5.

Aufenthalt bei Mindanao. Abreise von da nach der Insel Celebes.

Da ich jetzt abermals eine Menge Kranken an Bord hatte, die sich nach Erfrischungen sehnten: so segelte ich an der Küste dieses Landes hin, und ließ den Lieutenant mit dem Boote vorauslaufen, um einen Hafen zu suchen. Dieses wollte uns lange nicht gelingen. Endlich erblickte der Officier eine kleine Bai, an deren innerstem Gestade eine Stadt mit einer kleinen Citadelle lag. Kaum war man auch seiner daselbst ansichtig geworden, so feuerte man eine Kanone ab, und setzte drei stark bemannte Böte in See. Da nun der Lieutenant zur Gegenwehr zu schwach war: so lief er alsobald nach dem Schiffe zurück, und die Böte verfolgten ihn, bis sie das Schiff zu Gesicht bekamen. Bei diesem Anblicke verging ihnen die Lust, ihre Jagd fortzusetzen; sie wandten sich, und ruderten wieder nach der Stadt zurück.

Um mich nicht unnöthiger Weise in Feindseligkeiten einzulassen: fuhr ich fort, an der Küste hinzusegeln, um einen andern Platz zum Ankern zu suchen, den mir niemand streitig machte. Nach einigen Tagen war ich so glücklich, einen solchen zu finden, und zwar in einer Gegend, wo sich ein Fluß ins Meer ergoß. Die Böte wurden ausgeschickt; und sie brachten uns zwei Ladungen Wassers mit der Nachricht zurück, daß sie von Menschen in dieser Gegend keine Spur gesehen hätten. Unterdeß erschien doch in einiger Entfernung ein Kahn, welcher abgeschickt zu seyn schien, um Erkundigung einzuziehn, wer wir wären? Ich ließ sogleich die englische Flagge aufstecken, und hofte, daß er hierauf zu uns an Bord kommen würde. Allein nachdem er uns hinlänglich beobachtet hatte, ruderte er, ohne sich uns weiter zu nähern, wieder davon. Darüber brach die Nacht ein.

Gegen neun Uhr wurden wir plötzlich durch einen entsetzlichen Lerm erschreckt, welcher sich dem Schiffe gegen über, auf dem Lande erhob. Es war eine große Anzahl von Menschenstimmen, und der Lerm, den sie machten, glich dem Kriegsgeschrei, welches die amerikanischen Wilden in dem Augenblicke des Angriffs machen, und wovon alle, die es gehört haben, gestehn, daß es etwas ungemein Fürchterliches und Entsetzliches sey.

Bei einem so kriegerischen Anscheine mußten wir auf unserer Hut seyn. Ich ließ daher das Schiff zum Schlagen einrichten; und ohngeachtet wir am folgenden Morgen nichts von den Leuten sahen, welche in der vergangenen Nacht uns durch ihr Gebrülle erschreckt hatten: so brauchte ich doch, indem ich die Böte abermals ans Land schickte, um Wasser zu holen, alle mögliche Vorsicht. Der Erfolg zeigte, daß ich nicht unrecht daran gethan hatte. Denn kaum waren unsere Leute ans Land gestiegen, als man aus dem nahen Walde eine Menge bewafneter Leute hervorrennen sahe, unter denen einer etwas Weisses empor hielt, welches wir für ein Friedenszeichen ansahen.

Hier hatte ich abermals Ursache, mich über die klägliche Ausrüstung meines Schiffs zu beklagen. Ich hatte nemlich keine weisse Flagge an Bord. Um mir indeß zu helfen, so gut ich konnte, ließ ich eins von meinen Tischtüchern, statt einer Flagge, wehen, und schickte dieselbe ans Land. Sobald der Officier mit diesem Friedenszeichen ausgestiegen war, kam der indianische Fahnenträger, von einem andern begleitet, unbewafnet zu ihm an den Strand, und man begrüßte sich gegenseitig mit Freundschaftsbezeugungen. Der Indianer redete die Unsrigen auf holländisch an;

da aber keiner unter ihnen diese Sprache verstand, so brachte er einige Wörter in spanischer Sprache hervor, worin einer von unsern Leuten ziemlich weit gekommen war. Allein der Indianer redete es so schlecht, daß es ihm schwer fiel, sich verständlich zu machen, und daß er die Zeichensprache zu Hülfe nehmen mußte. Vielleicht war seine Geschicklichkeit im Holländischen nicht viel grösser. So viel brachte er indes heraus, daß er den Namen des Skippers, womit er den Capitain meinte, zu wissen verlangte, und sich erkundigte: ob wir Holländer wären? ob unser Schiff ein Kauffarthei- oder Kriegesschiff wäre? wie viel Kanonen es führe, und ob es nach Batavia ginge?

Als man ihm diese Fragen beantwortet hatte, gab er zu verstehn, daß wir nach der Stadt segeln sollten; daselbst wolle er uns dem Raga d. i. dem Könige oder Statthalter, vorstellen. Der Lieutenant antwortete hierauf: man sey dazu bereit; aber da er nothwendig erst etwas Wasser einnehmen müßte: so bäte er, daß die mit Pfeilen und Bogen bewafneten Indianer sich so lange zurückziehn mögten. Der indianische Fahnenträger, der ein Mann von Ansehn zu seyn schien, erfüllte dieses Verlangen; doch schien er eine Vergeltung dafür zu erwarten, indem er das seidene Schnupftuch,

tuch, welches der Lieutenant um den Hals trug, mit aufmerksamen Blicken betrachtete. Dieser verstand ihn sogleich, knüpfte es los und machte ihm ein Geschenk damit; wogegen jener ihn ersuchte, ein anderes Tuch von ihm anzunehmen, welches aus groben baumwollenem Zeuge bestand. Unsere Leute nahmen hierauf ungehindert Wasser ein, und kehrten damit nach dem Schiffe zurück.

Wir hoften jetzt, daß es zu einem friedlichen Umgange zwischen uns und den Einwohnern dieses Landes kommen würde, und freueten uns schon zum voraus auf die Lebensmittel und Erfrischungen, die wir von ihnen zu erhalten wünschten. Allein nach einigen Stunden veränderte sich die Scene. Wir sahen nemlich mit eben so großer Verwunderung, als Betrübniß, daß zwischen den Bäumen, dem Schiffe gegen über, viele hundert bewafnete Leute zusammen liefen und sich in Ordnung stellten. Sie waren mit Musketen, mit Pfeilen und Bogen, zum Theil auch mit langen Spießen, Schwerdtern und einer Art von Hirschfängern bewafnet und mit Schilden versehen.

Dieser Anblick ließ schon nichts Gutes vermuthen; es folgten bald auch noch andere Anzeigen,

 welche

welche gleichfalls auf feindselige Absichten deuteten. Diese Leute brachten nemlich den ganzen Tag damit zu, daß sie bald aus dem Walde heraus, bald wieder in denselben zurück rannten, als ob sie sich übten, Ausfälle auf einen Feind zu thun. Bald schossen sie ihre Pfeile ab und warfen ihre Wurfspieße in die See gegen das Schiff hin; bald hoben sie wieder ihre Schilde in die Höhe und schwungen ihre Schwerter in drohender Gebehrde gegen uns.

Wir waren unterdeß an Bord des Schiffes auch nicht müßig, sondern suchten alles zu einem vielleicht unvermeidlichen Gefechte in Bereitschaft zu setzen. Wir hohlten zu diesem Behufe die Kanonen herauf, besserten das Tauwerk unserer Masten aus, und brachten noch vor Abend alles in Ordnung.

Hierauf wollte ich einen Versuch machen, zu erfahren: was doch wol die Gesinnung dieser Leute so plötzlich verändert haben könnte? In dieser Absicht ließ ich die Böte wohl bewafnen und bemannen, und schickte den Lieutenant mit der Friedensflagge, das ist, mit dem wehenden Tischtuche, an einer Stelle ans Land, die von Holz und Gebüsche frei war, doch mit dem ausdrücklichen Befehle,

fehle, daß weder er, noch einer seiner Leute das Boot verlassen sollte.

Als die Indianer sahen, daß die Böte sich an den Strand legten, ohne daß jemand aus denselben herauskommen wollte, trat einer von ihnen mit einem Bogen und Pfeilen in der Hand aus dem Walde hervor und winkte, daß man hinkommen sollte, wo er stand. Allein der Officier schlug diese Einladung aus, weil er allda nicht einen Bogenschuß weit von dem Hinterhalte gewesen wäre. Er wartete hierauf noch eine Zeitlang; aber da die Indianer weiter keinen Schritt thaten, und er ganz und gar kein Mittel fand, in eine freundschaftliche Unterhandlung mit ihnen zu treten: so kehrte er endlich nach dem Schiffe zurück.

Ich beschloß hierauf, nach der oben erwähnten Stadt zurück zu segeln, und zu versuchen, ob ich nicht aus dieser einige Erfrischungen erhalten könnte: aber indem ich mich derselben näherte, wurde die Witterung so rauh und ungestüm, daß ich mich genöthiget sahe, die offene See zu suchen. Da ich nun überdem keine Zeit zu verlieren hatte, so richtete ich meinen Lauf nach Westen, damit ich Batavia noch vor Ablauf der guten Jahrszeit erreichen mögte.

Wir erreichten hierauf die Straße zwischen Borneo und Celebes. Hier verursachten heftige Seeströme und Stürme, welche uns unaufhörlich zu laviren nöthigten, unserm schon an sich langsam segelnden Schiffe so viel Aufenthalt, daß wir in 14 Tagen nicht mehr als 28 Seemeilen zurücklegten. Unsere Schwäche nahm dabei mit jedem Tage zu, indem von den wenigen, die noch gesund waren, sich täglich mehrere legten, und von den vielen Kranken auch mancher dahin starb. Wir bestrebten uns daher täglich, uns irgendwo dem Lande zu nähern und dann vor Anker zu gehen: aber vergeblich! Wind und Seeströme waren uns immer so zuwider, daß wir weder bei Borneo noch bei Celebes irgend einen Erfrischangsort erreichen konnten.

Der Schaarbock hatte um diese Zeit dergestalt um sich gegriffen, daß auch nicht ein einziger unter uns davon verschont geblieben war. Die Seele litt mit dem Leibe, und eine allgemeine Niedergeschlagenheit blickte nunmehr aus aller Augen hervor. Ich zweifle, ob jemals Seefahrer sich in einer kläglichern und gefährlichern Lage befunden haben, als wir. Schwächlich, krank und sterbend sahen wir das Land täglich vor uns liegen, und konnten es nicht erreichen. Wir hatten mit reißenden Strömen

men und Stürmen zu kämpfen, denen wir nicht widerstehen konnten, und doch, so viel uns immer möglich war, zu widerstehen uns bestreben mußten. Wir litten Mangel und lechzten nach Erquickungen, die wir vor Augen sahen und nicht erreichen konnten. Das Unglück schien alles, was von Widerwärtigkeiten sich erdenken läßt, an uns erschöpft zu haben, und doch sollte unsere Trübsal noch immer höher steigen.

Es war noch Ein Unglück übrig, welches wir bis jetzt noch nicht erfahren hatten, dieses: von Seeräubern angefallen zu werden. Auch dieses mußte uns hier begegnen; und damit diese unerwartete Begebenheit desto fürchterlicher seyn mögte, so mußte sie sich grade um Mitternacht in der dicksten Finsterniß ereignen. Der Feind überraschte uns so schnell und unerwartet, daß er uns bereits zu entern *) suchte, ehe wir noch wußten, daß wir angegriffen würden. Aber grade das Unerwartete und die Größe dieser neuen Gefahr weckten unsern gesunkenen Muth. Wir schlugen den Seeräuber glücklich ab; und da es hierauf zum Feuern mit dem groben Geschütze kam: so wirkte das unsrige so nachdrücklich, daß jener sank und die

*) Ein Schiff an das andere befestigen.

die armen Elenden, die er am Bord hatte, sämmtlich untergingen. Der Lieutenant und einer meiner Leute waren verwundet, doch glücklicher Weise nicht gefährlich. Dieß und einige Verletzungen an unsern Tauwerke, war der einzige Schaden, den wir davon trugen.

Zur Vergrößerung unsers Elendes traf nunmehr der Zeitpunct ein, da der Passatwind, der bis dahin immer aus Osten wehete, sich umsetzte und nun aus Westen zu blasen began. Von diesem Augenblicke an war es entschieden unmöglich, unsere Reise nach Batavia fortzusetzen, weil uns der Wind nunmehr grade entgegen blies. Aber die See konnten wir auch nicht länger halten. Denn dreizehn von unsern Leuten hatten wir bereits begraben, d. i. in die See geworfen; dreißig andere, unter denen sich alle meine Unterofficiere befanden, lagen auf den Tod; der Lieutenant und ich waren äußerst schwach und entkräftet, weil wir Tag und Nacht den ganzen Dienst im Schiffe allein versehen mußten. Unsere Natur erlag unter so vielen und langen Widerwärtigkeiten. Das einzige Mittel, welches zur Rettung des Schiffs und unsers Lebens noch übrig war, bestand darin, daß wir versuchen mußten, ob wir Makassar, eine Stadt und Hafen der Holländer auf der Insel Celebes, erreichen könnten.

Nach-

Nachdem wir vier Wochen lang beinahe mit der Verzweiflung gekämpft hatten, gelang es uns endlich, unserm Ziele näher zu kommen. Wir bekamen die Stadt Makassar zu Gesicht, und da wir uns derselben bis auf einige Meilen genähert hatten, ließen wir die Anker fallen. Dies geschahe kurz vor Einbruch der Nacht.

Gegen Mitternacht kam ein Holländer an Bord, den der Statthalter abgeschickt hatte, um sich zu erkundigen, wer wir wären? Da er hörte, daß das Schiff ein englisches Kriegesschiff sey, schien er darüber bestürzt zu werden, weil ein solches noch niemals hieher gekommen war. Auch konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir in meine Kajüte zu gehn; doch schieden wir, dem Ansehen nach, als gute Freunde von einander.

Mit Anbruch des Tages schickte ich den Lieutenant nach der Stadt, und ersuchte den Statthalter in einem Briefe um Erlaubniß, in den Hafen einlaufen und uns gegen baare Bezahlung mit Erfrischungen versorgen zu dürfen. Bei seiner Ankunft verlangte derselbe vor den Statthalter geführt zu werden, um ihm den Brief eigenhändig zu zustellen: allein man wollte ihn durchaus nicht ans Land treten lassen; er sahe sich daher genöthiget,

den

den Brief hinzuschicken, und in Erwartung einer Antwort, fünf lange Stunden in der schrecklichsten Sonnenhitze, ohne alle Erquickung, in dem Boote zuzubringen. Endlich kam er mit zwei Herrn vom Lande zurück, welche mir einen in holländischer Sprache geschriebenen Brief von ihrem Statthalter überreichten und mir auf französisch daraus verständigten: „daß ich mich unverzüglich von dem Hafen entfernen, auch an keiner andern Stelle der Küste ankern, noch jemandem von meinen Leuten erlauben sollte, an irgend einem Orte, der unter seiner Bothmäßigkeit stünde, ans Land zu gehn.“

Ehe ich hierauf antwortete, zeigte ich den beiden Herrn die Menge meiner Kranken, welche in einer gänzlichen Entkräftung und aus Mangel an irgend einer Erquickung dahin starben; und der Anblick schien sie zu rühren. Dann berief ich mich auf das allgemeine Recht der Natur und auf die besondern Verbindungen, welche zwischen der englischen und holländischen Nation damals statt hatten; allein ihre Antwort war: daß ihre Herrn ihnen nun einmal unbedingt verboten hätten, irgend ein Schiff, es sey welches es wolle, in diesem Hafen aufzunehmen; und es gezieme ihnen, diesem Befehle blindlings und ohne Ausnahme zu gehorchen.

Ich versetzte hierauf, daß Leute in unsern Umständen nichts Schlimmeres zu besorgen hätten, als was sie bereits litten; und daß ich daher mit dem ersten günstigen Winde, trotz allen ihren Drohungen und ihrer ganzen Macht hart an die Stadt hinlaufen und mich daselbst vor Anker legen würde; und sollte ich alsdann nicht im Stande seyn, sie zu zwingen, meinem gerechten und von der Noth erpreßten Gesuche Gehör zu geben: so würde ich mit dem Schiffe an ihren Wällen auf den Strand rennen, mein und meiner Leute Leben so theuer als möglich verkaufen, und den entehrenden Vorwurf auf sie bringen, daß sie einen Freund und Bundesgenossen in solche Verzweiflung gestürzt hätten.

Hierüber schienen sie zu erschrecken: denn unsere ganze erbärmliche Lage überzeugte sie, daß ich im Ernst redete. Sie ersuchten mich daher inständigst, nur so lange auf dieser Stelle zu verharren, bis ich abermals Antwort vom Statthalter bekommen würde. Hierein willigte ich, doch unter der Bedingung, daß diese Antwort zu einer bestimmten Stunde des morgenden Tages erfolgt seyn müsse.

Der eine dieser Abgeordneten war ein Fähnrich von der Garnison, Namens le Cerf, der an-

dere Herr Douglas, einer von den Oberbuchhaltern der holländischen ostindischen Compagnie.

Wir brachten nun den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht in einer mit Unwillen vermischten ängstlichen Erwartung hin. Am folgenden Morgen hatten wir den Verdruß zu sehn, daß ein Paar bewafnete Schiffe von der Stadt her kamen, und sich in einer kleinen Entfernung von uns rechts und links vor Anker legten. Ich schickte sogleich ein Boot dahin ab, um mit ihnen zu sprechen: allein man wollte auf unsere Fragen keine Antwort geben.

Die festgesetzte Stunde erschien, ohne daß ich vom Statthalter weiter etwas vernommen hatte: ich ging also, meiner Erklärung gemäß, unter Segel, um meine gestrige Drohung wahr zu machen. Die beiden bewafneten Schiffe lichteten gleichfalls die Anker; doch begnügten sie sich damit, nur unsere Manövers zu beobachten und uns zu begleiten.

Nicht lange, so sahen wir ein niedliches Schiff, mit einer Trupp Musikanten und verschiedenen Herrn an Bord, auf uns zueilen. Sie näherten sich, wollten aber nicht eher zu uns kommen, bis wir

wir die Anker wieder gesenkt hätten. Wir senkten sie also, und nun kamen sie an Bord.

Sie bezeigten mir ihr Erstaunen, daß ich unter Segel gegangen wäre, und fragten mich: was ich denn hätte thun wollen? Weder mehr noch weniger, war meine Antwort, als was ich gestern erklärt hätte; weil ich entschlossen wäre, lieber mit allen meinen Leuten in einem rechtmäßigen Gefecht, als durch Schiffbruch, Krankheit und Hunger umzukommen. Sie entschuldigten sich hierauf, daß sie mit der Antwort nicht eher hätten zurückkommen können, und überlieferten mir, nebst einem Schreiben vom Statthalter, einige Lebensmittel, die sie mitgebracht hatten.

In dem Briefe fand ich nun abermals, zu meinem großen Verdrusse, einen Befehl, den Hafen zu verlassen. Zur Rechtfertigung dieser Unmenschlichkeit berief man sich auf einen Contract, den die ostindische Compagnie mit den Königen und Beherrschern des Landes getroffen, und vermöge dessen sie sich anheischich gemacht habe, kein fremdes Schiff in diesem Hafen oder an irgend einem andern Orte der Insel zu dulden. Die Abgeordneten thaten mir hierauf verschiedene Vorschläge die ich alle verwarf, weil sie alle meine

Abreise zur Bedingung machten. Ich zeigte ihnen zugleich den Leichnam eines meiner Leute, der aus Mangel an Erfrischungen so eben gestorben war, und wiederholte meine Drohung.

Hierauf zogen sie etwas gelindere Saiten auf, und sagten: daß es zwar den ausdrücklichen Befehlen der Compagnie zuwiderlaufe, uns hier zu dulden, daß sie uns aber gleichwol vergönnen wollten, in eine nicht weit von hier gelegene Bucht einzulaufen, wo wir für unser Schiff hinlänglichen Schutz und für uns selbst Lebensmittel und Erfrischungen finden würden. Hierein willigte ich denn sehr gern; und es wurde verabredet, daß man mich am folgenden Tage dahin führen sollte.

Da ich mein Misvergnügen ausdrückte, daß ich den Herrn nichts, als ein Glas Wein vorsetzen könnte, ließen sie eine sehr niedliche Mahlzeit, die auf ihrem Fahrzeuge zubereitet war, an Bord bringen, und wir speiseten hierauf mit einander auf eine sehr vergnügte und freundschaftliche Weise.

Am folgenden Tage erhielt ich die versprochene schriftliche Bestätigung vom Statthalter durch den Herrn le Cerf, der nebst einem Secretair

des Staatsraths und einem Piloten uns nach Bonthain — so hieß der Ort, wohin wir uns begeben sollten — begleitete.

6.

Aufenthalt zu Bonthain auf der Insel Celebes. Sonderbarer Vorfall daselbst. Abreise nach Batavia, und von da nach England.

Bei meiner Ankunft zu Bonthain besuchte ich zuvörderst den Residenten, Herr Swellingrabel, welcher gebrochen Englisch redete. Von ihm wurde mir ein Haus für meine Kranken angewiesen, welches nahe am Strande neben einem mit Pallisaden umgebenen kleinen Fort von acht Kanonen lag. Sobald unsere Leute Besitz davon genommen hatten, wurde ihnen eine Wache von sechs und dreißig Mann, nebst vier Unterofficieren, alle unter dem Commando des Fähnrichs le Cerf, gegeben. Keiner von den Unsrigen durfte sich über neunzig Fuß weit von diesem Hospitale entfernen; auch durfte niemand von den Einwohnern des Landes so nahe zu ihnen kommen, daß er ihnen etwas hätte verkaufen können. Alles also, was

unsere Leute haben wollten, mußte durch die Hände der holländischen Soldaten gehn, welche diese Anordnung auf eine schändliche Weise mißbrauchten.

So oft nemlich einer der Eingebohrnen etwas zum Verkaufe brachte: so nahmen sie es ihm erst weg, und fragten dann erst nach dem Preise. Gemeiniglich erhielt der arme Eigenthümer nur den vierten Theil des Geforderten. Machte er Einwendungen dagegen, so schwenkten jene ihm den Säbel drohend über den Kopf, und mehr bedurfte es gemeiniglich nicht, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachher verkaufte der Soldat das, was er auf diese Weise an sich gerissen hatte, an die Unsrigen, und zwar mit einem Gewinste, der oft mehr, als 1000 Procente betrug. Ich beschwerte mich über dieses für die Eingebohrnen so grausame und für uns so nachtheilige Verfahren; man gab hierauf den Soldaten zwar einen Verweis, aber mit so geringem Nachdrucke und Erfolge, daß man sich der Vermuthung nicht enthalten konnte, daß der Fähnrich selbst an dem unmäßigen Gewinne unter der Hand Antheil nähme.

Nachdem wir ohngefähr zwei Monate hier gelegen hatten, wurde der Fähnrich le Cerf, und

bald darauf auch ein Theil der holländischen Soldaten nach Makassar zurückberufen. Nicht lange darnach, ließ der Statthalter sich erkundigen: wann ich nach Batavia absegeln würde? Dies alles, besonders die Anfrage des Statthalters befremdete mich sehr; denn dieser wußte ja wol, daß ich eher nicht unter Segel gehen konnte, bis der östliche Passatwind, sich wieder eingestellt haben würde. Dies geschieht aber erst im Monat Mai, und wir waren jetzt in den ersten Tagen des Märzmonats.

Einige Zeit nachher ereignete sich ein anderer Vorfall, der uns noch bedenklicher vorkam. Unsere Leute bemerkten nemlich, daß zur Nachtzeit ein Kahn sich zu verschiedenen malen unserm Schiffe näherte, und gleich wieder verschwand, sobald die darin befindliche Mannschaft merkte, daß von den Unsrigen sich jemand rühre. Der Argwohn, der hierdurch bei mir entstand, wurde durch einen an mich gerichteten Brief, den ein Schwarzer von einem Ungenannten brachte, ungemein vergrößert. Damit man aber den Inhalt dieses Briefes verstehen möge, so ist zu wissen, daß die Insel Celebes in verschiedene Districte getheilt ist, welche verschiedenen einländischen unabhängigen Fürsten oder Königen unterworfen sind. Die

Stadt Makassar liegt in einem Districte gleiches Namens, und der König desselben steht mit den Holländern in Bündniß. Ein anderer District wird von einem Volke bewohnt, welches den Namen der Bugguesen führt. Des Briefes Inhalt war folgender:

„Die Holländer und der König von Makassar hätten den Anschlag gefaßt, uns aus dem Wege zu räumen; doch würden die ersteren dabei nicht öffentlich thätig seyn. Man hätte die Ausführung des Complots dem Sohne des Königs aufgetragen, der, außer einem Geschenke, auch die Beute, die er im Schiffe machen würde, dafür zur Belohnung bekommen sollte. Dieser Prinz befände sich dieserhalb mit 800 Mann bereits wirklich zu Bonthain. Ein Argwohn, daß wir vielleicht mit den Bugguesen eine Verbindung treffen und die Holländer über kurz oder lang von Celebes verdrengen mögten, sey der Bewegungsgrund zu diesem Anschlage gewesen."

In wie fern dieser Brief Wahrheit oder Unwahrheit enthalte, konnten wir nicht beurtheilen. Ich glaubte indeß, so handeln zu müssen, als wenn ich von der Wahrheit der mir gegebenen Nachricht vollkommen überzeugt gewesen wäre.

Ich traf daher sogleich alle mir nöthig scheinenden Vertheidigungsanstalten.

Zu den vorbesagten Umständen, welche meinen Argwohn rechtfertigten, kam auch noch dieser, daß der Resident, Herr Swellingrabel, sich grade um diese Zeit auf zwanzig Meilen weit entfernt hatte. Ich schickte daher nach dem Fort, und verlangte, daß man ihm einen Boten mit der Nachricht senden sollte, daß ich über Dinge von der äußersten Wichtigkeit mit ihm zu reden hätte. Drei Tage nachher schrieb ich ihm selbst und wiederholte die Bitte um seine schleunige Zurückkunft auf die dringendste Weise; worauf er den folgenden Tag bei uns an Bord kam.

Ich hätte kaum einige Minuten lang mit ihm gesprochen: so wurde ich überzeugt, daß ihm von der ganzen Sache nichts bekannt seyn müsse. Er versprach mir indeß, eine genaue Untersuchung anzustellen; ich aber fuhr fort, uns auf jeden Fall in vertheidigungsfähigen Stand zu setzen.

Nach einigen Tagen berichtete mir Herr Swellingrabel, er habe in Erfahrung gebracht, daß einer der Prinzen des Königes von Makassar in verstellter Kleidung wirklich dagewesen wäre;

 aber

aber von den 800 Mann, welche zugleich mit ihm gekommen seyn sollten, könne er keine Spur entdecken. Bald hernach erhielt ich ein Schreiben von dem Statthalter, dessen Inhalt, unter vielen feierlichen Protestationen gegen die Beschuldigungen des Ungenannten, darauf hinauslief, daß ich den Brief ausliefern mögte, damit man den Urheber darnach erkennen und zur Verantwortung ziehen könnte. Man kann sich leicht vorstellen, daß ich mich dazu nicht werde verstanden haben.

Wir blieben indeß unangefochten, und gingen endlich, da der östliche Passatwind wieder eingetreten war, den 22sten Mai abermals unter Segel. Wir hatten uns nun mit Lebensmitteln hinreichend versehen: denn man kann hier Rindfleisch, besonders aber Reis, Geflügel und Früchte in Ueberfluß bekommen. Auch giebt es eine Menge wilder Schweine in den Wäldern, die man wohlfeil kaufen kann, weil die Eingebohrnen, welche Muhamedaner sind, dergleichen nicht essen dürfen. Man versahe uns hier auch von Zeit zu Zeit mit Schildkröten, die eben so, wie das Schweinefleisch, ein Leckerbissen sind, den sie selbst nie anrühren. Die hiesigen Ochsen sind von derjenigen Art, welche einen Höcker auf dem Rücken hat.

hat. Außerdem zieht man hier auch Pferde, Büffel, Ziegen und Schaafe.

Unsere Fahrt von hier nach Java ging glücklich von statten. Wir vollendeten dieselbe in zehn Tagen, und warfen am eilften auf der Rhede von Batavia die Anker aus. Es war indeß hohe Zeit, daß wir hier ankamen: denn während dieser ganzen Fahrt ließ daß Schiff so viel Wasser ein, daß wir mit zwei Pumpen, woran unaufhörlich gearbeitet wurde, es mit genauer Noth vom Sinken retten konnten.

Des Nachmittages machte ich dem Statthalter meine Aufwartung. Ich beschrieb ihm den Zustand meines Schiffes, und ersuchte ihn um die Erlaubniß, es hier gehörig ausbessern zu lassen. Seine Antwort war: daß ich mich deshalb mit einer Bittschrift an den Staatsrath wenden müßte. Ich that dies, und bediente mich darin des Ausdrucks: daß ich hofte, sie würden mir den Gebrauch der hiesigen nöthigen Werften und Vorrathshäuser erlauben. An diesen Ausdruck hatten die Herrn sich gestoßen, weil er ihnen nicht ehrerbietig genug zu seyn schien.

Ich erhielt hierauf eine Bothschaft zurück, wodurch ich zunächst ersucht wurde, den mir zu Bonthain geschriebenen anonymischen Brief auszuliefern, damit der Urheber desselben zur Strafe gezogen würde. Ich lehnte dieses ab; und als ich mich hierauf nach der Antwort des Staatsraths auf mein Ansuchen erkundigte, erfuhr ich, daß man meinen Ausdruck „ich hofte" übel bemerkt habe, weil dergleichen Schreiben in Form einer Bittschrift abgefaßt werden müßte. Ich entschuldigte mich deshalb, mit der Versicherung, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, jemanden zu beleidigen.

Einige Tage darauf erhielt ich abermals eine Gesandschaft, von der ich aufgefordert wurde, eine schriftliche Versicherung von mir zu stellen, daß ich die zu Bonthain mir gegebene Nachricht für falsch und verläumderisch hielte. Allein ich hatte meine guten Gründe, auch diese Zumuthung abzulehnen. Es verstrichen hierauf abermals einige Tage, ohne daß ich auf meinen Brief eine Antwort erhielt: dann wurde mir angezeigt, daß der Staatsrath wider mein Verfahren zu Makassar und wider meine Weigerung, die verlangte Erklärung von mir zu stellen, als gegen eine ihnen zugefügte Beschimpfung und als gegen eine ihrer

Nation

Nation angethane Ungerechtigkeit, protestirt habe. Ich erwiederte hierauf, daß ich mir nicht bewußt wäre, irgend etwas gethan zu haben, welches für die Holländer beleidigend oder dem Character, mit welchem ich die Ehre hätte bekleidet zu seyn, zuwider wäre, ohngeachtet ich nicht glaubte, von dem Statthalter zu Makassar als der Unterthan eines Freundes und Alliirten behandelt zu seyn. Ich fügte hinzu, daß, wenn man eine Klage gegen mich hätte, man dieselbe vor den König, meinen Herrn, bringen mögte, außer dem ich niemand in der Welt für meinen Richter erkennte.

Da ich auch am folgenden Tage noch immer keine Antwort auf meinen Brief erhielt: so schrieb ich abermals an den Staatsrath, stellte die großen und dringenden Bedürfnisse meines Schiffes vor, und wiederholte meine Bitte: worauf ich denn endlich die Erlaubniß erhielt, die nöthigen Ausbesserungen an einem mir dazu angewiesenen Orte vornehmen zu lassen.

Der Statthalter zu Batavia steht zwar im Dienst seiner Republik, allein er macht in gewissen Stücken mehr Figur, als irgend ein unumschränkter Beherrscher in Europa. So oft er ausfährt, begleitet ihn eine Leibwache zu Pferde, und vor

seiner

seiner Kutsche gehen zwei Schwarze als Läufer her. Jeder derselben trägt ein langes spanisches Rohr in der Hand, womit sie nicht nur Platz machen, sondern auch diejenigen nachdrücklich züchtigen, die dem Statthalter nicht diejenige Ehrfurcht beweisen, welche von Einheimischen und Fremden, ohne Unterschied des Standes, durchgängig gefordert wird. Wenn ihm z. B. jemand in einem Wagen begegnet, es sey in der Stadt oder auf der Landstraße: so ist er nicht nur gehalten auszuweichen: sondern er muß auch still halten, aussteigen und gegen die vorbeifahrende Karosse des Statthalters eine tiefe Verbeugung machen. Kommt ihm jemand nachgefahren, so darf er nicht vorbeieilen, sondern muß hinten bleiben, und wären seine Geschäfte auch noch so dringend. Auch die Glieder des Staatsraths, edele Herren genannt, verlangen ähnliche, nur nicht ganz so demüthigende Ehrenbezeugungen. Wer ihnen im Wagen begegnet, der darf zwar nicht aussteigen, aber er ist doch gezwungen, anzuhalten, aufzustehen und eine Verbeugung zu machen. Auch darf man eben so wenig bei ihnen vorbeifahren. Uebrigens läuft vor diesen edelen Herrn nur Ein Schwarzer her.

Einige Tage nach meiner Ankunft berichtete mir der Wirth: er habe Befehl mir anzudeuten, daß mein Wagen eben so gut, als alle andere, an-

hal-

halten müßte, wenn der Statthalter oder jemand vom Rathe bei mir vorbeiführe. Ich ersuchte ihn, in meinem Namen zu antworten, daß ich mich zu solchen Ceremonien nie bequemen würde; und da er hierauf etwas von den Stäben der Schwarzen murmelte: so versicherte ich ihn, daß ich wissen würde, wie ich mich in solchem Falle zu verhalten hätte, wobei ich auf meine Pistolen wies, welche eben auf dem Tische lagen. Er ging darauf weg. Nach einigen Stunden kam er wieder und sagte: der Statthalter ließe mir melden, daß ich mit den Ehrenbezeugungen es halten könnte, wie es mir beliebte.

Ich verblieb hier über drei Monate lang. Während dieser Zeit hatte ich nur zweimal die Ehre, den Statthalter zu sprechen; das erste mal, gleich bei meiner Ankunft, auf einem seiner Landhäuser; das anderemal in der Stadt, da er eben vor seinem Pallaste spazieren ging. Das erstemal erwies er mir nicht die Höflichkeit, mir die geringste Erfrischung anzubieten, und das letztemal nöthigte er mich nicht einmal, in seinen Pallast zu treten.

Indeß erzeigte er mir doch einmal die Ehre, mich zu einem Gastmale einladen zu lassen. Ich hatte aber gehört, daß einmal ein englischer Commodore bei einer ähnlichen Gelegenheit erfuhr, er

müsse

müsse die Mitglieder des Staatsraths über sich sitzen lassen; worauf er alsobald den Saal verließ und von den sämmtlichen Capitains seines Geschwaders begleitet wurde. Um nun nicht in den nemlichen Fall zu gerathen, ließ ich mich, bevor ich die Einladung annahm, erst nach dem Platze erkundigen, der mir angewiesen werden würde; und da es sich fand, daß man mir den Rang vor den Mitgliedern des Staatsraths nicht verwilligen könnte: so lehnte ich die ganze Sache ab. Ich bitte die Leser, hiebei zu bedenken, daß es mir nicht um meine eigene Ehre, sondern um die Ehre eines englischen Befehlshabers zu thun war.

Am 15ten September 1768, da unser altes Schiff so gut als möglich wieder ausgebessert war, gingen wir von neuem unter Segel, und langten den 28sten November bei dem Vorgebirge der guten Hofnung an; wo wir bis zum 6ten Januar 1769 liegen blieben. Von da setzten wir unsern Lauf nach Europa fort, und hatten hierauf ohne anderweitige merkwürdige Vorfälle zu erleben, am 20sten März die Freude, uns wieder in unserm Vaterlande, und zwar zu Spithead, vor Anker zu sehen, nachdem wir beinahe drei Jahre abwesend gewesen waren.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Bayer. Staats-Bibliothek München

M. Braidt
Buchbinderei
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 3

Braunschweig (1787)

Paed.pr. 4439 f-15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761826-1
VD18 80264581-001